



btb

**Marek
Krajewski**
Tod in
Breslau
Roman

In der Nacht des 13. Mai 1933 kommt es im Salonwagen des Zuges Berlin-Breslau zu grauenhaften Ereignissen: die 17-jährige Marietta von der Malten wird zusammen mit ihrer Gouvernante und dem Zugführer tot aufgefunden. Als Kriminalinspektor Eberhard Mock mit seinen Männern am Tatort erscheint, bietet sich ihnen ein Bild des Schreckens. Die beiden Frauen liegen in ihrem Blut, in ihren Gesichtern spiegeln sich die Qualen eines furchtbaren Todeskampfes. Doch damit nicht genug – als Mock die Leiche der jungen Baronin näher in Augenschein nimmt, macht er eine makabere Entdeckung: Aus der Bauchhöhle der jungen Frau krabbelt ein Skorpion, und Mocks Leute entdecken voller Schrecken, dass im Abteil weitere Exemplare herumkriechen. Mindestens ebenso mysteriös aber sind kryptische Schriftzeichen, mit Blut geschrieben, die der Täter auf der blauen Tapete an der Wand hinterlassen hat. Kann es sein, dass die schockierenden Indizien auf einen Ritualmord hinweisen?

Kriminalinspektor Mock ist fest entschlossen, den Schuldigen zu stellen – und seine gefährliche Jagd führt ihn kreuz und quer durch das Breslau der 30er-Jahre, durch seine Bordelle und Salons sowie in die Archive der Universitätsbibliothek, wo des Rätsels Lösung liegen könnte ...

Marek Krajewski, geboren 1966, ist Altphilologe und Dozent an der Universität Wrocław. Krajewski gilt in Polen als Begründer eines neuen Genres – des Stadtkrimis. So erreichte sein Debütroman »Tod in Breslau« bei seinem Erscheinen höchstes Aufsehen und avancierte innerhalb kurzer Zeit zum Bestseller. Mit Kriminalrat Mock hat der Autor eine interessante und vielschichtige Ermittlerfigur geschaffen, der er weitere Romane widmen will.

Marek Krajewski

Tod in Breslau

Roman

*Aus dem Polnischen von
Doreen Daume*

Die Originalausgabe erschien 1999 unter dem Titel
»Śmierć w Breslau« bei Wydawnictwo Dolnośląskie, Wrocław

btb Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 1999

by Wydawnictwo Dolnośląskie Sp. z. o. o. Wrocław

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München Umschlagmotiv:

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

CN • Herstellung: Augustin Wiesbeck

Made in Germany

ISBN 3-442-72831-2

www.btb-verlag.de

Entdeckt hat gegen deinen Willen dich
Die alles sehende Zeit: sie richtet
Den in unehlicher Ehe lang
Zeugenden und Gezeugten! –

SOPHOKLES, KÖNIG ÖDIPUS
(Deutsch von Wolfgang Schadewaldt)

I

Dresden, Montag 17. Juli 1950.

Fünf Uhr nachmittags

Die Julihitze war unerträglich. Ernst Bennert, Oberarzt des Psychiatrischen Krankenhauses, strich sich mit der Hand über den großen, kahlen Schädel, woraufhin er sie aufmerksam betrachtete, als wolle er darin lesen. Der Handballen war schweißverklebt, und auch in der Lebenslinie glitzerten kleine Tröpfchen.

Zwei Fliegen tranken gierig von der süßen Spur, die Bennerts Teeglas auf der Wachstuchdecke hinterlassen hatte. Durch das Fenster seines Arbeitszimmers fiel erbarmungslos das Licht der untergehenden Sonne.

Doch die Hitze schien dem zweiten im Raum befindlichen Mann nichts auszumachen. Fast schien er es zu genießen, sein pausbäckiges Gesicht mit dem Schnurrbart und dem spießenden Bartschatten der Sonne entgegenzuhalten. Sein pechschwarzes Haar glänzte im Licht. Mit der Hand, deren Rücken einen tätowierten Skorpion zeigte, fuhr er sich über die Wange. Dabei sah er Bennert an. Sein Blick, der im Sonnenschein müde wirkte, wurde plötzlich hellwach.

»Wir wissen es beide, Herr Doktor«, sagte er mit deut-

lich fremdländischem Akzent, »dass Sie das der Behörde, die ich vertrete, nicht abschlagen können.« Bennert wusste es. Er blickte durch das Fenster, und anstelle des einst prachtvollen, heute jedoch heruntergekommenen Bürgerhauses an der Straßenecke sah er eine zu Eis erstarrte sibirische Landschaft, zugefrorene Flüsse, Schneemassen, aus denen menschliche Gliedmaßen ragten. Er sah einen Schuppen, in dem sich Skelette in abgerissenen Uniformen vor einem winzigen eisernen Ofen mit einem schwach glimmenden Feuer drängten. Eine der Gestalten hatte große Ähnlichkeit mit dem ehemaligen Chefarzt der Klinik, Doktor Steinbrunn, der sich vor einem halben Jahr geweigert hatte, der Stasi einen Patienten zum Verhör zu übergeben.

Bennert rieb sich die Augen. Er stand auf, beugte sich aus dem Fenster und genoss kurz den vertrauten Anblick. Unten schimpfte eine junge Mutter mit ihrem ungehorsamen Kind, ein mit Ziegeln beladener Lastwagen rumpelte durch die Straße.

»So ist es, Major Mahmadow. Ich werde Sie persönlich auf die Station begleiten, und Sie werden ihn verhören. Niemand wird Sie sehen.«

»Genauso habe ich es mir vorgestellt. Also dann, auf Wiedersehen um Mitternacht.«

Mahmadow zupfte sich einen Rest Tabak aus dem Schnurrbart, erhob sich und strich seine Hosen glatt. Als er nach der Türklinke griff, hörte er hinter sich ein lautes Klatschen. Jäh drehte er sich um. Bennert lächelte verschmitzt, die zusammengerollte Ausgabe des »Neuen Deutschland« in den Händen. Zwei Fliegen lagen zerquetscht auf dem Wachstum.

Dresden, 17. Juli 1950.

Mitternacht

Der Patient Herbert Anwaldt hatte es nur seiner Phantasie zu verdanken, dass er das »Folterhaus«, wie er die Dresdener Klinik für Psychiatrie an der Marienallee nannte, schon fünf Jahre lang überlebt hatte. Mithilfe dieser Phantasie geschahen wunderbare Transformationen: die Tritte und Schläge der Pfleger verwandelten sich in zarte Liebkosungen, der Fäkaliengestank in Frühlingsdüfte, das Brüllen der Kranken zu Barockkantaten und die abblätternde Ölfarbe an den Wänden zu Fresken von Giotto. Seine Gedanken gehorchten ihm. Nach jahrelanger Übung hatte er sie so sehr in seiner Gewalt, dass er sogar eines vollkommen hatte unterdrücken können, was ihm das Überleben in Gefangenschaft unmöglich gemacht hätte: das Verlangen nach einem weiblichen Körper. Er musste nicht mehr wie der Weise aus dem Alten Testament »das Feuer in seinen Lenden ersticken« – denn diese Flamme war längst schon erloschen. Nur in einem Punkt versagte ihm seine Phantasie den Dienst: dann, wenn er sah, wie im Saal kleine, flinke Insekten über den Boden huschten. Ihre bräunlich-gelben Panzer, die in den Spalten des Parkettbodens aufblitzten, die zittrigen Fühler, die hinter dem Waschbecken hervorstanden, einzelne Prachtexemplare, die über seine Decke krabbelten: hier ein trächtiges Weibchen, das einen blassen Kokon hinter sich herschleifte, da ein stattliches Männchen, das sich auf den Hinterbeinen aufrichtete, dort ein hilfloses Jun-

ges, das sich fortwährend um sich selbst drehte – solch ein Anblick bewirkte, dass die Neurosen in Anwaldts Gehirn von elektrischen Entladungen gebeutelt wurden. Dann krümmte er sich gequält zusammen, und es kam ihm vor, als ob sich die Fühler in seine Haut bohrten und ihn tausende von Beinchen kitzelten. Nicht selten löste das einen Tobsuchtsanfall bei ihm aus, und er wurde für die anderen Patienten gefährlich – besonders seitdem er einmal bemerkt hatte, dass einige von ihnen die Tierchen mit Streichholzschachteln einfingen und sie ihm ins Bett setzten. Einzig der Geruch von Insektenvertilgungsmittel konnte seine Nerven wieder beruhigen. Das Problem hätte nur gelöst werden können, indem er in eine andere Stadt, und damit in ein anderes, weniger kakerlakenverseuchtes Spital verlegt worden wäre. Doch dazu hätte man unvorhersehbare bürokratische Hindernisse überwinden müssen, und bisher hatte noch jeder Chefarzt den Plan resigniert wieder aufgegeben. Dr. Bennert hatte sich darauf beschränkt, dem Patienten ein Einzelzimmer zuzuweisen, in dem etwas öfter Insektengift gesprüht wurde. In den Phasen zwischen seinen Wahnvorstellungen verhielt sich der Patient Anwaldt ruhig und widmete sich dem Studium semitischer Sprachen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn der Pfleger Jürgen Knopp auch heute während seines Rundgangs an. Obwohl ihm Oberarzt Bennert an diesem Tag unerwartet dienstfrei gegeben hatte, wollte Knopp das Spital nicht verlassen. Er schloss die Tür zu Anwaldts Zimmer und ging auf eine andere Station im Nachbargebäude. Dort setzte er sich mit seinen beiden Kollegen Frank und Vogl

an einen kleinen Tisch und begann Karten zu mischen. Skat war die Leidenschaft des ganzen Personals. Knopp sagte Pik an und spielte gleich den Kreuzbuben aus, um sich die Trümpfe zu sichern. Gerade als er seinen Stich einstreichen wollte, ließ sich ein fast unmenschliches Gebrüll vernehmen, das über den ganzen dunklen Hof bis zu ihnen drang.

»Sieh mal einer an, was haben wir denn da für einen Brüllaffen?«, dachte Vogl laut.

»Das ist Anwaldt. Gerade ist das Licht bei ihm angekommen.« Knopp lachte. »Wahrscheinlich hat er wieder eine Kakerlake gesehen.«

Knopp hatte nur teilweise Recht. Es war zwar wirklich Anwaldt, der geschrien hatte – allerdings nicht wegen einer Kakerlake. Über den Boden seines Krankenzimmers waren soeben – während sie merkwürdig mit ihren langen Schwänzen zuckten – vier ausgewachsene, schwarze Wüstenskorpione spaziert.

Breslau, Samstag, 13. Mai 1933.

Ein Uhr nachts

Madame le Goef, eine Ungarin, die diesen französischen Namen nur angenommen hatte, wusste genau, was zu tun war, um in Breslau an Kundschaft zu kommen. Sie gab keinen Pfennig für Annoncen in der Presse oder sonstige Reklame aus, sondern wählte den direkten Weg, vertraute auf ihre untrügliche Intuition und schrieb sich aus dem Breslauer Telefonbuch etwa hundert Namen samt Adres-

sen heraus. Dann legte sie einer ihrer Luxusprostituierten, die nur in besten Kreisen verkehrte, die Liste vor, um sicherzugehen, dass es sich bei ihrer Wahl ausschließlich um sehr begüterte Männer handelte. Daneben hatte Madame noch eine Liste mit Ärzten und Professoren der Breslauer Universität und der Technischen Hochschule angelegt. Ihnen allen hatte sie in unauffälligen Kuverts diskrete Briefe geschickt – mit dem Hinweis auf die Eröffnung eines neuen Clubs, in dem auch der anspruchsvollste Herr seine Wünsche befriedigen könne. Eine weitere Reihe von Schreiben hatte sie an Herrenclubs, Dampfbäder und Varietés geschickt. Die mit üppigem Trinkgeld bestochenen Garderobieren und Portiers schmuggelten den Gästen seitdem duftende Kärtchen in die Manteltaschen, auf denen die Zeichnung einer appetitlichen Venus zu sehen war – in schwarzen Strümpfen und mit einem Zylinder in der Hand.

Trotz einiger hell empörter Presseberichte und zwei laufender Gerichtsverfahren erlangte der Club von Madame de Goef bald Berühmtheit. Dreißig Mädchen und zwei junge Männer standen den Kunden mit all ihren Reizen für die verschiedensten Dienste zur Verfügung.

Im Salon ließ man es auch an künstlerischen Auftritten nicht fehlen. Die »Artistinnen« rekrutierten sich aus dem saloneigenen Personal, oder es gab – was häufiger vorkam – fürstlich honorierte Gastspiele der Tänzerinnen des Kabarets »Imperial« oder eines kleineren Revuetheaters. Zwei Abende pro Woche wurden in orientalischem Stil abgehalten (wobei einige »Ägypterinnen«, die sonst im Kabarett auftraten, sich nicht nur auf den Bauchtanz

beschränkten), es gab zwei Abende im »klassischen Stil« (Bacchanalien), an einem Tag ging es auf rustikale, deutsche Art zu (Heidi in Spitzenhörschen), und an einem Abend herrschte geschlossene Gesellschaft – dieser Tag war besonderen Gästen und ihren diskreten Rendezvous vorbehalten. Montags blieb der Club geschlossen. Bald wurden Reservierungen telefonisch entgegengenommen, und das kleine preußische Palais mit dem Spitznamen »Loheschlösschen« in dem Breslauer Vorort Opperau war bald stadtbekannt. Die angefallenen Kosten waren rasch wieder wettgemacht, umso mehr, als Madame nicht die einzige Investorin war. Den Löwenanteil der Ausgaben hatte das Breslauer Polizeipräsidium übernommen – wobei die Rückzahlungen an diese Behörde nicht nur finanzieller Art waren. So waren also alle zufrieden, besonders die Kundschaft, einerlei ob sie nur sporadisch oder regelmäßig im Club verkehrte. Doch immer mehr wurden zu Stammkunden. Denn wo sonst hätte Otto Andrae, Professor der Orientalistik – im Turban, bewaffnet mit einem Krummdolch –, seiner wehrlosen Houri nachjagen können, um sie auf einem Berg von scharlachroten Kissens in Besitz zu nehmen, wo sonst hätte der Direktor des Städtischen Theaters seinen fetten Rücken den süßen Misshandlungen einer schlanken Amazone in Reitstiefeln darbieten können?

Madame kannte die Wünsche der Männer und war glücklich, wenn sie ihnen entgegenkommen konnte. Und die größte Freude hatte ihr vor einiger Zeit der Rat Eberhard Mock gemacht, stellvertretender Chef der Kriminalabteilung des Polizeipräsidiums, als sie ihm zwei schach-

spielende Mädchen besorgen konnte. Madame hatte eine besondere Sympathie für den leicht untersetzten Mock mit seinem dichten und gewellten brünetten Haar. Er vergaß nie, Blumen für Madame mitzubringen, und er hatte auch für die Mädchen, die ihn gerne bedienten, immer kleine Aufmerksamkeiten dabei. Er war beherrscht und schweigsam, liebte Scharaden, Bridge, Schach und dralle Blondinen. Diesen Leidenschaften konnte er bei Madame le Goef hemmungslos nachgehen. Jeden Freitag um Mitternacht fand er sich ein, er kam durch die Hintertür, schenkte den künstlerischen Darbietungen nicht die geringste Beachtung und begab sich geradewegs in sein Lieblingszimmer, wo seine beiden Odaliskinnen schon auf ihn warteten. Er ließ sich von ihnen in einen seidenen Schlafrock hüllen, mit Kaviar füttern und mit Rheinwein verwöhnen.

Mock saß bewegungslos da, nur seine Hände wanderten über die alabasterne Haut der Sklavinnen. Nach dem Mahl setzte er sich mit einer von ihnen zum Schachspiel. Währenddessen kroch die zweite unter den Tisch, um dort zu tun, was angeblich bereits bei den prähistorischen Völkern eine wohl bekannte Praktik war. Das Mädchen, das mit dem Rat Schach spielte, wusste, dass jedem von Mocks gelungenen Zügen eine bestimmte erotische Stellung zugeordnet war. Wenn sie also einen Bauer oder eine andere Figur an Mock verlor, erhob er sich vom Tisch und ließ sich mit seiner Partnerin auf dem Sofa nieder, wo er sich mit ihr für eine Weile in der jeweiligen Stellung vergnügte.

Gemäß der selbst auferlegten Gesetze war es Mock jedoch nicht erlaubt, seine Begierden zu befriedigen, wenn

ihn eine seiner Partnerinnen schachmatt gesetzt hatte. Das war ihm bereits einmal passiert, damals war er wortlos aufgestanden, hatte jedem der Mädchen eine Blume geschenkt und war gegangen – seinen Ärger und seine Frustration hatte er hinter einem liebenswürdigen Lächeln versteckt. Seitdem erlaubte er sich keinen Konzentrationsfehler mehr über dem Schachbrett.

Wieder einmal war ein langes Spiel vorbei, Mock ruhte ein wenig auf dem Sofa und las den Mädchen aus seinen Abhandlungen über menschliche Charaktere vor. Das war seine dritte Passion, die er nur in seinem Lieblingsclub mit anderen teilte. Der Kriminalrat und Liebhaber der Literatur der Antike überraschte seine Dienerinnen mit langen lateinischen Zitaten. Er war ein wenig neidisch auf Nepos und Theophrast und konstruierte daher seine eigenen Charakteristiken von Personen, mit denen er Umgang pflegte – wobei er durchaus literarische Ansprüche an sich selbst stellte. Als Grundlage hierfür dienten ihm sowohl seine eigenen Beobachtungen als auch die Polizeiakten. Etwa einmal im Monat ersann er einen neuen Charakter, und die bereits bestehenden vervollständigte er zudem ständig mit immer neuen Fakten. All dies verursachte beim Vorlesen ein großes Durcheinander in den Köpfchen der müden Mädchen. Sie saßen zu seinen Füßen, blickten in seine runden Augen, und auch wenn sie nicht richtig zuhörten, fühlten sie, wie in ihrem Kunden eine Welle des Glücks aufstieg.

In der Tat war Mock glücklich, und wenn er gegen drei Uhr morgens das Haus verließ, gab er den Mädchen immer noch ein paar kleine Geschenke und dem verschlaf-

nen Portier ein Trinkgeld. Seine Zufriedenheit bemerkte sogar der Fiaker, der ihn durch die nächtlich stille Gräb-schener Straße zu einem stattlichen Bürgerhaus auf dem Rehdingenplatz kutscherte, wo der Kriminalrat sich an der Seite seiner Frau schlafen legte. Nur noch das Ticken der Uhr und die Rufe des Milchmanns und des Fuhrmanns waren zu vernehmen.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Mai 1933 war es Eberhard Mock leider nicht vergönnt, in den Armen von Madame le Goefs Mädchen glücklich zu sein. Er hatte sich gerade in eine interessante sizilianische Eröffnung vertieft, als Madame diskret an die Tür klopfte.

Nach einem Moment klopfte sie noch einmal. Mock seufzte, band seinen Schlafrock zu, stand auf und öffnete die Tür. Sein Gesicht verriet nichts, doch Madame konnte ahnen, was in ihm vorging, wenn jemand seinen exquisiten erotischen Schach-Contredance störte.

»Lieber Herr Rat ...« Die Besitzerin des Clubs verzichtete auf sämtliche Entschuldigungen, die, wie sie wusste, in diesem Fall sinnlos gewesen wären. »Ihr Assistent ist unten.«

Mock dankte höflich, zog sich rasch an, wobei ihm die Mädchen behilflich waren (eine reichte ihm die Krawatte, während die andere ihm Hose und Hemd zuknöpfte), nahm aus seiner Aktentasche zwei kleine Bonbonnieren und verabschiedete sich von den untröstlichen Schachspielerinnen. Er warf Madame noch ein kurzes »Gute Nacht!« zu und lief die Treppe hinunter, wo er auf seinen Assistenten Max Forstner stieß, der in der Halle nahe einer Kristalllampe stand, die warnend klirrte.

»Baronesse Marietta von der Malten ist vergewaltigt und ermordet worden«, stieß Forstner hervor.

Mock lief hinaus auf den Vorplatz, stieg in seinen schwarzen Adler, warf die Tür ein wenig zu heftig zu und zündete sich eine Zigarette an. Forstner setzte sich dienstefrig hinter das Steuer und ließ den Motor an. Sie fuhren schweigend. Als sie die Lohe-Brücke überquerten, kam Mock endlich zu sich.

»Wie haben Sie mich hier gefunden?«, fragte er und blickte auf die Mauer des städtischen Friedhofs, die rechts an ihnen vorbeizog. Vor dem dunklen Hintergrund des Himmels zeichnete sich deutlich das dreieckige Dach des Krematoriums ab.

»Direktor Mühlhaus hat es mir geflüstert.« Forstner zuckte mit den Schultern, als wolle er sagen: »Schließlich wissen doch alle, wo Mock freitags anzutreffen ist.«

»Unterlassen Sie diese Gesten, Forstner!« Mock sah ihn scharf an. »Sie sind immer noch mein Assistent.«

Das sollte drohend klingen, aber es machte auf Forstner nicht den geringsten Eindruck. Mock ließ Forstners breites Gesicht nicht aus den Augen (*Du kleine, fette, rothaarige Kanaille!*), und wieder einmal wusste man nicht, wer, gegen alle Vernunft, entschieden hatte, diesem unverschämten Untergebenen eine solche Position zu verschaffen. Es war nicht leicht gewesen, als Forstner zusammen mit der Riege des neuen Polizeipräsidenten und fanatischen Nazis, SA-Obergruppenführer Edmund Heines, in der Kriminalabteilung aufgenommen wurde. Mock hatte in Erfahrung gebracht, dass sein Assistent nicht nur ein Protegé Heines war, sondern dass

Forstner auch noch mit seinen guten Beziehungen zum neuen schlesischen Gauleiter Helmuth Brückner prahlte, den die Nazis erst nach den gewonnenen Reichstagswahlen eingesetzt hatten. Aber Mock arbeitete bereits fast ein Vierteljahrhundert bei der Polizei, und er wusste, dass man jeden kaltstellen konnte. Solange er am Ruder und der alte Freimaurer und Liberale Heinrich Mühlhaus Chef der Kriminalabteilung war, konnte er Forstner jedoch bestenfalls in wichtigen Angelegenheiten einfach nicht einsetzen und ihn stattdessen zur Registrierung der Prostituierten vor dem Hotel Savoy am Tauentzienplatz abkommandieren, oder zur Ausweiskontrolle der Homosexuellen unter dem Kaiser-August-Denkmal auf der Promenade vor der Akademie der schönen Künste. Am meisten ärgerte es Mock, dass er keine einzige Schwäche von Forstner kannte – in seinen Akten war nicht der geringste dunkle Fleck zu finden. Und aus seiner täglichen Beobachtung konnte er nur eines schließen, das auf die Kurzformel »bornierter Pedant« gebracht werden konnte. Zwar hatte die enge Beziehung zu Heines, von dem allgemein bekannt war, dass er eine Neigung zur Päderastie besaß, in Mock einen vagen Verdacht aufkommen lassen, doch das war noch keine ausreichende Handhabe, um sich diesen Gestapo-Spitzel gefügig zu machen.

Sie kamen am Sonnenplatz an. Die Stadt pulsierte vor Leben. In der Straßenbiegung kreischte die Trambahn, mit der die Arbeiter zur zweiten Schicht in die Fabriken von Linke, Hofmann und Lauchhammer fuhren, das Licht der Gaslaternen flackerte. Sie bogen nach rechts in die Gartenstraße ein: Vor der Markthalle drängten sich

die Fuhrwerke mit ihren Kartoffel- und Kohllieferungen, der Wächter des großen Jugendstilgebäudes an der Ecke Theaterstraße reparierte schimpfend die Lampe über dem Eingang, und zwei betrunkene Burschenschaftler hatten nichts Besseres zu tun, als ein paar Prostituierte anzupöbeln, die mit ihren Schirmen vor dem Konzerthaus auf und ab defilierten. Sie passierten den Autosalon Kotschenreuther und Waldschmidt, den schlesischen Landtag und einige Hotels. Vom nächtlichen Himmel fiel ein feiner Sprühregen.

Der Wagen hielt auf der Rückseite des Hauptbahnhofs, in der Teichackerstraße gegenüber der öffentlichen Badeanstalt. Sie stiegen aus. Sofort waren ihre Mäntel und Hüte mit Feuchtigkeit überzogen, der Nieselregen setzte sich auf die dunklen Bartstoppeln von Mock und auf die glatt rasierten Wangen Forstners. Sie stolperten über die Schienen, um auf das Nebengleis zu gelangen, wo bereits eine Gruppe Eisenbahner und uniformierter Polizisten stand und aufgebracht diskutierte. Genau in dem Moment traf auch der Polizeifotograf Helmut Ehlers mit seinem charakteristischen Hinken ein.

Ein älterer Polizist mit einer Öllampe in der Hand kam auf Mock zu, auch er war zu dem Ort des makabren Verbrechens abkommandiert worden.

»Kriminalwachtmeister Emil Koblichke, melde gehorsamst.« Er stellte sich wie gewohnt vor – völlig unnötigerweise, denn Mock kannte seine Untergebenen gut. Koblichke hielt die Hand über seine Zigarette und blickte Mock aufmerksam an.

»Wenn Sie und ich zusammentreffen, ist immer etwas

Schlimmes geschehen.« Er wies mit dem Blick in Richtung des Salonwagens mit dem Schild *Berlin-Breslau*. »Und das hier sieht sehr schlimm aus.«

Im Gang des Wagons umringten die drei vorsichtig die Leiche eines Eisenbahners. Sein aufgedunsenes Gesicht war zu einer Maske des Schmerzes erstarrt. Blutspuren waren keine zu sehen. Koblischke packte den Leichnam am Kragen und setzte ihn auf, der Kopf des Eisenbahners fiel zur Seite. Als der Polizist den Uniformkragen losließ, beugten sich Mock und Forstner hinunter.

»Komm näher mit der Lampe, Emil, man kann ja nichts sehen«, befahl Mock.

Koblischke stellte die Lampe auf den Boden und drehte den Leichnam auf den Bauch. Er befreite einen Arm aus Uniform und Hemd und riss die Kleidung des Toten herunter, sodass Rücken und Schultern bloßlagen. Er hielt das Licht näher. Auf Nacken und Schulterblatt konnte man einige rote Flecken und eine bläuliche Schwellung erkennen. Zwischen den Schulterblättern des Eisenbahners lagen drei zerquetschte Skorpione.

»Können denn drei solche Insekten einen Menschen töten?« Forstner bewies zum ersten Mal seine Ignoranz.

»Das sind keine Insekten, sondern Spinnentiere.« Mock bemühte sich nicht, den verächtlichen Ton in seiner Stimme zu unterdrücken. »Außerdem sollte man erst die Ergebnisse der Autopsie abwarten.«

Wenn die Polizisten im Falle des Eisenbahners noch Zweifel hatten, so war die Todesursache der beiden Frauen, die im Salon aufgefunden worden waren, mehr als offensichtlich.

Mock ertappte sich oft dabei, dass nach einer tragischen Nachricht zuallererst ganz gewissenlose Gedanken auf ihn einstürzten und dass ein erschütternder Anblick ihn – amüsierte. Als seine Mutter in Waidenburg gestorben war, war ihm als Erstes die absurde Frage durch den Kopf geschossen: Was sollte man nun mit dem alten riesengroßen Sofa tun, das weder durch die Tür noch durch das Fenster passte? Und beim Anblick der mageren, bleichen Waden eines wahnsinnigen Bettlers, der einen kleinen Hund vor dem ehemaligen Polizeipräsidium an der Schuhbrücke 49 zu Tode gequält hatte, war er in albernes Gelächter ausgebrochen. So war es auch jetzt: Als Forstner in einer Blutlache auf dem Boden des Salonabteils ausrutschte, prustete Mock los. Diese Reaktion des Kriminalrates kam für Koblichke völlig unerwartet. Er hatte in seinem Leben schon viel gesehen, doch der Anblick im Salon stellte alles bisher Erlebte in den Schatten – Koblichke wurde von einem nervösen Schaudern geschüttelt. Forstner verließ eilig den Wagon, und Mock begann mit seiner Inspektion.

Die siebzehnjährige Marietta von der Malten lag, von der Taille abwärts entblößt, auf dem Boden. Ihr dichtes, aufgelöstes aschblondes Haar war blutdurchtränkt wie ein Schwamm. Das Gesicht war in einer Weise verzerrt, als sei es mitten in einem heftigen Anfall plötzlich von einer Lähmung ergriffen worden. Aus ihrem aufgeschnittenen Leib quollen die Gedärme heraus. Auch der Magen war aufgerissen, man konnte in ihm noch Reste von halb verdauter Nahrung erkennen. Mock hatte kurz den Eindruck, als bewegte sich etwas in der Bauchhöhle. Er über-

wand seinen Ekel und beugte sich tiefer über den Körper des Mädchens. Der Gestank war unerträglich. Mock schluckte. Mitten in Blut und Schleim krabbelte ein kleiner, flinker Skorpion.

Forstner erbrach sich heftig in der Toilette. Koblichke machte einen erschrockenen Satz zur Seite, da etwas unter seiner Sohle geknirscht hatte.

»Scheiße, da sind noch mehr davon!«, schrie er.

Sie durchsuchten alle Ecken des Abteils genau und fanden noch drei weitere Skorpione, die sie sofort erschlugen. »Ein Glück, dass keins von den Viechern jemanden von uns erwischt hat!«, keuchte Koblichke. »Sonst würden wir jetzt so wie der da auf dem Gang liegen!«

Als sie sicher waren, dass sich kein Skorpion mehr im Wagon befand, untersuchten sie das zweite Opfer, Fräulein Françoise Debroux, die Gouvernante der Baronesse. Die etwas über vierzig Jahre alte Frau lag über der Armlehne eines Sofas. Zerrissene Strümpfe, Krampfadern auf den Waden, das schlichte Kleid mit dem weißen Kragen bis zu den Achseln hinaufgeschlagen, das schütterere Haar, gewöhnlich zu einem altmodischen Dutt zusammengebunden, aufgelöst. Ihre Zähne hatten sich in die geschwollene Zunge verbissen, um ihren Hals hing eine abgerissene Vorhangschnur, mit der sie stranguliert worden war. Mock blickte angewidert auf die Leiche. Zu seiner Erleichterung war wenigstens nirgends mehr ein Skorpion zu sehen.

»Und am eigenartigsten ist das da.« Koblichke zeigte auf die Wand des Abteils, die mit einem in verschiedenen

Blautönen gestreiften Stoff tapeziert war. Zwischen den beiden Fenstern konnte man etwas wie eine Schrift erkennen. Es waren zwei Zeilen mit sonderbaren Zeichen. Mock sah genauer hin. Er schluckte noch einmal.

»Ja, ja ...« Koblichke hatte ihn gleich verstanden.
»Jemand hat das mit Blut geschrieben.«

Mock gab dem diensteifrigen Forstner zu verstehen, dass er nicht nach Hause chauffiert werden wolle. Stattdessen ging er langsam zu Fuß, den Mantel ließ er aufgeknöpft. Schwer fühlte er die Last seiner fünfzig Jahre. Nach einer halben Stunde befand er sich wieder in vertrauter Umgebung. Er blieb vor einem Haustor in der Opitzstraße stehen und sah auf die Uhr. Es war vier. Um diese Zeit kam er gewöhnlich von seinen freitäglichen »Schachpartien« zurück. Doch noch an keinem Freitag war er so erschöpft heimgekehrt wie heute.

Als er sich neben seine Frau legte, lauschte er noch dem Ticken der Uhr. Bevor er einschlief, kam ihm eine Szene aus seiner Jugend in Erinnerung. Als zwanzigjähriger Student war er bei entfernten Verwandten zu Gast auf deren Anwesen bei Trebnitz gewesen. Damals hatte er ein bisschen mit der Frau des Statthalters des Vorwerks geflirtet. Und nach vielen vergeblichen Versuchen hatte er sie dazu überredet, sich mit ihm zu einem Spaziergang zu verabreden. So hatte er also am Flussufer unter einer alten Eiche gesessen, sicher, dass er heute endlich sein Verlangen nach dem verführerischen Körper dieser Frau stillen werde. Er hatte eine Zigarette geraucht und den Streitereien der Mädchen aus dem Dorf zugehört, die am ge-

genüberliegenden Flussufer spielten. Grausam hatten sie ein Mädchen mit einem lahmen Bein davongejagt und ihr immerzu das Wort »Hinkebein« nachgerufen. Das Kind hatte am Ufer gestanden und zu Mock herübergeblickt. In der ausgestreckten Hand hielt es eine alte Puppe, sein mit Flickchen übersätes Kleidchen flatterte im Wind, und die Schuhe waren über und über mit Lehm beschmutzt. Mock hatte der Anblick an einen Vogel mit gebrochenem Flügel erinnert. Als er das Mädchen ansah, hatte er unwillkürlich weinen müssen.

Auch jetzt konnte er seine Tränen nicht zurückhalten. Seine Frau murmelte etwas im Schlaf. Mock stand auf, öffnete das Fenster und hielt das erhitzte Gesicht in den Regen. Auch Marietta von der Malten hatte gehinkt – er hatte sie schon als Kind gekannt.

Breslau, 13. Mai, 1933.

Acht Uhr morgens

Jeden Samstag fand sich Mock um neun Uhr morgens im Polizeipräsidium ein. Die Portiers, Laufburschen und mit Ermittlungen Beauftragten warfen sich bedeutungsvolle Blicke zu, wenn der lächelnde, unausgeschlafene Kriminalrat höflich ihren Gruß erwiderte und eine Duftwolke teuren Eau de Colognes hinter ihm herwehte. Doch heute erinnerte nichts an den sonst so zufrieden wirkenden, verständnisvollen und milde gestimmten Vorgesetzten. Schon um acht Uhr war er türenknallend in das Gebäude gestürmt. Er hatte seinen Schirm mehrere Male energisch

ausgeschüttelt, sodass die Wassertropfen nur so stoben. Ohne auf das »Guten Morgen, Herr Rat!« des Portiers und des verschlafenen Laufburschen zu antworten, lief er eilig die Treppe hinauf. Dabei blieb er mit der Schuhspitze an der obersten Stufe hängen und wäre beinahe der Länge nach hingefallen. Der Portier Handke traute seinen Ohren kaum – zum ersten Mal hörte er einen deftigen Fluch aus dem Munde Mocks.

»Oje, der Herr Rat ist heute ungnädig!« Er grinste dem Laufburschen Bender zu.

Mock ging in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und zündete sich eine Zigarette an. Er starrte aus dem Fenster, bis er bemerkte, dass er in Mantel und Hut da saß, rührte sich jedoch nicht von der Stelle. Einige Minuten später klopfte es an der Tür, und Forstner kam herein.

»In einer Stunde sollen alle hier sein.«

»Sie sind bereits da.«

Es war das erste Mal, dass Mock einen anerkennenden, wenn auch kühlen Blick auf seinen Assistenten warf.

»Forstner, bitte melden Sie ein Telefongespräch mit Universitätsprofessor Andrae an. Und rufen Sie bei Baron Olivier von der Malten an und fragen Sie, wann der Baron bereit wäre, mich zu empfangen. Die Einsatzbesprechung wird in fünf Minuten hier stattfinden.«

Er irrte sich nicht, Forstner hatte beim Hinausgehen wirklich die Absätze aneinander geknallt.

Die Ermittlungsbeamten und Inspektoren samt ihren Assistenten, die Sekretäre und Wachtmeister der Kriminalabteilung – sie alle wunderten sich nicht beim Anblick

ihres unrasierten Chefs und des bleichen Forstner. Sie wussten, dass der verstimmte Magen des Letzteren heute nichts mit seiner Vorliebe für Grützwurst mit Zwiebeln zu tun hatte.

»Meine Herrschaften, Sie müssen alle gerade in Arbeit befindlichen Angelegenheiten beiseite legen.« Mock sprach laut und mit Nachdruck. »Wir müssen alle rechtmäßigen und unrechtmäßigen Methoden anwenden, um den Mörder oder die Mörder zu finden. Sie dürfen prügeln, und Sie dürfen erpressen. Ich werde dafür sorgen, dass Ihnen alle geheimen Akten zur Einsicht offen stehen. Scheuen Sie keine Kosten bei der Informationsbeschaffung. Und nun zu den Details: Hanslik und Burck, Sie werden jeden verhören, der in irgendeiner Form mit dem Kauf und Verkauf von Tieren zu tun hat – beim Lieferanten des zoologischen Gartens angefangen bis zu den Tierhandlungen, wo man Papageien und Goldfische kaufen kann. Ich erwarte Ihren Bericht am Dienstagmorgen. Smolorz, Sie werden eine Liste sämtlicher privater Tierhalter in Breslau und Umgebung beibringen – auch etwaiger Exzentriker, die mit ihrer Anakonda schlafen. Und Sie werden sie verhören. Forstner wird Ihnen dabei zur Seite stehen. Bericht am Dienstag. Helm und Friedrich, Sie werden die Akten all derer durchforsten, die seit Kriegsende wegen Vergewaltigung oder jedweder sonstigen sexuellen Aberration registriert sind. Dabei werden Sie Ihr besonderes Augenmerk auf die Tierfreunde richten sowie auf alle, die auch nur ansatzweise etwas von orientalischen Sprachen verstehen. Bericht Montagabend. Reinert, Sie werden zwanzig Leute zusammen-

trommeln und alle Bordelle besuchen, wobei Sie so viele Prostituierte verhören werden, wie Sie nur irgend schaffen. Finden Sie heraus, ob es irgendwelche Sadisten unter den Kunden gegeben hat und ob einer beim Orgasmus aus dem *Kamasutra* zitiert hat. Bericht am Dienstag. Kleinfeld und Krank – Sie werden keine leichte Aufgabe haben. Sie sollen herausfinden, wer die unglücklichen Opfer zuletzt gesehen hat. Sie werden mir jeden Tag um drei Uhr Bericht erstatten. Meine Herrschaften, der morgige Sonntag ist kein arbeitsfreier Tag.«

Breslau, 13. Mai. 1933.

Elf Uhr vormittags

Professor Andreae war stur. Er behauptete hartnäckig, dass er nur den tatsächlich auf die Tapete geschriebenen Originaltext entziffern könne. Er wollte nichts von Fotografien oder noch so perfekt ausgeführten handschriftlichen Kopien wissen. Auch Mock hegte seit seinem – allerdings nicht abgeschlossenen – philologischen Studium einen großen Respekt vor Handschriften, und so gab er nach. Er legte den Hörer auf und veranlasste Forstner, aus der Asservatenkammer die Stoffrolle mit den geheimnisvollen Zeilen zu holen. Er selbst ging währenddessen zum Chef der Kriminalabteilung Dr. Heinrich Mühlhaus und stellte ihm seinen Aktionsplan vor. Der Direktor gab keinen Kommentar dazu ab, weder Lob noch Tadel, und machte auch keine Vorschläge. Er erweckte den Eindruck eines Großvaters, der mit nachsich-

tigem Lächeln den versponnenen Träumereien seines Enkels zuhört. Immer wieder strich er sich über seinen grau melierten Bart, rückte seinen Zwicker zurecht, paffte seine Pfeife und blinzelte. Derweil versuchte Mock die Augen offen zu halten und sich auf das Bild seines Vorgesetzten zu konzentrieren.

»Junger Mann, bleiben Sie wach«, donnerte Mühlhaus unvermittelt. »Ich weiß, dass Sie müde sind.«

Er trommelte mit seinen gelben Fingerspitzen auf die Tischplatte: Der Großvater ermahnte den Enkel.

»Sie müssen den Mörder finden, Herr Mock. Denn wissen Sie, was passiert, wenn Sie ihn nicht finden? Ich werde in einem Monat in Pension gehen. Und Sie, was werden Sie tun? Anstatt meinen Platz einzunehmen, was ja bisher sehr wahrscheinlich ist, werden Sie zum Beispiel Bahnschutzkommandant in Obernigk, oder Sie werden die Fischteiche in Lüben als Kommandant der dortigen Fischereipolizei beaufsichtigen. Sie kennen von der Malten gut. Wenn Sie den Mörder nicht finden, wird er seinen Zorn an Ihnen auslassen, denn er ist immer noch sehr einflussreich. Ach, übrigens, bevor ich es vergesse ... Behalten Sie Max Forstner im Auge. Er informiert die Gestapo über jeden unserer Schritte.«

Mock bedankte sich für den Hinweis und kehrte zurück in sein Arbeitszimmer. Er blickte aus dem Fenster auf den von alten Platanen gesäumten Stadtgraben und den sonnenüberfluteten Schlossplatz. Gerade marschierte eine Militärkapelle, die für das morgige Frühlingfestival probte, über den Platz. Das Sonnenlicht umgab Mocks Kopf mit einer bernsteinfarbenen Aureole. Er schloss die

Augen und sah wieder das Kind mit dem lahmen Bein am Fluss vor sich. Und er sah auch wieder die Frau des Statthalters von weitem auf ihn zukommen – das Objekt seiner jugendlichen Begierden.

Das Klingeln des Telefons holte ihn zurück in die Wirklichkeit. Er fuhr mit den Fingern durch sein leicht fettiges Haar und nahm den Hörer ab. Es war Kleinfeld.

»Herr Rat, die letzte Person, die mit dem Mordopfer gesprochen hat, war der Kellner Hirschberg. Wir haben ihn verhört. Er hat den Damen um Mitternacht Kaffee in den Salon gebracht.«

»Wo war der Zug um diese Zeit?«

»Zwischen Liegnitz und Breslau, hinter Maltsch.«

»Hatte der Zug zwischen Maltsch und Breslau noch einen geplanten Halt?«

»Nein. Er könnte höchstens kurz vor der Einfahrt in den Breslauer Bahnhof noch einmal stehen geblieben sein, um das grüne Licht abzuwarten.«

»Danke, Kleinfeld. Sehen Sie sich diesen Hirschberg genau an, ob seine Hände sauber sind ...«

»Wird gemacht!«

Das Telefon klingelte ein zweites Mal.

»Herr Rat«, ließ sich der Bariton Forstners vernehmen. »Professor Andreae hat die Schrift als altsyrisch identifiziert. Am Dienstag werden wir die Übersetzung haben.«

Und gleich darauf der dritte Anruf.

»Hier bei Baron von der Malten. Der Herr Baron erwartet Sie so bald wie möglich in seiner Residenz.«

Mock verwarf seinen ersten Gedanken, den dreisten Majordomus des Barons in seine Schranken zu weisen. Er

besann sich und versicherte, er werde sogleich zur Stelle sein.

Sobald Forstner von der Universität zurückgekommen war, befahl er diesem; ihn unverzüglich in die Eichenallee zur Residenz des Barons zu bringen.

Das Anwesen war von Presseleuten umringt, die, gleich als sie den vorfahrenden Adler erblickten, auf ihn zugestürmt kamen. Beide Polizisten gingen wortlos an den Reportern vorbei, der Wächter ließ sie auf das Grundstück von der Maltens. In der Eingangshalle begrüßte sie der Kammerdiener Matthias.

»Der Herr Baron möchte den Herrn Rat allein sprechen.« Forstner konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. Mock hingegen lächelte innerlich.

An allen Wänden des Empfangszimmers hingen Stiche voll okkultur Symbolik. Und auch die unzähligen dicken Folianten, einheitlich in bordeauxrotes Leder gebunden, hatten die geheimen Wissenschaften zum Thema. Die Sonne musste sich mühsam zwischen den schweren, dunkelgrünen Vorhängen hindurchkämpfen. Sie warf ihr Licht durch einen schmalen Spalt auf vier große Porzellan- elefanten, die auf ihren Rücken einen Globus trugen. Im Halbdämmer glitzerte ein silbernes Modell der Himmels- sphären mit der Erdkugel im Inneren. Die Stimme Oliviers von der Malten, die aus der angrenzenden Bi- bliothek zu ihm drang, lenkte Mock von seinen geozen- trischen Überlegungen ab.

»Du hast keine Kinder, Eberhard, also bitte keine Kondolenzbezeugungen. Verzeih, dass ich dieses Ge- spräch durch die Tür mit dir führe – ich möchte nicht,

dass du mich siehst. Du hast Marietta von Kind an gekannt ...«

Er unterbrach sich, und Mock glaubte ein unterdrücktes Schluchzen zu hören. Nach einem Moment ließ sich die leicht veränderte Stimme des Barons erneut vernehmen:

»Zünde dir eine Zigarre an, und hör mir gut zu. Zunächst: Kannst du diese Schmierfinken vor meinem Haus entfernen? Und zweitens: Hol mir Dr. Georg Maass aus Königsberg nach Breslau. Er ist ein hervorragender Kenner der Geschichte des Okkultismus, der auch auf dem Gebiet der orientalischen Sprachen äußerst bewandert ist. Er wird dir dabei behilflich sein, die Täter dieses Ritualmordes zu finden – ja, es war ein Ritualmord, du hast dich nicht verhört. Drittens, wenn du den Mörder hast – übergib ihn mir. Das sind meine Ratschläge, Bitten oder, wenn du so willst: Bedingungen. Das ist alles. Rauch in Ruhe deine Zigarre zu Ende. Adieu.«

Der Rat hatte kein Wort gesagt. Er kannte von der Malten aus Studententagen und wusste, dass es keinen Sinn hatte, mit ihm zu diskutieren. Es war schon immer so gewesen, dass der Baron nur auf sich selbst gehört und den anderen Anweisungen erteilt hatte. Eberhard Mock hatte zwar schon lange aufgehört, Befehle zu befolgen – als solche hätte man das lebenswürdige Brummen seines Chefs Mühlhaus auch kaum auffassen können. Doch in diesem Fall konnte Mock kaum Nein sagen – denn ohne Baron von der Malten wäre ihm der Titel eines Kriminalrats wohl nie zuerkannt worden.

Breslau, 13. Mai 1933.

Ein Uhr nachmittags

Mock gab die Anweisungen bezüglich der Journalisten und Dr. Maass an Forstner weiter und rief Kleinfeld zu sich.

»Gibt es etwas, was Hirschberg verdächtig macht?«

»Nein.«

»Ich möchte ihn noch verhören. Bestellen Sie ihn um zwei Uhr hierher.«

Mock spürte, dass es mit seiner Beherrschung, für die er doch so berühmt war, nicht mehr weit her war. Er fühlte sich, als hätte er Sand in den Augen, seine Zunge war geschwollen und mit einem bitteren Belag überzogen, der nach Nikotin schmeckte. Er atmete schwer, sein schweißdurchtränktes Hemd klebte ihm am Leib. Schließlich ließ er eine Droschke kommen und fuhr zur Universität.

Professor Andreae hatte gerade seine Vorlesung über die Geschichte des Nahen Ostens beendet. Mock stellte sich vor. Der Professor beäugte den unrasierten Polizisten argwöhnisch und bat ihn dann in sein Arbeitszimmer.

»Herr Professor, Sie halten an unserer Universität schon seit dreißig Jahren Vorlesungen. Auch ich habe vor vielen Jahren einmal das Vergnügen gehabt, einer Ihrer Hörer zu sein, als ich vor langer Zeit Altphilologie studiert habe ... Es gab unter den Studenten auch solche, die dann ganz auf die Orientalistik umgestiegen sind. Erin-

nern Sie sich vielleicht noch an den einen oder anderen ihrer ehemaligen Studenten, der irgendwie ein abweichendes Verhalten an den Tag gelegt hat, der einen Hang zu Perversionen vermuten ließ ...?»

Andreae war ein kleiner, vertrockneter Alter mit kurzen Beinen und einem in die Länge gezogenen Rumpf. Jetzt saß er in seinem riesigen Arbeitsstuhl, sodass er mit den Füßen in der Luft schaukeln konnte. Mock kniff die Augen zusammen und unterdrückte ein Grinsen: Er stellte sich vor, wie leicht man eine Karikatur dieses Männchens zeichnen könnte: ein paar senkrechte Striche – Nase und Ziegenbärtchen, und drei waagrechte Striche – Augen und Mund.

»Das Geschlechtsleben der Orientalistikstudenten –«, der dünne Strich von Andreaes Mund wurde noch dünner »denn, wie Sie treffend bemerkt haben, ›es gab auch solche‹ –, interessiert mich genauso wenig wie Ihre ...«

Ein Feuerwehrgewagen fuhr mit durchdringendem Geheul durch die Ursulinenstraße, und Mock war überzeugt, dass genau dieses Geräusch etwas mit ihm durchgehen ließ. Er stand auf, ging zum Schreibtisch, packte beide Handgelenke des Professors, hielt sie auf die Armlehnen seines Arbeitsstuhls gepresst und näherte sein Gesicht dem Ziegenbärtchen.

»Jetzt hör mir gut zu, du alter Bock, vielleicht warst du es, der das siebzehnjährige Mädchen umgebracht hat? Vielleicht hast du sie erst noch ein bisschen in deinem lächerlichen Turban herumgejagt, wie du es so schätzt, du grotesker Wicht? Und dann hast du ihr vielleicht mit dem Krummdolch ihren Bauch aufgeschlitzt?« Er ließ

den Professor los, setzte sich wieder auf seinen Stuhl und fuhr sich mit den Fingern durch sein schweißnasses Haar.

»Es tut mir Leid, Herr Professor, aber ich werde die Expertise über den Text von jemand anderem anfertigen lassen. Übrigens: Sie brauchen nicht zu antworten. Ich weiß es. Aber wollen Sie, dass es der Dekan der Philosophischen Fakultät erfährt, oder Ihre Studenten? Da gibt es doch auch solche ...«

Andreae lächelte säuerlich.

»Zum Glück gibt es die, Herr Rat. Nun, ich werde mich bemühen, den Text so gut zu übersetzen, wie ich kann. Außerdem fällt mir eben ein Student ein, der mir wohl so eine gewisse – wie haben Sie es genannt? – abweichende Neigung zu haben schien. Baron Wilhelm von Köpperlingk.«

»Auf Wiedersehen, Herr Professor.« Mock nahm seinen Hut.

Breslau, 13. Mai 1933.

Zwei Uhr nachmittags

Im Polizeipräsidium wartete Kleinfeld schon mit Moses Hirschberg auf ihn. Hirschberg war um die vierzig, braunhaarig und eher klein gewachsen, er hielt sich leicht gebeugt. Er wiederholte genau das, was Mock bereits von Kleinfeld wusste.

»Sagen Sie, Hirschberg, wo haben Sie eigentlich früher gearbeitet?«

Der Kellner hatte nach einem Infekt in der Kindheit einen merkwürdigen Tick zurückbehalten: Wenn er sprach, hob sich sein rechter Mundwinkel ein wenig, was wie ein wohlwollendes und manchmal auch spöttisches Lächeln aussah. Er nannte etwa ein Dutzend heruntergekommener Kneipen, dabei hörte er nicht auf zu »lächeln«. Und wieder ging etwas mit Mock durch. Er trat auf den Zeugen zu und schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht.

»Findest du das komisch, du Jidd? Vielleicht hast du diesen Unsinn in deiner barbarischen Sprache dort an die Wand geschmiert?«

Hirschberg bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Heinz Kleinfeld, einer der besten Mitarbeiter in der Kriminalabteilung, dessen Vater Rabbiner gewesen war, stand wie versteinert daneben und blickte zu Boden. Mock schluckte und bedeutete ihm mit einer Geste, Hirschberg hinauszuführen. Seine Hand schmerzte. Er hatte etwas zu fest zugeschlagen.

Im Besprechungszimmer warteten seine Leute bereits auf ihn. Beim ersten Blick in die Runde war ihm klar, dass es keine großartigen Enthüllungen geben würde. Hanslik und Burck hatten zwölf Tierhändler verhört, aber keiner von ihnen hatte je mit Skorpionen zu tun gehabt. Smolorz hatte zwar nicht die Spur eines privaten Terrariumbesitzers ausfindig machen können, aber er hatte eine interessante Information: Ein Hausmeister hatte angegeben, dass ein untersetzter und bärtiger Bewohner des Mietshauses, das er betreute, wohl häufiger Kunde einer Zoohandlung sei und dort des Öfteren giftige Reptilien

und Echsen kaufe. Leider waren aber keine genaueren Angaben über diesen Herrn aus dem Hausmeister herauszubringen. Reinhard und seine Leute hatten fünfzig Damen in den Bordellen verhört. Eine davon hatte zugegeben, dass sie einen gewissen Professor kenne, der gerne so tat, als würde er sie mit einem Schwert massakrieren, und dabei etwas in einer fremden Sprache rief. Die Polizisten wunderten sich, dass diese Nachricht auf ihren Chef nicht den geringsten Eindruck zu machen schien. Dank der bereitwilligen Auskünfte der Prostituierten hatte der Ermittler Reinhard eine Liste mit fünfzehn Sadisten und Fetischisten anlegen können, die unvorsichtig genug gewesen waren, die Mädchen in ihre Wohnungen einzuladen. Sieben von ihnen hatte man nicht zu Hause angetroffen, die anderen acht hingegen besaßen ein hieb- und stichfestes Alibi: Ihre entrüsteten Ehefrauen behaupteten übereinstimmend, dass ihre jeweils »schlechteren Hälften« die gestrige Nacht im Ehebett zugebracht hätten.

Mock bedankte sich bei allen und gab ihnen ähnliche Anweisungen für den nächsten Tag, wenn auch niemand über einen Sonntag im Dienst erfreut war. Beim Abschied zog Mock Forstner bei Seite:

»Holen Sie mich morgen um zehn Uhr ab. Wir werden einer bekannten Persönlichkeit einen Besuch abstatten. Und dann werden Sie ins Universitätsarchiv gehen. Keine Sorge, es wird geöffnet sein. Einer der Bibliothekare wird morgen ausnahmsweise Dienst haben. Sie werden eine Liste all derer anfertigen, die in irgendeiner Form mit dem Studium der Orientalistik in Berührung gekommen sind. Angefangen mit denen, die nach einem Semester

das Studium abgebrochen haben, bis hin zu denen, die ein Doktorat auf dem Gebiet der Iranistik oder der Sino-logie haben. Apropos, Forstner, wissen Sie, was Sanskrit ist?«

Mock wartete die Antwort nicht ab und ging.

Er überquerte den Schweidnitzer Stadtgraben in Richtung Wertheim-Kaufhaus, bog dort nach links in die Schweidnitzer Straße, passierte das von den beiden allegorischen Figuren, dem »Staat« und dem »Krieg«, bewachte Denkmal Wilhelms I. bekreuzigte sich bei der Fronleichnamskirche, bog zum Zwingerplatz ab, ging am Realgymnasium vorbei und betrat die Kaffeerösterei Otto Stieblers. Der stark nach Kaffeearoma duftende Saal war überfüllt mit Liebhabern des schwarzen Getränks, die Luft war von Tabakrauch verdunkelt. Mock begab sich direkt in den Geschäftsraum. Der Kontorist legte seine Buchhaltung beiseite, verbeugte sich vor dem Rat und verließ sofort den Raum, damit Mock in Ruhe telefonieren konnte. Mock hatte kein Vertrauen zu den Telefonistinnen im Präsidium und erledigte Anrufe, die Diskretion erforderten, des Öfteren von hier. Er wählte die Privatnummer von Mühlhaus, meldete sich höflich und erhielt die erwünschten Informationen. Dann rief er seine Frau an, um ihr mitzuteilen, dass er wegen des Übermaßes an Arbeit nicht zum Mittagessen komme.

Breslau, Samstag, 13. Mai.
Halb vier Uhr nachmittags

Der »Bischofskeller« im Gebäude des Schlesischen Hofes an der Helmuth-Brückner-Straße, die vor der Nazizeit Bischofsstraße geheißen hatte, war bekannt für seine ausgezeichneten Suppen und Braten sowie für sein Eisbein. An den Wänden des Lokals hingen Ölbilder des bayerischen Malers Eduard Grützner mit Szenen aus dem nicht gerade asketischen Mönchsleben. Am liebsten hielt sich Mock im kleinen Nebensaal auf. Hier herrschte gedämpftes Licht, das durch die grünlichen Mosaikscheiben des Deckenfensters in den Innenraum drang. Früher war Mock sehr oft hierher gekommen. Er hatte sich gerne inmitten der sanft wogenden Schatten seinen Träumen hingeeben und sich von der unterirdischen Stille, dem ruhigen Atmen des Kellners einlullen lassen. Aber die wachsende Popularität des Restaurants hatte die von Mock so geschätzte Traumatmosphäre des Raumes zunichte gemacht. Auch jetzt noch wogten die Schatten sanft, aber das Schmatzen der Verkäufer und Lagerbesitzer sowie das Krakeelen der SS-Männer, die hier neuerdings immer öfter verkehrten, bewirkten, dass die von Mock imaginierten Ozeanwellen seine Phantasie nicht mit der ersehnten Ruhe erfüllten, sondern mit Schlamm und stacheligen Wassergewächsen.

Der Kriminalrat befand sich in einer schwierigen Situation. Seit einigen Monaten schon hatte er beunruhigende Veränderungen innerhalb des Polizeipräsidiums

feststellen können. So war ihm aufgefallen, dass einer seiner besten Mitarbeiter, der Jude Heinz Kleinfeld, von vielen mit deutlicher Geringschätzung behandelt wurde. Einer der Mitarbeiter, der neu in der Kriminalabteilung war, hatte sich sogar geweigert, mit Kleinfeld zusammenzuarbeiten. Die Folge war, dass er von einem Tag auf den anderen aus dem Präsidium verschwand. Aber das war Anfang Januar gewesen. Und inzwischen war Mock gar nicht mehr sicher, ob man diesem Nazi wirklich gekündigt hatte. Denn seither hatte sich viel geändert. Am 31. Januar war Hermann Göring Innenminister geworden und somit auch Vorgesetzter der ganzen preußischen Polizei. Einen Monat später war der neue braune schlesische Gauleiter Helmuth Brückner in das prunkvolle Gebäude der schlesischen Regierung in der Lessingstraße eingezogen, und keine zwei Monate später gab es im Breslauer Polizeipräsidium einen neuen Vorsitzenden, Edward Heines, dem bereits ein übler Ruf vorausgeeilt war. Eine neue Ordnung war eingekehrt. Das einstige französische Gefangenenlager an der Strehleiner Chaussee in Dürrgoy wurde in ein Konzentrationslager umgewandelt, in das gleich zu Beginn einige gute Bekannte von Mock eingeliefert wurden, darunter der frühere Polizeipräsident Voigt und der ehemalige Bürgermeister Karl Mach. Plötzlich tauchten auf den Straßen Banden von Halbstarcken auf, die berauscht waren vom Glauben an ihre eigene Unfehlbarkeit – und vom billigsten Bier. Sie trugen Fackeln und umringten im geschlossenen Kordon die Transporte der festgenommenen Juden und Nazigegner. An den Wagen waren hölzerne Tafeln angebracht, die ihre »Verbrechen«

am deutschen Volk aufzählten. Täglich schienen die Straßen mit mehr Braunhemden bevölkert zu sein. Im Polizeipräsidium wurden plötzlich Mitglieder der NSDAP aktiv, im Westflügel des wunderschönen Gebäudes breitete sich die Gestapo aus, zu der auf einmal die besten Leute aus anderen Abteilungen überliefen. Heines setzte – gegen die Proteste von Mühlhaus – seinen Protegé Forstner in der Kriminalabteilung ein, und ein persönlicher Feind von Mock, ein gewisser Rat Eile, wurde Vorsitzender des neu gegründeten Judenreferats. Und bis zum heutigen Tag – im Mai 1933 – hatte es Mock noch immer nicht geschafft, auf diese Ereignisse mit Entschiedenheit zu reagieren. Er war in einer heiklen Lage: Sowohl gegenüber von der Malten als auch gegenüber der Freimaurerloge musste er sich loyal zeigen, denn beide hatten wesentlichen Anteil an seiner steilen Karriere gehabt. Doch gleichzeitig durfte er es sich auch mit den Nazis nicht verderben. Am meisten störte ihn, dass er keinen Einfluss auf die Situation hatte und dass seine Zukunft davon abhing, ob er herausfand, wer der Mörder von Marietta von der Malten war. Sollte es sich dabei um ein Mitglied einer Sekte handeln – und das war sehr wahrscheinlich –, dann hätte die Nazipropaganda einen bequemen Vorwand, die Breslauer Freimaurer sowie ihnen nahe stehende Personen wie Mühlhaus und Mock zu beseitigen. Einen des Mordes überführten Sektenangehörigen würde ein Revolverblatt wie der »Stürmer« mit großer Freude in einen Freimaurer verwandeln und das schreckliche Verbrechen als einen Ritualmord hinstellen.

Sollte es sich herausstellen, dass der Mörder psychisch

krank und abartig veranlagt war, würden Heines und Konsorten Mock sicher dazu zwingen, ihm ein »deutschfeindliches« Vorleben, wie etwa jüdische Abstammung oder Zugehörigkeit zu einer Freimaurerloge, zu konstatieren. Im einen wie im anderen Fall würde Mock gegenüber seinen Logenbrüdern, deren Protektion er genoss, ins Zwielflicht geraten. Es sähe danach aus, als wäre er ein Instrument jener Propagandisten. Kein Wunder, dass von der Malten wünschte, der Mörder solle ihm persönlich ausgeliefert werden. Er wollte die Bluttat eigenhändig rächen und damit gleichzeitig die Intrigen gegen die Logen im Keim ersticken. Das hätte für Mock die Folge, in jedem Fall bei der Fischereipolizei in Lüben zu landen – ob er den Mörder nun den Händen des Barons überließe oder nicht. Denn wenn er es täte, würde sich die braune Presse, von Forstner angestachelt, über die Selbstjustiz der Freimaurer auslassen. Im anderen Fall konnte er jedoch sicher sein, von Mühlhaus und seinen Logenbrüdern geächtet zu werden. Gewiss, Mock könnte sich von der Loge lossagen und zu den Nazis überlaufen, aber dagegen protestierten dann doch die Reste des »guten Geschmacks«, die der vierundzwanzig Jahre lange Dienst bei der Polizei ihm noch gelassen hatte – ebenso wie das Bewusstsein, dass es mit seiner Karriere dann endgültig vorbei sein würde. Denn die Loge hätte sich auf die einfachste Art an ihm rächen können, indem sie jedem, der es wissen wollte, Informationen über seine freimaurerische Vergangenheit zukommen ließ.

Nikotin vertrieb immer Mocks düstere Gedanken. So war es auch jetzt. Plötzlich hatte er einen genialen Einfall:

Ein Selbstmord des Verbrechers kurz nach seiner Festnahme und ein rasches Begräbnis. (*Dann könnten mir die Nazis keine deutschfeindlichen Details in der Biografie des Verbrechers abnötigen. Ich sage einfach, dass er schon tot ist, dass ich keine Zeit habe, ihrem Bürokratismus nachzukommen und mir irgendwelche Verhörprotokolle aus den Fingern zu saugen. Vor der Loge könnte ich mich auch rechtfertigen, denn selbst wenn die Nazipresse dem Mörder einen entsprechenden Lebenslauf unterschiebt, kann ich mit Fug und Recht behaupten, dass ich damit nichts zu tun habe.*) Das könnte ihn retten.

Doch einen Moment später verfiel Mock wieder in finsternes Brüten. Denn er hatte eines nicht bedacht: Was, wenn er den Mörder einfach nicht finden würde?

Der Kellner stellte einen Literkrug aus Steingut mit Kipke-Bier auf den Tisch. Er wollte gerade fragen, ob Mock noch einen Wunsch hätte, als dieser ihn mit stierem Blick ansah und hervorstieß: »Wenn ich diese Bestie von einem Mörder nicht finde, dann werde ich selbst eine erfinden!« Er beachtete nicht die verdutzte Miene des Kellners und fuhr in seinen Überlegungen fort. Vor seinen Augen erschienen die Gesichter möglicher Mörder. Fieberhaft notierte er einige Namen auf der Serviette.

Er wurde von dem Mann unterbrochen, mit dem er hier verabredet war: Walter Piontek, SA-Hauptsturmführer von der Gestapo. Piontek sah aus wie ein gutmütiger Gastwirt. Mit seiner riesigen fleischigen Pranke drückte er die kleine Hand Mocks und machte es sich an dessen Tisch bequem. Er bestellte dasselbe wie Mock: Zander mit pikantem Rübensalat. Bevor Mock zur Sache

kam, entwarf er in Gedanken eine Charakteristik seines Gegenübers: leicht übergewichtiger Brandenburger, sommersprossige Glatze mit einzelnen rötlichen Haarbüscheln, grüne Augen und Hamsterbacken, Liebhaber von Schubert und minderjährigen Mädchen.

»Sie wissen über alles Bescheid, was vorgefallen ist?« Mock eröffnete das Gespräch ohne lange Einleitung.

»Über alles? Nein ... ich weiß sicher nicht viel mehr als dieser Herr dort.« Piontek zeigte auf einen Mann, der die »Schlesische Tageszeitung« las. Sie zeigte in dicken Lettern die Schlagzeile: *Mord an Baroness im Zug Breslau-Berlin. Kriminalrat Mock übernimmt den Fall.*

»Ich denke, dass Sie bedeutend mehr wissen.« Mock spießte mit der Gabel das letzte Stück des knusprig gebratenen Fisches auf und leerte sein Bier. »Ich möchte Sie inoffiziell um Unterstützung bitten, Herr Hauptsturmführer. In ganz Breslau und vielleicht in ganz Deutschland gibt es keinen besseren Kenner aller religiösen Sekten und Geheimbünde als Sie. Die Sprache der Symbole ist für Sie ein offenes Buch. Ich möchte Sie bitten, mir alle Vereinigungen zu nennen, die einen Skorpion als ihr Zeichen verwenden. Wir wären über jegliche dahingehenden Hinweise und Kommentare von Ihnen dankbar, und ich bin sicher, dass wir uns in Zukunft auch revanchieren können. Immerhin verfügen sowohl die Kriminalabteilung als auch ich persönlich über einige Informationen, die für Sie von Interesse sein könnten.«

»Muss ich denn den Bitten der höheren Kripofunktionäre nachkommen?« Piontek lächelte breit und zwinkerte mit den Augen. »Warum sollte ich Ihnen hel-

fen? Weil mein Chef und Ihr Chef Duzfreunde sind und jeden Samstag miteinander Skat spielen?«

»Sie haben mir nicht genau zugehört, Herr Hauptsturmführer.« Mock hatte nicht die Absicht, heute noch ein weiteres Mal die Nerven zu verlieren. »Ich schlage Ihnen auch zu Ihrem Nutzen einen Austausch von Informationen vor.«

»Herr Rat«, Piontek verschlang gierig den Rest seines Fisches. »Mein Chef hat mich hierher geschickt. Da bin ich also. Ich habe einen köstlichen Fisch gegessen und die Anordnung meines Chefs befolgt. Somit ist alles in bester Ordnung. Mich geht diese Sache nichts an. Da, sehen Sie!« Er zeigte mit seinem dicken Finger auf die Titelseite der aufgeschlagenen Zeitung. »*Kriminalrat Mock übernimmt den Fall.*«

Mock beugte in Gedanken einmal mehr das Haupt vor seinem alten Chef. Kriminaldirektor Mühlhaus hatte Recht gehabt – Piontek war ein Mensch, dem man mit dem Holzhammer über den Schädel schlagen und die Kehle zudrücken musste, um mit ihm fertig zu werden. Mock wusste aber auch, dass er viel riskieren würde, wenn er sich mit Piontek einließe, deshalb zögerte er.

»War bei dem Gespräch mit Ihrem Chef nicht die Rede davon, dass Sie uns behilflich sein sollten?«

»Nicht mal andeutungsweise.« Piontek verzog den Mund zu einem Grinsen.

Mock hatte ein paarmal tief durchgeatmet und fühlte nun, wie ein süßes Gefühl der Macht in ihm aufstieg.

»Sie werden uns helfen, Piontek, und zwar mit allen Mitteln. Sie werden all Ihre grauen Zellen aktivieren.

Wenn es sein muss, werden Sie in der Bibliothek stöbern ... Und wissen Sie auch warum? Nicht etwa, weil Sie Ihr Chef darum gebeten hat oder Kriminaldirektor Mühlhaus oder gar ich. ... Sie werden es tun, weil Ilsa Doblin sie anflehen würde, es zu tun, diese entzückende, kleine, elfjährige Schlampe, die Sie in Ihrem Auto vergewaltigt und deren betrunkene Mutter Sie dafür großzügig entlohnt haben. Und auch Agnes Häring würde Sie artig bitten, das kleine Plappermäulchen mit den Rattenschwänzen, das Sie in Madame le Goefs Boudoirs zu malträtieren pflegen. Auf dem Foto kommen Sie übrigens ganz gut heraus.«

Piontek grinste noch immer breit.

»Ich bitte um einige Tage Bedenkzeit.«

»Selbstverständlich. Und bitte kontaktieren Sie ausschließlich mich persönlich. Denn schließlich steht es überall geschrieben: *Kriminalrat Mock übernimmt den Fall.*«

II

Breslau, Sonntag, 14. Mai 1933.

Zehn Uhr morgens

Baron Wilhelm von Köpperlingk bewohnte die beiden obersten Stockwerke eines wunderschönen Jugendstil-Eckhauses an der Uferzeile 9, unweit der Technischen Hochschule. Für ihn arbeitete ein junger Kammerdiener mit traurigen, sanften Augen und sorgfältig einstudierten Gesten. Dieser öffnete den Gästen die Tür.

»Der Herr Baron erwartet Sie im Empfangszimmer. Kommen Sie.«

Mock stellte sich und seinen Assistenten vor. Von Köpperlingk war ein groß gewachsener, schlanker Mann mit den langen und feingliedrigen Fingern eines Pianisten. Soeben hatten sein Barbier und seine Maniküre den Raum verlassen. Der Baron war bemüht, die Aufmerksamkeit des Rats auf die Arbeit der beiden zu lenken, doch da seine Hände ständig in Bewegung waren, konnte sie Mock nicht lange genug betrachten. Stattdessen sah er sich neugierig im großen Zimmer des Barons um. Hier gab es die mannigfaltigsten Details, die alle sein Interesse weckten, doch konnte er insgesamt in der protzigen Einrichtung kein bisschen Sinn entdecken, keinen Leitge-

danken, kein dominierendes Element – ganz zu schweigen von einem einheitlichen Stil. Fast jeder Gegenstand, der sich hier befand, leugnete auf seine Art den Zweck seiner Existenz: ein vergoldeter Schaukelstuhl, ein Sessel, aus dem eine stählerne Faust hervorragte, ein Tisch mit geschnitzten arabischen Ornamenten, die es unmöglich machten, auch nur ein Glas auf ihm abzustellen. Mock war kein Kunstkenner, aber er war sicher, dass die riesigen Gemälde, auf denen die Leiden Christi, ein *danse macabre* und eine orgiastische Schwelgerei dargestellt waren, nicht von der Hand eines Künstlers stammen konnten, der im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen war.

Forstner hingegen hatte etwas anderes entdeckt: Unter den Fenstern zum Balkon standen auf etwa ein Meter hohen Stellagen drei Terrarien, in denen sich verschiedene Spinnen und Schlangen tummelten. Ein viertes Terrarium, das neben dem himmelblauen Kachelofen stand, war leer. Gewöhnlich ruhte darin ein kleiner Python.

Endlich gelang es dem Baron, die Blicke der beiden Polizisten auf seine gepflegten Hände zu lenken. Überrascht bemerkten sie, dass er damit liebevoll den Körper ebendieses Pythons streichelte, der sich um seine Schulter ringelte. Der Diener mit den Samtaugen brachte Tee und mürbe Kekse auf einem Jugendstilteller, dessen Fuß die Form von Bocksbeinen hatte. Von Köpperlingk bedeutete den Polizisten, auf den mauretanischen Kissen Platz zu nehmen, die über den Fußboden verstreut lagen. Sie ließen sich im Türkensitz nieder. Forstner und der Diener wechselten einen verstohlenen Blick – was jedoch weder Mock noch dem Baron entging.

»Sie haben da eine interessante Sammlung in den Terrarien, Herr Baron.« Mock stand ächzend wieder auf und besah sich einige der Exemplare genauer. »Ich habe gar nicht gewusst, dass es so riesige Tausendfüßler gibt.«

»Das ist eine *Scolopendra Gigantea*.« Der Baron lächelte nachsichtig. »Meine Sara ist dreißig Zentimeter lang, sie kommt aus Jamaika.«

»Ich habe noch nie eine Scolopendra gesehen.« Mock zog gierig an der ägyptischen Zigarette, die ihm der Diener gereicht hatte. »Wie sind Sie an das Tier gekommen?«

»In Breslau gibt es einen Zwischenhändler, der besorgt einem auf Bestellung allerlei ...«

»... Ungeziefer.« Mock beendete den Satz für den Baron. »Und wer ist dieser Zwischenhändler?«

Von Köpperlingk riss eine Seite aus einem Briefblock und schrieb unter das prunkvolle Familienwappen einen Namen und eine Adresse: Isidor Friedländer, Wallstraße 27.

»Haben Sie auch Skorpione?« Mock ließ die Scolopendra nicht aus den Augen, die elegant und harmonisch ihre Rumpfsegmente auf- und abrollte.

»Irgendwann hatte ich mal einige Exemplare.«

»Und woher hatten Sie die?«

»Eben von diesem Friedländer.«

»Warum haben Sie jetzt keine mehr?«

»Wahrscheinlich hatten sie Sehnsucht nach der Wüste Negev. Und da sind sie mir eingegangen.«

Plötzlich traute Mock seinen Augen kaum: Er hatte an der Wand ein Porzellanpissoir entdeckt, in dem ein metallisch glänzender Eisstößel in Form einer schlanken, spitzen Pyramide lag.

»Keine Sorge, Herr Rat. Das ist nur ein Ziergegenstand ... Duchamp nachempfunden; niemand benutzt das. Ebenso wenig wie den Stößel.« Köpperlingk strich über den Samtkragen seiner Hausjacke.

Mock ließ sich schwer auf seine Kissen fallen. Ohne seinen Gastgeber anzusehen, fragte er:

»Was hat Sie dazu bewogen, Orientalistik zu studieren?«

»Oh, das war wohl die Melancholie ...«

»Und was haben Sie in der Nacht von Freitag, den 12. Mai, auf Samstag zwischen elf und ein Uhr gemacht?« Die Frage klang fast genauso harmlos wie die erste.

»Stehe ich unter Verdacht?« Baron von Köpperlingk kniff die Augen zusammen und stand abrupt auf.

»Bitte beantworten Sie meine Frage!«

»Herr Rat, ich möchte Sie bitten, sich mit meinem Anwalt Doktor Lachmann in Verbindung zu setzen.« Der Baron legte den Python in sein Terrarium und streckte Mock zwei seiner langen Finger entgegen, zwischen denen eine Visitenkarte steckte. »Ich werde auf all Ihre Fragen in seiner Gegenwart antworten.«

»Sie können versichert sein, dass ich Ihnen diese Frage noch einmal stellen werde, ob in Gegenwart Doktor Lachmanns oder Präsident Hindenburgs. Wenn Sie ein Alibi haben, könnten wir uns sparen, Doktor Lachmann zu bemühen.«

Der Baron dachte einige Sekunden nach. »Ich habe ein Alibi. Ich war zu Hause. Das wird Ihnen mein Diener Hans bestätigen.«

»Verzeihen Sie, aber das ist kein Alibi. Ich glaube Ih-

rem Diener genauso wenig wie im Übrigen allen Dienern der Welt.«

»Und glauben Sie Ihrem Assistenten?«

Bevor Mock verstanden hatte, wollte er schon automatisch mit »ebenso wenig« antworten. Er blickte auf die flammenden Wangen Forstners und schüttelte den Kopf. »Ich verstehe nicht ganz. Was hat das mit meinem Assistenten zu tun?«

»Oh, nichts. Nur, wir kennen einander schon sehr lange ...«

»Ach, interessant ... Merkwürdig, dass Sie mir erst heute von Ihrer Bekanntschaft erzählen. Und ich habe Sie sogar noch vorgestellt. Warum wollten Sie nicht, dass ich etwas von Ihrer Freundschaft erfahre?«

»Es ist ja keine Freundschaft, wir kennen einander einfach ...«

Mock sah Forstner abwartend an, der aufmerksam das Teppichmuster betrachtete.

»Was wollen Sie mir da einreden, Herr Baron?« Mock triumphierte angesichts der Verlegenheit der beiden Männer. »Dass wegen dieser einfachen Bekanntschaft Forstner zwischen elf und eins in der Nacht bei Ihnen war? Sicher erzählen Sie mir auch gleich noch, dass Sie Karten gespielt oder Briefmarken angesehen haben.«

»Nein. Forstner war bei mir auf einem Fest ...«

»Aha, und das war sicher ein ganz besonderes Fest, was, Forstner? Immerhin sieht es ja fast so aus, als schämten Sie sich Ihrer Bekanntschaft ... Aber vielleicht ist auf dem Fest etwas vorgefallen, was Sie so beschämt?«

Mock hörte auf, Forstner zu bedrängen. Er wusste nun,

was er bisher nur gemutmaßt hatte. Er konnte sich gratulieren, dass er den Baron so hartnäckig nach seinem Alibi gefragt hatte. Denn das hätte er überhaupt nicht tun müssen. Marietta von der Malten und Françoise Debroux waren vergewaltigt worden, und Baron Wilhelm von Köpferlingk war eindeutig homosexuell.

Als Samtauge Hans schon die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, fiel Mock noch etwas ein. Der Kammerdiener musste ihn ein zweites Mal anmelden, und Mock traf den Baron in leicht gereizter Stimmung an.

»Kaufen Sie Ihre Prachtstücke selber, oder erledigt das Ihr Diener?«

»Ich verlasse mich in dieser Hinsicht ganz auf den Geschmack meines Chauffeurs.«

»Ihr Chauffeur? Wie sieht der aus?«

»Er ist gut gebaut, trägt einen Bart und hat ein merkwürdig fliehendes Kinn.«

Mit dieser Antwort war Mock sichtlich zufrieden.

Breslau, 14. Mai 1933

Mittag

Forstner wollte nicht mit dem Wagen beim Universitätsarchiv abgesetzt werden. Er behauptete, dass er lieber auf der Oder-Promenade entlangspazieren würde. Mock versuchte nicht, ihn zu überreden, er summte ein Operetten-couplet vor sich hin, verließ die Kaiserbrücke, fuhr vorbei an der städtischen Turnhalle, dem Park mit dem Denkmal des Gründers des botanischen Gartens Heinrich

Göppert, ließ die Dominikanerkirche rechts und die Hauptpost links liegen und bog in die schöne Albrechtstraße ein, an deren Anfang der riesige Klotz des Hatzfeldpalastes stand. Er fuhr bis zum Ring und nahm dann links die Schweidnitzer Straße. Es ging vorbei an der Dresdner Bank, an Speiers Geschäft, wo er immer seine Schuhe kaufte, und am Bürogebäude von Woolworth in die Karlsstraße, wo er einen kurzen Blick auf das Volkstheater und das Galanteriewarengeschäft von Dünow warf. Hier lenkte er den Wagen in die Graupenstraße. Über der Stadt ruhte eine fast sommerliche Hitze, und vor dem italienischen Eissalon standen die Menschen Schlange. Nach fast hundert Metern bog er in die Wallstraße ein, wo er vor einem ziemlich heruntergekommenen Haus mit der Nummer 27 anhielt. Die Zoohandlung Friedländer war sonntags geschlossen. Ein neugieriger Hausmeister lief sogleich herbei und erklärte Mock dienstefrig, dass sich die Wohnung Friedländers direkt neben dem Geschäft befinde.

Eine schlanke, dunkelhaarige Frau öffnete die Tür. Es war Lea Friedländer, Isidors Tochter. Mock war beeindruckt von ihrer Erscheinung. Sie fragte erst gar nicht nach seinem Dienstaussweis, sondern führte ihn gleich in die bescheiden eingerichtete Wohnung.

»Mein Vater kommt sofort. Bitte warten Sie einen Moment«, stammelte sie. Mocks Blicke hatten sie deutlich in Verlegenheit gebracht. Und er hatte es selbst dann noch nicht fertig gebracht, seine Augen von ihren sanft gerundeten Hüften und Brüsten abzuwenden, als Isidor Friedländer, ein kleiner, dicklicher Mann, das Zimmer

betrat. Er setzte sich Mock gegenüber, legte die Beine übereinander und schlug einige Male mit dem Handrücken auf das Knie, sodass sein Bein unwillkürlich zuckte. Mock sah ihm eine Weile wortlos dabei zu, bevor er begann, eine Reihe kurzer Fragen zu stellen.

»Name?«

»Friedländer.«

»Vorname?«

»Isidor.«

»Alter?«

»Sechzig.«

»Geburtsort?«

»Goldberg.«

»Ausbildung?«

»Ich habe die Jeschiwa in Lublin absolviert.«

»Fremdsprachenkenntnisse?«

»Abgesehen von Deutsch und Hebräisch etwas Jiddisch und etwas Polnisch.«

»Wie alt ist Ihre Tochter?«

Friedländer beendete abrupt die Experimente mit seinem Knie und blickte Mock einen Moment aus fast pupillenlosen Augen an. Ein heiserer Schrei entfuhr ihm, er sprang auf und stürzte mit einem Satz auf den Rat zu, dem es nicht mehr gelang auszuweichen. Beide fielen zu Boden, Friedländer mit seinem ganzen Gewicht auf Mock. Der versuchte an seinen Revolver zu kommen, aber sein Arm war vom Gegner eingeklemmt. Plötzlich ließ der Druck jedoch nach, er spürte Friedländers harte Bartstoppeln an seinem Hals, dessen Körper wurde stocksteif und begann rhythmisch zu zucken.

Lea kam hinzu und versuchte ihren Vater von Mock herunterzuziehen.

»Helfen Sie mir, wir müssen ihn auf das Bett legen!«

»Lassen Sie, ich schaffe es schon alleine.«

Mock kam sich vor wie ein Teenager, der mit seinen Kräften protzt. Mit größter Mühe bugsierte er den schweren Körper auf das Sofa. Lea bereitete unterdessen irgendeine Mixtur zu, die sie ihrem Vater vorsichtig einflößte. Friedländer gab einige gurgelnde Geräusche von sich, schluckte dann aber. Kurz darauf konnte man sein gleichmäßiges Schnarchen vernehmen.

»Ich bin zwanzig Jahre alt.« Lea wich immer noch Mocks Blicken aus. »Mein Vater ist Epileptiker. Er hat heute vergessen, sein Medikament zu nehmen. Aber die Dosis, die ich ihm gerade verabreicht habe, wird ihn nun etwa zwei Tage lang anfallfrei sein lassen.«

Mock klopfte seine Kleidung ab.

»Und wo ist Ihre Mutter?«

»Sie ist vor vier Jahren gestorben.«

»Haben Sie Geschwister?«

»Nein.«

»Ihr Vater hat den Anfall auf meine Frage nach Ihrem Alter bekommen. Ist das ein Zufall?«

»Eigentlich habe ich Ihnen diese Frage bereits beantwortet. Mein Vater hat außer mir niemanden. Ich bedeute ihm alles. Wenn sich ein Mann für mich interessiert, regt er sich sehr auf. Und wenn er dazu noch vergessen hat, sein Medikament zu nehmen, dann ist es fast unausweichlich, dass er einen Anfall bekommt.«

Lea hob den Kopf und blickte Mock zum ersten Mal

direkt in die Augen, und unwillkürlich bekam sein Verhalten einen verführerischen Zug: knappe, genau berechnete Gesten, schmachtender Blick, ein tieferes Timbre in seiner Stimme.

»Ich denke manchmal, dass mein Vater diese Anfälle absichtlich herbeiführt.« Die junge Frau wusste selbst nicht, warum sie gerade diesem Mann vertraute. (Vielleicht wegen seines dicken Bauchs.)

Doch Mock verstand diesen kleinen Vertrauensbeweis völlig falsch. Auf seine Lippen drängte sich die Frage, ob Lea liiert sei, ob sie sich eventuell einmal von ihm zum Essen einladen ließe, als er plötzlich sah, wie sich ein dunkler Fleck auf Friedländers Hose ausbreitete.

»Das passiert oft während oder nach einem Anfall.« Lea schob ihrem Vater hastig ein Wachstuch unter Schenkel und Gesäß. Als sie sich vorbeugte, spannte sich das beigefarbene Kleid über ihre Hüften und erlaubte einen kurzen Blick auf ihre schlanken Waden. Ein fesselndes Bild, das auf perfekt geformte Gliedmaßen schließen ließ. Mock musterte den schlafenden Zoohändler und rief sich ins Gedächtnis, wozu er eigentlich hier war.

»Wie lange dauert es, bis Ihr Vater wieder zu sich kommt? Ich möchte ihn gerne verhören.«

»Etwa eine Stunde.«

»Aber vielleicht können Sie mir auch helfen? Ich habe vom Hausmeister erfahren, dass Sie bei Ihrem Vater im Geschäft arbeiten. Kann man bei Ihnen Skorpione kaufen?«

»Vor langer Zeit hat mein Vater einmal einige Skorpione über eine griechische Firma in Berlin eingeführt.«

»Was heißt ›vor langer Zeit‹?«

»Vor drei oder vier Jahren.«

»Wissen Sie noch, wer sie damals bestellt hatte?«

»Das weiß ich nicht mehr. Aber das wird aus den Rechnungen sicher noch ersichtlich sein.«

»Erinnern Sie sich an den Firmennamen?«

»Nein ... Ich weiß nur noch, dass es sich um eine Berliner Firma handelte.«

Mock folgte ihr in das Geschäft. Während Lea die großen dunkelblauen Ordner durchblättert, stellte er ihr noch eine Frage:

»War in den letzten Tagen noch ein anderer Polizist bei Ihnen?«

»Kempsky, der Hausmeister, hat gesagt, dass gestern jemand von der Polizei da war. Wir sind aber vormittags nicht zu Hause gewesen. Ich war mit meinem Vater in der Ambulanz des Jüdischen Krankenhauses in der Menzelstraße.«

»Wie heißt der Arzt Ihres Vaters?«

»Doktor Hermann Weinsberg. Ah, da ist die Rechnung. Drei Skorpione für Baron von Köpperlingk. Das war im September 1930, die Berliner Firma Kekridis & Söhne hat sie geliefert. Ich bitte Sie«, Lea blickte Mock flehentlich an, »kommen Sie in einer Stunde noch einmal. Dann wird mein Vater wieder ansprechbar sein ...«

Mock hatte immer Verständnis für schöne Frauen. Er stand auf und nahm seinen Hut.

»Ich danke Ihnen sehr, Fräulein Friedländer. Es tut mir Leid, dass wir uns unter diesen traurigen Umständen kennen gelernt haben, obwohl natürlich kein Umstand

unpassend ist, wenn man dabei eine solch schöne Frau kennen lernt.«

Mocks höfischer Abschied hatte auf Lea nicht den geringsten Eindruck gemacht. Sie ließ sich schwer auf eine Couch fallen. Einige Minuten vergingen, nur das Ticken der Uhr war zu hören. Dann vernahm sie ein Geräusch aus dem Nachbarzimmer, wo ihr Vater lag. Mit einem gekünstelten Lächeln ging sie hinüber.

»Ah, Papa, du bist so schnell wieder aufgewacht. Das ist sehr gut. Darf ich zu Regine gehen?«

Isidor Friedländer blickte seine Tochter mit angsterfülltem Blick an.

»Ich bitte dich, geh nicht ... Lass mich nicht allein ...«

Lea dachte an die Krankheit ihres Vaters, an Regine Weiß, mit der sie sich im Deli-Kino den neuen Film mit Clark Gable anschauen wollte, an alle Männer, die sie mit ihren Blicken auszogen, an den hoffnungslos in sie verliebten Doktor Weinsberg und an das Piepsen der Meer-schweinchen in ihrem dunklen, muffig riechenden Geschäft.

Jemand hämmerte heftig an die Tür. Friedländer bedeckte mit den Zipfeln seines Kaftans den Fleck auf seiner Hose und wankte ins Nebenzimmer. Er zitterte. Lea legte ihren Arm um ihn.

»Keine Angst, Papa, das ist sicher der Hausmeister Kempisky.«

Friedländer sah sie beunruhigt an: »Kempisky ist ein ausgemachter Flegel, aber er würde nie derartig an die Tür hämmern.«

Er hatte Recht. Es war nicht der Hausmeister.

Breslau, 15, Mai 1933.

Neun Uhr morgens

Eberhard Mock war am Montagmorgen noch genauso zornig, wie er es am Samstag gewesen war. Er verfluchte seine Dummheit und seine Schwäche für sinnliche jüdische Frauen. Die professionelle Vorgehensweise wäre gewesen, einfach jemanden vom Polizeipräsidium zu Friedländer zu schicken und ihn in Untersuchungshaft in die Neue Graupenstraße zu bringen, um ihn dort genau zu verhören. Das hatte er jedoch nicht getan. Er war höflich der Bitte von Lea Friedländer um eine Stunde Aufschub nachgekommen, und anstatt wie ein routinierter Polizist zu handeln, hatte er in der Gastwirtschaft »Zum Grünen Polen« in der Reuschelstraße 64 Zeitungen durchgeblättert, ein Bier getrunken und die Spezialität des Hauses verzehrt: Kommissbrot mit pikant gewürztem Tartar. Als er eine Stunde später zurückgekehrt war, hatte er eine aufgebrochene Tür, ein schreckliches Durcheinander und keine Spur der Mieter vorgefunden. Und auch den Hausmeister hatte er nirgends finden können.

Mock rauchte bereits die zwölfte Zigarette an diesem Tag. Noch einmal las er den Obduktionsbefund und den Bericht Koblischkes durch. Daraus ging jedoch nichts anderes hervor, als was er mit eigenen Augen gesehen hatte.

Plötzlich verfluchte er seine Zerstreutheit. Als er nochmals den Bericht durchsah, den der alte Wachtmei-

ster für ihn angefertigt hatte, fiel ihm ein Detail auf: Die Unterwäsche der Baronesse war vom Tatort verschwunden. Mock sprang auf und stürmte in das Zimmer seiner Ermittler. Dort saß nur Smolorz.

»Kurt!«, schrie er. »Überprüfen Sie die Alibis aller bekannten Wäschefetischisten!«

Das Telefon klingelte, es war Piontek. »Guten Tag«, trompetete es aus dem Hörer. »Ich möchte mich bei Ihnen revanchieren und Sie zum Mittagessen in die Fischer-Bar einladen. Um zwei Uhr. Ich habe interessante Neuigkeiten in der Sache Marietta von der Malten.«

»Geht in Ordnung.« Mock legte ohne weitere Höflichkeitsfloskeln auf.

Breslau, 15. Mai 1933.

Zwei Uhr nachmittags

Wie immer zur Mittagszeit war es in der Fischer-Bar sehr voll. Die Kundschaft bestand vorwiegend aus Polizisten und uniformierten Nazis, die besonders gern das Lieblingslokal ihres Idols Heines frequentierten. Piontek hatte es sich an einem Tisch im kleinen Saal bequem gemacht. Die Sonnenstrahlen, die sich im Aquarium unter dem Fenster brachen, tanzten als kleine Lichtreflexe auf seinem kahlen Schädel. Zwischen Pionteks Wurstfingern klemmte eine Zigarette. Er beobachtete die Miniaturausgabe eines Tunfisches in dem Aquarium und gab merkwürdige kleine Geräusche von sich. Dabei ahmte sein Mund ein Fischmaul nach. Von Zeit zu Zeit klopfte er an

die Scheibe des Aquariums – er schien sich glänzend zu unterhalten.

Beim Anblick Mocks, der bereits eine Weile daneben gestanden hatte, wurde er leicht verlegen, fand jedoch schnell seine Beherrschung wieder, stand auf und begrüßte Mock überschwänglich. Der Rat legte weitaus weniger Wiedersehensfreude an den Tag. Piontek ließ eine silberne Zigarettendose aufschnappen, und eine kleine Spieluhr ertönte. Auf dem Deckel war eine Widmung eingraviert: *Unserem lieben Gemahl und Papi zum fünfzigsten Geburtstag von seiner Frau und seinen Töchtern.* Die Zigaretten in den himmelblauen Papierhüllen verströmten einen aromatischen Duft. Ein älterer Kellner nahm ihre Bestellung entgegen und entfernte sich lautlos.

»Ich will nicht verbergen, Herr Rat«, Piontek brach das angespannte Schweigen, »dass wir von der Gestapo unglücklich schätzen würden, wenn wir einen Mitarbeiter wie Sie hätten. Keiner weiß so viel über alle mehr oder weniger wichtigen Persönlichkeiten in der Stadt wie Eberhard Mock. Man könnte wohl in keinem Geheimarchiv so viele interessante Informationen finden wie in Ihrem Kopf ...«

»Ach, dass Sie mich nur nicht überschätzen, Herr Hauptsturmführer!«, unterbrach ihn Mock. Der Kellner stellte zwei Teller mit Aal in Dillsoße und gebratenen Zwiebeln vor die beiden hin.

»Ich werde Ihnen nicht etwa vorschlagen, zur Gestapo zu wechseln.« Piontek zeigte sich ungerührt angesichts der Gleichgültigkeit Mocks. »Alles, was ich von Ihnen weiß, lässt mich vermuten, dass Sie einen derartigen Vor-

schlag sowieso nicht annehmen würden. (*Ganz richtig, aber von wem könnte dieser Dickwanst irgendetwas erfahren haben? Forstner, du Bastard, ich dreh dir die Gurgel um!*) Aber andererseits sind Sie ja auch vernünftig. Ein besonnener Blick auf die Dinge wird Ihnen keinen Zweifel erlauben, dass die Zukunft mir und meinen Leuten gehört!«

Mock aß mit riesigem Appetit. Er wickelte das letzte Stück Fisch um die Gabel, tauchte es in die Soße und verschlang es. Er setzte den Krug mit würzigem Schweidnitzer Bier einige Sekunden lang nicht ab. Dann wischte er sich mit der Serviette über den Mund und betrachtete den rötlichen kleinen Tunfisch hinter der Glaswand.

»Irre ich mich, oder wollten Sie mir etwas über den Mord an Marietta von der Malten erzählen?«

Piontek verlor nie die Beherrschung. Er nahm aus seiner Jacke eine kleine, flache Blechdose und schob sie Mock hin, der plötzlich argwöhnisch wurde: Würde er, wenn er eine Zigarre von Piontek annahm, damit etwa sein Einverständnis zu dessen Vorschlag bekunden? Reflexartig zog er seinen bereits ausgestreckten Arm wieder zurück. Pionteks Hand zitterte leicht.

»Na, nehmen Sie ruhig eine, Herr Rat, die sind wirklich gut. Markenware.«

Kurz darauf nahm Mock einen so tiefen Zug, dass er einen Stich in der Lunge fühlte.

»Wenn Sie nicht über die Gestapo reden wollen, dann reden wir eben ein wenig über die Kripo.« Piontek lachte jovial. »Wissen Sie schon, dass Mühlhaus vorzeitig in Pension gehen wird? Spätestens in einem Monat – dazu

hat er sich heute entschlossen. Er hat es bereits Obergruppenführer Heines gesagt, und der ist damit einverstanden. Das heißt, dass die Stelle des Chefs der Kriminalabteilung ab Ende Juni frei sein wird. Ich habe gehört, dass Heines einen Nachfolgekandidaten aus Berlin hat, von Nebe vorgeschlagen. Arthur Nebe ist zwar ein vorzüglicher Polizist, aber was weiß er schon von Breslau ... ich persönlich bin der Meinung, dass der beste Kandidat einer wäre, der sich in Breslau hervorragend auskennt ... wie zum Beispiel Sie.«

»Ihre Meinung ist gewiss die beste Empfehlung an Innenminister Göring.« Mock bemühte sich mit aller Kraft, das brennende Interesse, das die Worte des Gestapomannes bei ihm geweckt hatten, hinter beißender Ironie zu verstecken.

»Herr Rat!« Piontek hüllte sich in eine dichte Rauchwolke. »Die von Ihnen erwähnte Persönlichkeit hat keine Zeit, um sich mit allfälligen Rängeleien seines Personals zu beschäftigen. Er wird ganz einfach den Vorschlag des schlesischen Gauleiters Brückner akzeptieren. Und Brückner schlägt denjenigen vor, der von Heines protegiert wird. Heines hingegen setzt sich in allen personellen Angelegenheiten mit meinem Chef in Verbindung. Habe ich mich deutlich ausgedrückt?«

Mock hatte viel Erfahrung in Gesprächen mit Leuten wie Piontek. Er nestelte an seinem Kragenknopf und wischte sich die Stirn mit einem karierten Taschentuch.

»Irgendwie ist mir nach dem Essen heiß geworden. Vielleicht gehen wir ein paar Schritte auf der Promenade am Stadtgraben ...?«

Piontek war einen kurzen Blick auf das Aquarium. (*Hat er etwa das Mikrofon gesehen?*) »Ich habe keine Zeit für Spaziergänge«, sagte er gutmütig. »Außerdem habe ich Ihnen noch nichts von der Sache mit Marietta von der Malten erzählt.«

Mock stand auf, zog seinen Mantel über und setzte den Hut auf. »Herr Hauptsturmführer, ich danke Ihnen für das köstliche Mittagessen. Wenn Sie an meiner Entscheidung interessiert sind, die ich im Übrigen bereits getroffen habe, dann werde ich draußen auf Sie warten.«

Zwei junge Mütter spazierten mit ihren Kinderwagen in der Nähe der Statue von Amor und Pegasus die Promenade auf und ab und tuschelten über die beiden elegant gekleideten Herren, die vor ihnen hergingen. Der Größere von ihnen war stattlich gebaut, und der helle Trenchcoat spannte sich eng um seine Schultern. Der Kleinere fuchtelte fortwährend mit einem dünnen Spazierstock herum und achtete sorgsam auf seine Lackschuhe.

»Guck doch mal, Marie!«, raunte die schlanke Blonde der Rundlichen mit dem Kopftuch zu. »Das müssen feine Herren sein!«

»Bestimmt.« Sie waren einer Meinung. »Vielleicht sind es Künstler, sonst wären sie doch bei der Arbeit! Um diese Zeit muss doch jedermann arbeiten. Wer geht da schon im Park spazieren, um zu schwatzen?«

Die Vermutungen Maries trafen beinahe zu. Was Mock und Piontek gerade vollführten, war die hohe Kunst der subtilen Erpressung, der verkappten Bedrohung und der indirekten Provokation.

»Herr Rat, ich weiß von meinem Chef, dass Göring stur sein kann und dass er die Spitze der Breslauer Kripo mit seinem Kandidaten besetzen will, auch gegen den Willen von Heines und Brückner. Aber es gibt eine Möglichkeit, wie Sie ihre Position nachhaltig festigen und zum einzigen, konkurrenzlosen Kandidaten werden können.«

»Und die wäre?«

»Oh, das ist ganz einfach ...« Piontek hängte sich bei Mock ein. »Irgendein Erfolg, der Aufsehen erregt, der ein wenig spektakulär ist ... und schon ist Ihnen die Position sicher. Natürlich meine ich: ein derartiger Erfolg *und* die Förderung durch Heines und Brückner. Denn dann wird auch der sonst so kompromisslose Göring nachgeben.«

Mock blieb stehen, nahm den Hut ab und fächelte sich Luft zu. Auf der anderen Seite des Stadtgrabens glänzte die Sonne auf den Hausdächern. Piontek legte einen Arm um Mocks Schultern und flüsterte ihm hinter vorgehaltener Hand ins Ohr: »So ist es, lieber Herr Rat. Ein Erfolg ... wir haben doch beide keinen Zweifel, dass der größte Erfolg, den Sie in diesem Moment beibringen könnten, die Festnahme des Mörders der Baronesse von der Malten wäre.«

»Herr Hauptsturmführer, Sie gehen davon aus, dass es mein größter Wunsch wäre, der Nachfolger von Mühlhaus zu werden. Aber vielleicht ist das gar nicht der Fall? Vielleicht habe ich ganz andere Pläne? Außerdem steht es ja noch in den Sternen, ob ich den Mörder vor Mühlhaus' Abschied finde.« Mock wusste, dass das unaufrichtig klang und dass er Piontek damit nicht täuschen konnte.

Der beugte sich noch einmal zu Mocks Ohr, was bei den beiden vorbeigehenden Frauen Entrüstung hervor rief.

»Sie haben den Mörder doch schon gefunden. Es ist Isidor Friedländer. Gestern Abend hat er gestanden. Bei uns im »Braunen Haus« in der Neudorfstraße. Aber davon wissen nur mein Assistent Schmidt und ich. Wenn Sie es wollen, Herr Rat, dann werden wir beide schwören, dass Sie Friedländer dazu gebracht haben, sein Geständnis im Polizeipräsidium abzulegen.« Piontek nahm Mocks Hand in seine und bog die Finger zu einer Faust. »Sehen Sie: Da haben Sie Ihre Karriere in der eigenen Hand.«

Breslau, 16. Mai 1933.

Zwei Uhr nachts

Mock schreckte mit einem erstickten Schrei aus dem Schlaf hoch. Das Federbett drückte auf seine Brust, und sein schweißnasses Nachthemd klebte am Körper. Er warf die Decke mit einer heftigen Bewegung ab, stand auf, ging in sein Arbeitszimmer, knipste die Schreibtischlampe mit dem grünen Schirm an und stellte die Schachfiguren auf. Vergeblich versuchte er, die Nachtmahre seines geplagten Gewissens zu verjagen. Noch einmal tauchte der Albtraum vor ihm auf: Ein hinkendes kleines Mädchen hatte ihm direkt in die Augen gesehen. Obwohl zwischen ihnen der Fluss lag, hatte er ihren leidenschaftlichen, hasserfüllten Blick genau erkennen können. Und da sah er auch schon, wie die Frau des Vorwerk-Statthalters auf ihn zukam. Sie ging schwankend. Ihr Gesicht war von einem

scheußlichen Ausschlag entstellt. Sie setzte sich neben ihn, zog ihr Kleid weit nach oben und spreizte die Beine. Ihre Schenkel und ihr Unterleib waren mit riesigen, syphilitischen Geschwüren übersät.

Mock öffnete weit das Fenster und kehrte zurück in den sicheren Schein des grünen Lichts. Er wusste, dass er in dieser Nacht nicht mehr einschlafen würde. Beide Gestalten seines Traumes trugen wohl bekannte Züge. Das Mädchen – Marietta von der Malten, die syphilitische Mänade – Françoise Debroux.

»Schlesische Tageszeitung« vom 19. Mai 1933:

Seite 1.: Eberhard Mock. Kriminalrat der Breslauer Polizei, konnte nach wenigen Tagen der Fahndung den Mörder von Baroness Marietta von der Malten, deren Gouvernante Françoise Debroux sowie des Kondukteurs des Salonwagens Franz Repellingfest machen. Es handelt sich um den sechzigjährigen, geisteskranken Händler Isidor F. Mehr auf S. 3.

Seite 3.: Isidor F. ermordete auf außergewöhnlich grausame Art die siebzehnjährige Baroness und deren Gesellschafterin, die zweiundvierzigjährige Françoise Debroux. Er vergewaltigte beide Opfer und schlitzte ihnen den Bauch auf. Zuvor hatte er den Kondukteur des Salonwagens betäubt und dem Bewusstlosen zwei Skorpione unter das Hemd gesteckt, durch deren tödliche Bisse der Unglückliche starb. Das Abteil verunstaltete F. mit einer Schmiererei in koptischer Sprache: »Den Armen wie den Reichen – Tod und Verderben!«

Der Epileptiker Isidor F. war seit längerer Zeit bei Doktor Weinsberg im Jüdischen Spital in Behandlung. In dessen ärztlichem Gutachten heißt es: »Nach seinen epileptischen Anfällen befand sich der Kranke für längere Zeit in einem Zustand der Bewusstseinstrübung, auch wenn er den Eindruck machte, als wäre er wieder ganz bei sich. Nach den Anfällen machte sich regelmäßig eine seit seiner Jugendzeit bestehende Schizophrenie wieder bemerkbar. Er war dann unberechenbar, schrie in vielen unbekanntenen Sprachen und wurde von entsetzlichen, apokalyptischen Visionen heimgesucht. Wenn er sich in diesem Zustand befand, war er zu allem fähig.«

Der Angeklagte befindet sich derzeit an einem nur der Polizei bekannten Ort. Der Prozess wird in einigen Tagen stattfinden.

»Völkischer Beobachter« vom 20. Mai 1933:

Seite 1.: Ein abscheulicher Jude hat zwei deutsche Frauen geschändet und massakriert. Davor ermordete er auf perfide Art den deutschen Zugführer. Diese himmelschreiende Bluttat verlangt nach Rache.

»Berliner Morgenpost« vom 21. Mai 1933:

Seite 2.: Heute Nacht verübte der Breslauer Bluthund Isidor Friedländer in seiner Zelle Selbstmord. Sich selbst nahm er auf ähnlich makabere Weise das Leben wie seinen Opfern: Er biss sich die Schlagadern durch ...

»Breslauer Zeitung« vom 2. Juli 1933:

Einen Ausschnitt aus dem Gespräch mit Kriminaldirektor Eberhard Mock, dem neuen Chef der Kriminalpolizeileitstelle im Breslauer Polizeipräsidium, finden Sie auf S. 3:

»Woher kannte Friedländer die koptische Sprache?«

»Er hat an der Talmud-Hochschule in Lublin semitische Sprachen studiert.«

»Der Täter hat einen koptischen Text mit altsyrischen Schriftzeichen an die Wand geschrieben. Dies wäre sogar für einen hervorragenden Semitisten eine schwierige Aufgabe, hingegen für einen durchschnittlichen Absolventen der jüdischen Talmud-Schule fast nicht durchführbar ...«

»Der Angeklagte hatte nach seinen Anfällen apokalyptische Visionen, er befand sich dann in einem tranceähnlichen Zustand, in dem er sich in verschiedenen, ihm selbst unbekanntem Sprachen artikulierte. Dabei kamen wieder Symptome ei-

ner seit seiner Kindheit bestehenden schweren Schizophrenie zum Tragen. Er entwickelte dann fast übernatürliche Fähigkeiten und konnte in diesem Zustand auch sonst für ihn unlösbare Aufgaben bewältigen.«

»Letzte Frage: Können die Breslauer wieder ruhig schlafen?«

»Die Einwohner einer so großen Stadt wie Breslau sind natürlich öfter Gefahren ausgesetzt als die Menschen aus der Provinz. Wir werden diesen Gefahren entgegenwirken. Wenn – Gott behüte! – weitere derartige Verbrecher hier ihr Unwesen treiben sollten, werde ich ganz gewiss dafür sorgen, dass auch diese hinter Schloss und Riegel gebracht werden.«

III

Berlin, Samstag, 4. Juli 1934.

Halb sechs Uhr morgens

Herbert Anwaldt öffnete die Augen und schloss sie sofort wieder. Er hoffte inständig, dass sich alles um ihn herum nur als düstere Halluzination herausstellte, wenn er sie erneut öffnete. Doch seine Hoffnung wurde enttäuscht: Die schmutzige Absteige, in der er sich befand, war eine unumstößliche Tatsache, unwandelbare Realität. In Anwaldts Kopf lief ein Tonband, das ununterbrochen den Refrain des Schlagers von Marlene Dietrich wiederholte, den er gestern gehört hatte: »Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt ...«

Vorsichtig bewegte er einige Male den Kopf. Ein dumpfer Schmerz breitete sich langsam unter seiner Schädeldecke aus und kroch in seine Augenhöhlen. Sein Mund war vom üblen Geschmack unzähliger Zigaretten erfüllt. Anwaldt kniff die Lider fest zusammen. Der Schmerz wurde intensiver und unbarmherziger. In seinem Rachen steckte ein dicker, brennender Klumpen von Erbrochenem und süßem Wein. Er schluckte – und fühlte einen glühenden Druck durch seine ausgetrocknete Speiseröhre hinabgleiten. Anwaldt wollte nicht trinken – er wollte sterben.

Endlich öffnete er die Augen ganz und setzte sich im Bett auf. Seine Schläfenknochen knirschten, als ob sie in einem Schraubstock steckten. Als er sich umblickte, musste er feststellen, dass er den Raum, in dem er sich befand, zum ersten Mal sah. Neben ihm lag eine offenbar betrunkene Frau in einem schmutzigen, glitzernden Unterrock. Am Tisch schlief ein Mann im Unterhemd. Seine riesige, mit einem tätowierten Anker geschmückte Hand drückte eine umgeworfene Flasche fast liebevoll auf das feuchte Wachstum der Tischdecke. Auf dem Fensterbrett erlosch gerade eine Öllampe. Ein heller Streifen Morgendämmerung drang in den Raum.

Anwaldt warf einen Blick auf sein Handgelenk, wo er seine Armbanduhr vermutete. Sie war nicht da. Ach ja, er hatte sie gestern in einem Anfall von Mitgefühl einem Bettler gegeben. Die hartnäckige Frage, wie er von hier fortkommen könnte, quälte ihn. Zudem konnte er seine Kleider nirgends entdecken. Auch wenn er viel für extravagante Ideen übrig hatte, so wäre er doch nicht soweit gegangen, in Unterhosen auf die Straße zu treten. Mit Erleichterung stellte er fest, dass ihm, wie es im Waisenhaus üblich gewesen war, seine Schuhe an den Schnürsenkeln zusammengebunden um den Hals baumelten.

Er stand auf und wäre um ein Haar hingefallen. Auf dem nassen Fußboden riss es ihm die Beine auseinander, er warf die Arme ruckartig in die Luft und konnte sich gerade noch mit der einen Hand an einem leeren Kinderbett festhalten. Die andere Hand griff nach einem Tischchen, auf das jemand einen Aschenbecher ausgeleert hatte.

In seinem Kopf hämmerte es mit unverminderter Gewalt, er atmete schwer, ein Röcheln entrang sich seiner Kehle. Einen Moment lang kämpfte er mit sich: Er wollte sich zu der betrunkenen Frau legen, aber als er sie ansah und den üblen Geruch wahrnahm, der ihrer Mundhöhle mit den schlechten Zähnen entströmte, verwarf er diesen Gedanken mit Entschiedenheit. In einer Zimmerecke entdeckte er seinen zerknitterten Anzug. So rasch er nur konnte, kleidete er sich in der Dunkelheit des Stiegenhauses an und wankte auf die Straße, deren Namen er sich einprägte: Weserstraße. Wie er hierher geraten war, wusste er nicht mehr. Er piffte einer vorbeifahrenden Droschke. Es waren jetzt bereits fünf Tage, die Kriminalassistent Herbert Anwaldt unausgesetzt betrunken war. Mit nur kurzen Unterbrechungen hatte er allerdings schon die letzten sechs Monate getrunken.

Berlin, Donnerstag, 5. Juli 1934.

Acht Uhr morgens

Kriminalkommissar Heinrich von Grappersdorff schäumte vor Wut. Er schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und brüllte aus voller Kehle. Anwaldt glaubte, dass der heftig geschwollene Stiernacken seines Chefs jeden Moment seinen schneeweißen Hemdkragen sprengen würde. Ansonsten machte er sich allerdings nicht allzu viele Sorgen wegen des Gezeters. Zum einen, weil sein Kater alle äußeren Eindrücke nur wie durch dichten Nebel gedämpft in seinen Kopf vordringen ließ, zum ande-

ren wusste er, dass der »Büffel aus Stettin« eigentlich noch gar nicht richtig in Rage geraten war.

»Da, schauen Sie sich doch an!« Von Grappersdorf packte seinen Assistenten an den Schultern und zerrte ihn vor einen Spiegel mit geschnitztem Rahmen. Diese Geste empfand Anwaldt durchaus als angenehm – als wäre es eine raue, männliche Zuneigungsbekundung. Aus dem Glas blickte ihm ein hagerer, dunkelhaariger und unrasierter Mann entgegen. Das von roten Äderchen durchzogene Weiß seiner Augen verschwand fast unter seinen geschwollenen Augenlidern, die blasse Haut seiner eingefallenen Wangen und die von tiefen Furchen durchzogene Stirn, an der seine wirren Haare klebten – das alles verriet deutlich seine fünftägige Sauftour.

Von Grappersdorff ließ Anwaldt jäh los und wischte sich angewidert die Hände ab. Er stellte sich hinter seinen Schreibtisch und nahm wieder die Pose eines Donnergehaltigen ein.

»Wie alt sind Sie, sagen Sie? Dreißig Jahre? Sie sehen mindestens aus wie vierzig. Als wären Sie gerade aus der Gosse gestiegen, verhurt und versoffen. Und das wegen einer Kanaille, die eine Unschuldsmiene zur Schau trägt, als könnte sie kein Wässerchen trüben. Es dauert nicht mehr lange, und jeder mickrige Berliner Bandit kann Sie für einen Humpen Bier kaufen! Aber ich will hier bei mir kein käufliches Gesindel haben!« Er holte Luft und polterte weiter: »Sie sind gefeuert, Schnapswaldt! Und zwar fristlos! Wegen unentschuldigtem Fernbleibens fünf Tage lang!«

Der Kommissar ließ sich in den Sessel fallen und zün-

dete sich eine Zigarre an. Er fixierte seinen einstmals besten Mitarbeiter durch die dicken Rauchwolken hindurch. Die Wirkung von Anwaltdts Kater hatte nachgelassen. Es dämmerte ihm, dass er in Kürze ohne Gehalt sein würde und er dann von Alkohol bestenfalls träumen könnte. Dieser Gedanke wirkte sofort. Er blickte seinen Chef flehentlich an. Der hatte sich gerade mit geheucheltem Interesse in einen Rapport vom Vortag vertieft. Von Grappersdorff wartete einen Moment, sah dann auf und versetzte barsch:

»Die Entlassung betrifft Ihren Einsatz bei der Berliner Polizei. Ab morgen werden Sie Ihren Dienst im Breslauer Präsidium antreten. Eine sehr bedeutende Persönlichkeit möchte Sie mit einer schwierigen Mission betrauen. Na, was sagen Sie? Gefällt Ihnen mein Angebot, oder ziehen Sie es vor, am Kurfürstendamm betteln zu gehen? Zumal Ihre zukünftigen Kumpane vielleicht gar nicht bereit sein werden, dort noch ein Plätzchen für Sie freizumachen ...«

Anwaldt bemühte sich, nicht in Tränen auszubrechen. Er konnte nicht einmal über das Angebot von Grappersdorff nachdenken, da er seine ganze Kraft daransetzen musste, ein Schluchzen zu unterdrücken. Jetzt war die Rage seines Vorgesetzten echt:

»Was ist, gehst du nach Breslau oder nicht, du Pennbruder?!«

Anwaldt nickte. Augenblicklich beruhigte sich der Kommissar.

»Wir treffen uns am Schlesischen Bahnhof um acht Uhr abends, Gleis drei. Dann bekommst du noch einige Instruktionen. Hier sind fünfzig Mark, schau, dass du

dich in Ordnung bringst, Mann! Du kannst sie mir zurückgeben, wenn du in Breslau Fuß gefasst hast.«

Berlin, 5. Juli 1934.

Acht Uhr abends

Anwaldt war pünktlich zur Stelle, sauber, rasiert und – was das Wichtigste war – nüchtern. Er trug einen neuen beigefarbenen Sommeranzug und eine dazu passende Krawatte. In der Hand hielt er eine ziemlich lädierte Tasche und einen Regenschirm. Sein Hut saß ein wenig schief, sodass er einem dieser amerikanischen Schauspieler ähnelte, dessen Name von Grappersdorff entfallen war.

»Na also. Das macht sich schon besser.« Der Kommissar trat an Anwaldt heran und schnüffelte. »Los, hauchen Sie mich an!«

Anwaldt tat, wie ihm befohlen.

»Kein einziges Bier?«

»Kein einziges.«

Der Kommissar fasste Anwaldt unter und sie schlenderten auf dem Perron auf und ab. Eine Lokomotive ließ zischend Dampfwolken ab.

»Jetzt hören Sie mir gut zu. Ich weiß nicht genau, was Sie in Breslau zu tun haben werden, aber es ist eine sehr schwierige und nicht ungefährliche Aufgabe. Aber Ihr Gehalt dort wird Ihnen ermöglichen, nicht bis an ihr Lebensende schufteln zu müssen. Dann können Sie sich in Ruhe zu Tode saufen, aber während Ihres Aufenthaltes in

Breslau: keinen Tropfen ... kapiert?« Von Grappersdorff lachte laut auf. »Ich muss Ihnen sagen, dass ich Mühlhaus, meinem alten Freund aus Breslau, von Ihnen abgeraten habe. Aber er hat drauf bestanden, ich weiß nicht, warum. Vielleicht hat er irgendwo gehört, dass Sie etwas taugen ... Wie dem auch sei, jetzt zur Sache: Sie haben ein Abteil für sich. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Reise. Hier ist das Abschiedsgeschenk von den Kollegen. Es wirkt hervorragend gegen jeden Katzenjammer.«

Er schnipste mit den Fingern. Eine hübsche Brünette mit einem kecken Hütchen kam auf sie zu. Sie überreichte Anwaldt ein Kärtchen, auf dem stand: »Ich bin ein Geschenk deiner Kollegen. Bleib gesund, und lass dich mal wieder in Berlin blicken!«

Anwaldt blickte umher und entdeckte hinter dem Bahnsteigskiosk die Gesichter seiner Kollegen, die lachten, Grimassen schnitten und dabei unanständige Gesten machten. Er geriet in tiefe Verlegenheit. Das Mädchen jedoch nicht im Geringsten.

Breslau, Freitag, 6. Juli 1934.

Halb sechs Uhr nachmittags

Kriminaldirektor Eberhard Mock traf letzte Vorbereitungen für seine Reise nach Soppot, wo er vorhatte, einen zweiwöchigen Urlaub zu verbringen. Der Zug sollte in zwei Stunden abfahren, so war es nicht verwunderlich, dass in seiner Wohnung ein fürchterliches Durcheinander herrschte. Mocks Frau jedoch fühlte sich darin wie

ein Fisch im Wasser. Klein und korpulent wie sie war, wirbelte sie durch die Räume und erteilte dem Personal mit lauter Stimme Anweisungen. Mock saß derweil gelangweilt in einem Sessel und hörte Radio. Während er eine andere Station suchte, läutete das Telefon.

»Bei Baron von der Malten«, tönte es aus dem Hörer. »Herr Direktor, der Herr Baron erwartet Sie unverzüglich in seiner Residenz.«

Mock hörte auf, mit der freien Hand am Senderknopf zu drehen, und versetzte mit ruhiger Stimme:

»Hör jetzt gut zu, mein lieber Herr Diener, wenn der Herr Baron mich sehen will, dann möge sich der Herr Baron gnädigst selbst bemühen, bei mir zu erscheinen, denn ich befinde mich in zwei Stunden auf dem Weg in den Urlaub.«

»Ich habe mir gedacht, dass du so reagierst, Eberhard«, erklang die tiefe Stimme des Barons aus dem Hörer. »Ich habe es vorhergesehen, aber um Diskussionen zu vermeiden, halte ich hier in meiner Hand eine Visitenkarte mit einer Telefonnummer. Es hat mich einige Mühe gekostet, sie zu bekommen. Wenn du dich also nicht auf dem schnellsten Wege zur mir begibst, werde ich diese Nummer wählen. Willst du wissen, wen ich dann anrufen werde?«

Mock hatte plötzlich das Interesse an der Marschmusik verloren. Er knipste den Apparat aus und knurrte: »Ich bin gleich bei dir.«

Eine Viertelstunde später bog er in die Eichenallee ein. Grußlos stürmte er an dem alten Kammerdiener Matthias vorbei, der aufmerksam in der Tür stand, und fuhr ihn

an: »Ich finde das Arbeitszimmer des Barons schon selbst.«

Der Baron erwartete ihn in der offenen Tür. Er trug einen langen gesteppten Hausmantel und Pantoffeln aus hellem Leder. Seine Augen blickten düsterer als sonst, sein hageres, zerfurchtes Gesicht glühte.

»Was für eine Ehre, dass Exzellenz die Mühe nicht scheut haben, höchstselbst bei mir zu erscheinen!« Er verzog das Gesicht zu einem verbindlichen Lächeln. Dann wurde er plötzlich ernst: »Komm rein, setz dich und stell keine Fragen!«

»Nur eine!« Mock war sichtlich verärgert. »Wen wolltest du anrufen?«

»Damit werde ich beginnen. Ich hätte Udo von Woysch, den Breslauer SS-Chef, angerufen. Ein Adliger aus bestem Hause, irgendwie sogar entfernt verwandt mit den von der Maltens. Er wäre mir sicherlich dabei behilflich gewesen, zum neuen Gestapo-Chef Erich Kraus vorzudringen. Weißt du ... seit etwa einer Woche ist von Woysch in fabelhafter Stimmung. In der ›Nacht der langen Messer‹ hat auch er seines gewetzt und sich seiner Feinde entledigt: Helmuth Brückner, Hans Peter von Heydenbreck und noch einige andere SA-Leute. Und welch schreckliches Schicksal hat unseren lieben Bonvivant und Eroberer von Knabenherzen Edmund Heines ereilt! Er wurde von SS-Männern im schönen bayrischen Bad Wiessee ermordet. Sie haben ihn aus dem Bett gezerrt, und zwar nicht aus irgendeinem, sondern aus dem von SA-Chef Ernst Röhm höchstpersönlich – dem übrigens wenig später dasselbe Schicksal wie seinem Gelieb-

ten widerfuhr. Und was ist mit unserem lieben, guten Pi-ontek geschehen, dass er sich in seinem Garten aufgehängt hat? Angeblich haben sie seiner Frau ein Foto gezeigt, auf dem der gute alte Walter, angetan mit einer Kugelhaube, mit einem neunjährigen Mädchen etwas tut, was man in der Antike wohl ... Päderastie genannt hat. Wenn er sich nicht selbst umgebracht hätte, dann hätten sich unsere braunen Kerle aus der Neudorfstraße gewiss gerne seiner angenommen.«

Der Baron, ein eingefleischter Liebhaber Homers, beherrschte das retardierende Moment. Diesmal hatte ihm seine Vorrede dazu gedient.

»Ich möchte dich nur eines fragen. Sag es mir klipp und klar: Willst du, dass Kraus die von mir aufbewahrten Dokumente in die Hände bekommt, aus denen unbestreitbar hervorgeht, dass der Chef der Kriminalabteilung ein Freimaurer war? Sag entweder Ja oder Nein. Du weißt, Kraus ist erst seit wenigen Tagen im Amt und wünscht sich nichts mehr, als sich ein paar Sporen zu verdienen, um den Leuten in Berlin, die ihn gefördert haben, zu beweisen, dass ihre Wahl richtig war. Dieser Mann ist ein größerer Nazi als der Führer selbst. Willst du, dass unser Breslauer Adolf die ganze Wahrheit über deine Karriere erfährt?«

Mock rutschte unruhig auf seinen Stuhl herum. Die exquisite Zigarre schmeckte plötzlich säuerlich. Er hatte schon früher gewusst, dass ein Schlag gegen Röhm und seine schlesischen Anhänger geplant war, doch es war ihm eine große Genugtuung gewesen, seinen Leuten jegliche Intervention zu verbieten. »Diese Schweine sollen

sich gegenseitig abschlachten!«, hatte er dem einzigen verschwiegene Polizisten im Präsidium anvertraut. Nichtsdestoweniger hatte er eine diebische Freude dabei empfunden, der SS einige kompromittierende Fotos zuzuspielen. Das Verhängnis von Piontek, Heines und Brückner hatte er mit Champagner begießen wollen. Aber als er einsam einen Toast ausbringen wollte, waren ihm die Worte im Halse stecken geblieben. Ihm war plötzlich klar geworden, dass es unter den Banditen zwar eine Säuberungsaktion gegeben hatte – dass der Rest von ihnen aber weiterhin regieren würde. Es hatte einige üble Gesellen unter ihnen getroffen – aber es konnten noch üblere nachkommen. Und nun bestätigte sich diese Befürchtung: Erich Kraus war der schlimmste Nazi von allen.

»Du brauchst nicht zu antworten, du mieser, kleiner Schustersohn aus Waidenburg! Du elender Emporkömmling, du Krämerseele, du mittelmäßiger Gernegroß! Und deine Horaz-Interpretationen besaßen nie mehr Finesse als ein Schusterleisten! *Ne sutor supra crepidam*. Dieser Empfehlung bist du nicht gefolgt. Schlimmer noch: Du hast mit deinen Lügen dein eigenes Nest beschmutzt. Für deine Karriere. Du bist aus der Loge ausgetreten. Du hast heimlich mit der Gestapo zusammengearbeitet. Frag mich nicht, woher ich das weiß ... Natürlich hast du auch das nur für die Karriere getan. Am meisten hat dir jedoch meine Tochter bei deiner Karriere geholfen. Erinnerst du dich, wie sie dir immer entgegengelaufen ist – als man ihr Hinken kaum mehr bemerkte? Erinnerst du dich, wie gern sie dich gemocht

hat? Wie sie zur Begrüßung immer gerufen hat: ›Lieber Herr Ebi! ...‹«

Mock stand heftig auf.

»Was willst du eigentlich von mir? Ich habe dir den Mörder geliefert. Sag endlich klar, was los ist, und schenk dir deine ciceronischen Exkurse!«

Von der Malten schwieg, ging zu seinem Schreibtisch und entnahm der Schublade eine Blechdose mit der Aufschrift »Wiener Schokoladen«. Er öffnete sie und hielt sie Mock unter die Nase. Sie war mit rotem Samt ausgekleidet, und darauf war mit Nadeln ein Skorpion aufgespießt. Daneben lag ein blaues Kärtchen, auf dem jene koptischen Zeilen über den Tod zu lesen waren. Darunter stand geschrieben: »Dein Schmerz ist noch zu gering.«

»Das habe ich in meinem Arbeitszimmer gefunden.«

Mock betrachtete scheinbar abwesend die silberne Armillarsphäre und sagte in bedeutend ruhigerem Ton:

»Es herrscht wohl kein Mangel an Psychopathen – auch in unserer Stadt nicht. Und höchstwahrscheinlich befindet sich einer davon unter deinen Hausdienern. Denn wer könnte von außen in eine derart bewachte Residenz eindringen?«

Der Baron spielte mit einem kleinen Messer, das zum Aufschneiden von Zeitungen diente. Plötzlich wandte er den Blick vom Fenster ab. »Willst du es sehen, damit du es glaubst? Willst du wirklich die Wäsche meiner Tochter sehen? Ich habe sie aufbewahrt. Sie lag in dieser Dose, neben dem Skorpion und der Karte.«

In der Tat: Mock erinnerte sich, dass am Ort des Verbrechens die Wäsche von Marietta nicht gefunden

werden konnte. Er hatte ja selbst einem seiner Leute aufgetragen, alle Fetischisten ausfindig zu machen.

Von der Malten legte das Messer weg und rief mit bebender Stimme:

»Hör zu, Mock. Ich habe in meinem Keller den ›Mörder‹ bestraft, den du mir geliefert hast ... einen alten, verwirrten Juden ... Es gibt nur einen Menschen auf der Welt, den ich noch mehr hasse als dich, und das ist der wahre Täter. Du wirst jetzt Folgendes tun, Mock: Du wirst alles unternehmen, was in deiner Macht steht, um den Mörder zu finden. Aber nicht du allein. Jemand anderer wird die Fahndung von neuem aufnehmen. Ein Außenstehender, jemand, der noch in keine der Breslauer Intrigen verwickelt ist. Außerdem hast du den Mörder ja bereits einmal gefunden ... Da kannst du dich schlecht ein zweites Mal auf die Suche machen. Das würde dich nicht nur deine Stellung, sondern auch deinen guten Ruf kosten ...«

Der Baron beugte sich über den Schreibtisch, sodass ihre Gesichter nur wenige Zentimeter voneinander entfernt waren. Mock konnte seinen schlechten Atem riechen.

»Wirst du mir helfen, oder willst du, dass mit deiner Karriere Schluss ist? Wirst du alles daransetzen, oder soll ich von Woyrsch und Kraus anrufen?«

Mock zögerte keine Sekunde: »Ich helfe dir. Doch ich weiß nicht, wie. Was soll ich denn tun?«

»Endlich eine kluge Frage.« In der Stimme des Barons schwang noch immer Zorn. »Komm mit in den Salon. Ich stelle dir jemanden vor.«

Als der Baron die Salontür öffnete, sprangen die beiden Männer, die an einem Tischchen gesessen hatten, hastig auf. Der Kleinere von ihnen sah mit seinem brünetten Kraushaar aus wie ein erschrockener Junge, der von den Eltern mit pornografischen Postkarten erwischt wurde. Der andere war wohl noch jünger, schlank und dunkelhaarig und hatte in seinen Augen denselben Ausdruck von Mattigkeit und Zufriedenheit, den Mocks Spiegelbild jeden Samstagmorgen aufwies.

»Herr Kriminaldirektor«, der Baron wandte sich Mock zu, »Ich möchte Ihnen Herrn Doktor Georg Maass aus Königsberg und den Berliner Kriminalassistenten Herbert Anwaldt vorstellen. Doktor Maass ist Privatdozent an der Universität Königsberg, ein ausgezeichnete Semiotist und Historiker. Assistent Anwaldt ist Spezialist für Verbrechen mit sexuellem Hintergrund. Meine Herren – der Chef der Kriminalabteilung der Breslauer Polizei, Kriminaldirektor Eberhard Mock.«

Sie verbeugten sich, und nachdem sich der Baron gesetzt hatte, nahmen auch sie Platz. Der Gastgeber fuhr im selben gespreizten Ton fort:

»Der Herr Kriminaldirektor hat mir seine Zusicherung gegeben, dass er Sie bei Ihrer Arbeit in jeder Hinsicht unterstützen wird. Sämtliche Akten und Bibliotheken stehen Ihnen offen. Der Herr Kriminaldirektor hat sich außerdem freundlicherweise bereit erklärt, Assistent Anwaldt ab morgen in das ihm unterstellte Präsidium als Referent für Spezialfälle zu übernehmen. Entspricht das den Tatsachen, Herr Direktor?« Mock war selber über seinen Gehorsam überrascht, der ihn mit dem Kopf niki-

ken ließ. »Assistent Anwaldt, der Zugang zu allen relevanten Akten und Informationen bekommt, wird die geheime Fahndung nach dem Mörder meiner Tochter in aller Sorgfalt wieder aufnehmen. Habe ich etwas vergessen, Herr Kriminaldirektor?«

»Nein, Herr Baron, Sie haben nichts vergessen«, bestätigte Mock zerstreut, während seine Gedanken fieberhaft damit beschäftigt waren, wie er nun seine Frau besänftigen könnte. Denn sie würde sicherlich sehr aufgebracht sein, wenn sie erfuhr, dass sie die ersten Urlaubstage allein verbringen musste.

Breslau, 7. Juli 1934.

Acht Uhr morgens

Die Hitze in Breslau hielt an. Über der Senke, in der die Stadt lag, wogten glühende Luftschichten. An den Straßenecken mussten sich die Limonadeverkäufer unter den Sonnenschirmen ihrer Stände nicht die Mühe machen, ihre Ware anzupreisen. Alle hatten Helfer angestellt, die in einem fort Eimer mit Eis schleppten. Die verschwitzten Menschen saßen in den Kaffeehäusern und Konditoreien an der repräsentativen Gartenstraße und fächelten sich unablässig Kühle zu. Auf der Liebichshöhe, wo das Großbürgertum unter den ausladenden Platanen und Kastanienbäumen vom trockenen Staub der Innenstadt Erholung suchte, spielten am Sonntag erschöpfte Musikanten ihre Märsche und Walzer, in den Grünanlagen und Parks saßen die Alten beim Skat zusammen, und ent-

nervte Kindermädchen versuchten, ihre erhitzten Zöglinge im Zaum zu halten. Die Gymnasiasten, die nicht in die Sommerfrische gefahren waren, hatten längst Sinuskurven und »Hermann und Dorothea« vergessen und veranstalteten am städtischen Flusswerder ihre Schwimmwettbewerbe. Das Proletariat aus den ärmlichen Gassen rund um den Ring und den Blücherplatz leistete sich Humpen von Bier, sodass viele schon am frühen Morgen betrunken in den Haustoren und Rinnsteinen lagen. Und die Jugend blies zur Jagd auf die Ratten, von denen es in der Umgebung der Müllbehälter jetzt nur so wimmelte. Träge flatterten in den Fenstern angefeuchtete Leintücher. Breslau atmete schwer. Nur die Eisverkäufer und Limonadehändler rieben sich die Hände, und die Brauereien legten Sonderschichten ein. Herbert Anwaldt begann mit seinen Ermittlungen.

Die Polizisten saßen ohne Jackett und mit gelockerten Krawatten im Besprechungszimmer. Nur Max Forstner, Mocks Nachfolger, machte eine Ausnahme. Auch wenn er in seinem zu engen Anzug und seiner korrekt gebundenen Krawatte wahre Bäche schwitzte – er wollte sich nicht auch nur die kleinste Nachlässigkeit erlauben. Aber niemand der Anwesenden verspürte Mitleid oder gar Bewunderung, und der Grund für diese allgemeine Antipathie war Forstners Herablassung und Boshaftigkeit, die er seinen Untergebenen in kleinen, aber wirksamen Dosen zuteil werden ließ. Mal machte er sich über die aus der Mode gekommene Form eines Hutes lustig, mal ließ er eine giftige Bemerkung über ein schlecht rasiertes Ge-

sicht oder einen Fleck auf der Krawatte eines Beamten fallen, eine anderes Mal regte er sich über eine beliebige Kleinigkeit auf, die angeblich, so sagte er, dem Bild der Breslauer Polizei in der Öffentlichkeit schade. Doch an diesem Morgen hatte ihm die Hitze alle Kleinlichkeit gegenüber der nachlässigen Kleidung seiner Untergebenen genommen.

Die Tür ging auf, und Mock erschien in Begleitung eines schlanken, dunkelhaarigen, etwa dreißigjährigen Mannes. Der neue Polizist erweckte den Eindruck, als sei er nicht ausgeschlafen. Er unterdrückte ein Gähnen, was ihm nicht allzu gut gelang, und Tränen traten ihm in die Augen. Forstner hätte sich gerne über den unpassend hellen Anzug ereifert.

Wie immer begann Mock die Besprechung, indem er sich eine Zigarette anzündete – eine Angewohnheit, die fast die ganze Belegschaft übernommen hatte.

»Ich begrüße Sie. Dies ist unser neuer Kollege, Kriminalassistent Herbert Anwaldt, der ab heute in unserer Abteilung als Referent für Spezialfälle arbeitet. Er wird in einer Sache ermitteln, deren Verlauf und Resultat er allein mir gegenüber zu verantworten hat. Ich möchte Ihnen nahe legen, etwaigen Bitten von seiner Seite prompt und exakt nachzukommen. Wir sind übereingekommen, dass Kriminalassistent Anwaldt während der Bearbeitung dieses Falles so etwas wie Ihr Vorgesetzter sein wird. Selbstverständlich ist Herr Forstner davon ausgenommen.« Mock löschte seine Zigarette und schwieg. Die anderen wussten, dass jetzt der wichtigste Punkt der Besprechung kommen werde. »Meine Herrschaften, wenn

Sie die Anweisungen von Assistent Anwaldt kurzfristig von ihrer aktuellen Arbeit abhalten sollten, dann legen Sie diese eben beiseite. Der Fall unseres neuen Kollegen ist im Moment vorrangig. Das ist alles, Sie können wieder an die Arbeit gehen.«

Anwaldt sah sich neugierig in Mocks Arbeitszimmer um. Selbst bei genauer Betrachtung konnte man nichts Individuelles entdecken, nichts, was dem Raum eine persönliche Note verliehen hätte. Alles stand an seinem Ort, es herrschte eine fast sterile Sauberkeit. Fast schien es, als stünden hier alle Gegenstände stramm – bis der Direktor diese scheinbare Harmonie mit einem Mal zerstörte. Er zog sein Jackett aus und warf es über eine Stuhllehne. Zwischen den extravagant gemusterten hellblauen Hosenträgern (nackte ineinander verschlungene Frauenkörper) wölbte sich stolz sein beträchtlicher Bauch. Anwaldt war erleichtert, endlich einen Menschen aus Fleisch und Blut vor sich zu sehen, er lächelte. Mock bemerkte es nicht, ging zum Telefon und orderte zwei Gläser starken Tee.

»Nichts ist besser gegen den Durst bei dieser Hitze. Also schauen wir mal ...« Er schob Anwaldt eine Schachtel mit Zigarren hin. Langsam und bedächtig schnitt er von einer die Spitze ab. Mocks Assistent Dietmar Krank kam mit einer Kanne herein.

»Womit möchten Sie beginnen, Anwaldt?«

»Ich hätte einen Vorschlag, Herr Direktor ...«

»Lassen wir die Titel. Ich bin nicht so ein Zeremonienmeister wie der Baron.«

»Natürlich, ganz wie Sie wünschen. Ich habe die gestrige Nacht damit verbracht, die Akten zu studieren. Mich würde interessieren, ob Sie etwas mit der folgenden Theorie anfangen können: Jemand hat Friedländer zum Sündenbock gemacht, ergo: Jemand will den wirklichen Täter schützen. Und vielleicht ist gerade dieser »Jemand« der Täter. Ich muss denjenigen oder diejenigen finden, die Friedländer belastet haben oder – mit anderen Worten – die Ihnen Friedländer zum Fraß vorgeworfen haben. Ich werde, denke ich, bei Baron Köpperlingk beginnen, denn er war es, der Sie zuerst auf Friedländer aufmerksam gemacht hat.« Anwaldt unterdrückte ein Grinsen. »Und – unter uns gesagt – wie kam es eigentlich, dass Sie glaubten, ein sechzigjähriger Mann könne in einer halben Stunde einen Eisenbahner erschlagen, danach zwei Geschlechtsakte vollziehen, was ihm, wie man sich denken kann, seine Opfer wohl nicht gerade leicht gemacht haben, danach die Opfer ermorden, seine Schnörkel an die Wand malen, um dann durchs Fenster zu springen und sich in Luft aufzulösen? Zeigen Sie mir einen Zwanzigjährigen, der so etwas fertig brächte!«

»Nun, mein Lieber.« Mock lächelte. Der naive Enthusiasmus Anwaldts gefiel ihm. »Überdurchschnittliche, ja übermenschliche Kräfte sind bei Epileptikern keineswegs selten, besonders nach einem Anfall. Solch ein Verhalten ist nichts anderes als ein Effekt, der durch bestimmte Hormone gesteuert wird. Darüber hat mich Friedländers Arzt Doktor Weinsberg aufgeklärt. Ich habe keinen Grund, ihm zu misstrauen.«

»Eben. Sie vertrauen ihm. Ich aber vertraue nieman-

dem. Ich möchte unbedingt selbst mit diesem Arzt sprechen. Vielleicht hat ihm jemand aufgetragen, Ihnen etwas über die angeblichen übernatürlichen Fähigkeiten der Epileptiker, über Trancezustände und Derwische und anderen derartigen ...«, Anwaldt suchte nach einem Wort, »anderen derartigen Mumpitz zu erzählen.«

Mock nippte an seinem Tee.

»Sie sind sehr kategorisch, junger Mann.«

Anwaldt trank gierig einige Schlucke. Er wollte dem Direktor um jeden Preis zeigen, dass er in solchen Dingen bewandert war. Doch es war gerade jene Selbstsicherheit, die ihm am meisten fehlte. Er benahm sich wie ein kleiner Junge, der nachts ins Bett gemacht hat, und morgens nicht weiß, was er nun mit sich und dem kleinen Unglück anfangen soll. (*Ich bin auserwählt worden. Ich bin ein Auserwählter, ich werde eine Menge Geld verdienen.*) Er trank seinen Tee aus.

»Ich bitte Sie um das Protokoll des Verhörs mit Friedländer.« Er bemühte sich, seine Stimme fest und bestimmt klingen zu lassen.

»Was wollen Sie mit dem Protokoll?«, entfuhr es Mock. Ihm war nicht mehr zum Scherzen zu Mute. »Sie sind schon jahrelang bei der Polizei, da wissen Sie sicher, dass man manchmal dem Zeugen ein wenig nachhelfen muss. Protokolle werden immer ein wenig geschönt. Ich werde Ihnen am besten selber erzählen, wie das war. Denn schließlich habe ich ihn verhört.« Er blickte aus dem Fenster und versuchte sich eilig etwas zurechtzulegen. »Ich habe ihn nach seinem Alibi gefragt. Er hatte keins. (*Gestapomann Konrad hat ihn schnell zum Spre-*

chen gebracht. Der hat seine Methoden.) Als ich ihn über die geheimen Schriftzeichen in seinem dicken Notizbuch befragt habe, hat er nur gelacht, und ich musste ein wenig handgreiflich werden. Dann hat er gesagt, das sei eine Nachricht für seine Brüder, die ihn rächen wollen. *(Ich habe hören können, wie Konrad eine Sehne mit seinem Rasiermesser durchschnitt.)* Da ich also wohl noch entschiedener vorgehen musste, habe ich gedroht, man werde seine Tochter vorladen müssen. Das hat gewirkt. Er wurde sofort lammfromm und hat gestanden. Das ist schon alles. *(Armes Mädchen ... aber was blieb mir übrig, ich musste sie Piontek ausliefern. Der hat sie morphiump-süchtig gemacht und sie einigen von den Bonzen und Ordensträgern ins Bett gelegt.)*«

»Und Sie haben dem Wahnsinnigen geglaubt, den Sie auf diese Art erpresst haben?« Anwaldt riss ungläubig die Augen auf.

Mock amüsierte sich aufrichtig. Jetzt befand er sich in der selben Rolle wie damals Mühlhaus – in der des gutmütigen Großvaters, der dem fantasierenden Enkel über den Kopf streicht.

»Genügt Ihnen das nicht?« Um seine Lippen spielte ein ironisches Lächeln. »Da gibt es einen wahnsinnigen Epileptiker, der, wie sein Arzt behauptet, nach seinen Anfällen wahre Wunder vollbringen kann. Er hat kein Alibi, er schreibt geheimnisvolle Texte in Notizbücher. Wenn Sie mit diesen Fakten immer noch weiter nach einem anderen Mörder suchen würden, dann wären Sie damit bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag beschäftigt! Vielleicht war es ja dieser übertriebene Forschergeist, der es bewirkt hat,

dass der alte von Grappersdorff Sie von Berlin in die Provinz versetzt hat?«

»Gut, Herr Direktor, aber seien Sie mal ehrlich: Waren Sie denn wirklich von all dem überzeugt?«

Mock ließ nun, zuerst noch zögernd, seiner Irritation freien Lauf. Er liebte das Gefühl, die aufwallende Woge seiner Emotionen noch vollständig im Griff zu haben und in Ruhe den Zeitpunkt und das Ausmaß ihres endgültigen Ausbruchs bestimmen zu können.

»Wollen Sie endlich mit den Untersuchungen zum Fall beginnen, oder möchten Sie lieber ein psychologisches Gutachten über meine Person erstellen?!«, brüllte er. Doch das hatte nicht die erwünschte Wirkung. Anwaldt ließ sich nicht einschüchtern. Geschrei beeindruckte ihn nicht mehr, denn allzu oft hatte er das in seiner Kindheit bereits erlebt.

»Pardon«, sagte der Assistent schlicht. »Ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Mein Sohn«, Mock streckte sich neuerlich gelassen in seinem Stuhl aus und spielte mit seinem Ehering. In Gedanken war er schon dabei, eine detailgenaue Charakteristik von Anwaldt zu entwerfen. »Wenn ich so zart besaitet wäre, hätte ich wohl kaum an die fünfundzwanzig Jahre bei der Polizei arbeiten können.« Er hatte sofort bemerkt, dass Anwaldts Zerknirschtheit geheuchelt war. Das hatte sein Interesse geweckt, und er beschloss, auf dessen Spielchen einzugehen.

»Sie müssen sich nicht entschuldigen. Aber Sie haben mir Ihre Schwäche gezeigt. Ich geben Ihnen einen guten Rat: Ihre Schwachstellen sollten Sie immer verstecken, bei

anderen hingegen müssen Sie sie aufdecken. So kann man sich andere gefügig machen. Wissen Sie, wie dienlich es ist, etwas gegen jemanden in der Hand zu haben? Das Ende der Schlinge in der Hand zu halten, worin der Kopf eines anderen steckt? Diese Schlinge, das kann beim einen das Glücksspiel sein, beim anderen seine Vorliebe für früh entwickelte Kleinmädchenbrüste und beim nächsten vielleicht ... seine jüdische Abstammung. Ich habe unzählige Male die Oberhand gewonnen, indem ich eine solche Schlinge ein klein wenig zugezogen habe.«

»Haben Sie auch meinen Kopf schon in einer dieser Schlingen? Und können Sie jetzt die Schwäche, die Sie bei mir entdeckt haben, gegen mich verwenden?«

»Und warum sollte ich das tun?«

Mit Anwaldts unterwürfiger Haltung war es vorbei. Dieses Gespräch begann ihm großen Spaß zu bereiten. Er fühlte sich wie ein Vertreter einer seltenen wissenschaftlichen Disziplin, der sich zufällig in seinem Zugabteil einem anderen leidenschaftlichen Anhänger dieser Wissenschaft gegenüberfindet und plötzlich aufhört, die vorbeiziehenden Bahnhöfe zu zählen.

»Warum? Weil ich es schließlich bin, der einen Fall wieder aufrollen soll, den Sie bereits außerordentlich erfolgreich abgeschlossen haben.« (*So viel ich weiß, hat dieser Erfolg nicht unwesentlich zu deiner Karriere beigetragen!*)

»Dann tun Sie das gefälligst, und verschonen Sie mich mit Ihrer psychologischen Vivisektion.« Mock hatte beschlossen, sich noch ein bisschen zu ärgern.

Anwaldt fächelte sich mit der »Breslauer Zeitung«

Kühlung zu, und schließlich riskierte er es: »Das tue ich ja gerade. Und ich habe dabei mit Ihnen begonnen.«

Mock lachte schallend. Anwaldt fiel etwas zurückhaltender in das Gelächter ein. Vor der Tür wunderte sich Forstner, der vergeblich versucht hatte, etwas Genaueres herauszufinden.

»Du gefällst mir, mein Sohn.« Mock trank seinen Tee aus. »Wenn es mal Schwierigkeiten geben sollte, kannst du mich zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen. Beinahe jeder in der Stadt steckt in einer Schlinge, und die halte ich in der Hand.«

»Nur meine noch nicht?« Anwaldt steckte die elegante Visitenkarte Mocks in seine Briefftasche.

Mock stand auf, um zu zeigen, dass er das Gespräch für beendet hielt.

»Ein Grund dafür, dass du mir sympathisch bist.«

Breslau, 7. Juli 1934.

Fünf Uhr nachmittags

Mocks Arbeitszimmer war außer der Küche der einzige Raum seiner Fünfstübchenwohnung am Rehdingenplatz 1, dessen Fenster nach Norden hinausgingen. Nur hier war es im Sommer angenehm kühl. Er hatte gerade sein Mittagessen beendet, das er sich vom gegenüberliegenden Restaurant Grajecka hatte kommen lassen. Jetzt saß er am Schreibtisch und trank ein kühles Haselbach-Bier, das er aus der Speisekammer geholt hatte. Wie gewöhnlich rauchte er nach dem Essen, wobei er ein beliebiges Buch

aus dem Regal zur Hand nahm. Diesmal hatte er das Werk eines in Ungnade gefallenem Autors erwischt: Freuds »Zur Psychopathologie des Alltagslebens«. Während er den Abschnitt über Versprecher und Fehlleistungen las, sank er langsam in den ersehnten Schlummer, als ihm plötzlich zu Bewusstsein kam, dass er Anwaldt heute mehrere Male mit »mein Sohn« angeredet hatte. Das war ein Versprecher, wie er Mock noch nie zuvor unterlaufen war. Zwar hielt er sich selbst für einen eher beherrschten und kontrollierten Menschen. Aber mit Freud war er zu der Überzeugung gelangt, dass man, wenn man unbeabsichtigte Worte äußerte, seine geheimen Bedürfnisse und Wünsche enthüllte. Mocks größter Traum war es, einen Sohn zu haben. Er hatte sich nach vier Jahren Ehe von seiner ersten Frau scheiden lassen, weil sie ihn mit einem Angestellten betrogen hatte – nachdem sie seine immer brutaleren Vorwürfe zu ihrer Kinderlosigkeit nicht mehr ertragen können. In der Folge hatte er häufig wechselnde Geliebte, und wäre eine von ihnen schwanger geworden, hätte er sie ohne Zögern geheiratet. Leider aber hatten sie alle bald genug von diesem düsteren Neurotiker und suchten sich andere Partner – mit denen sie dann mehr oder weniger glückliche Beziehungen eingingen. Alle hatten sie Kinder bekommen. Als Mock vierzig war, glaubte er trotzdem noch immer nicht an seine eigene Zeugungsunfähigkeit und war weiterhin auf der Suche nach einer Mutter für seinen Sohn. Endlich fand er eine ehemalige Medizinstudentin, die von ihrer Familie wegen eines unehelichen Kindes verstoßen worden war. Sie hatte ihr Studium abbrechen müssen und war die Mätresse

eines reichen Hehlers geworden, und Mock hatte sie damals in einer Sache verhört, in die ihr zwielichtiger Gefährte verwickelt war. Einige Tage später zog Inge Martens dann in die Wohnung in der Zwingerstraße, die Mock für sie gemietet hatte. Und der Hehler – nachdem Mock seine Schlinge wieder einmal zugezogen hatte – ging nach Liegnitz, was ihm übrigens gar nichts auszumachen schien. Dort vergaß er seine ehemalige Geliebte. Mock war glücklich. Er besuchte Inge jeden Tag zum Frühstück – nach ausgiebiger Ertüchtigung im benachbarten Schwimmbad. Nach drei Monaten schien ihr Glücksstern im Zenit zu stehen: Inge war schwanger. Mock entschloss sich, ein zweites Mal zu heiraten. Er glaubte an das alte lateinische Sprichwort *amor omnia vincit*. Doch nach einigen Monaten zog Inge aus der Zwingerstraße aus – und brachte das zweite Kind des Universitätsdozenten Doktor Karl Meißner zur Welt. Dieser hatte sich inzwischen scheiden lassen und seine Geliebte geheiratet, und Mock hatte seinen Glauben an die Liebe verloren. Damals hatte er ein für alle Mal damit aufgehört, sich Illusionen hinzugeben. Er heiratete eine reiche, kinderlose Dänin, seine zweite und letzte Frau.

Das Telefon läutete und unterbrach sein Grübeln. Mock war froh, die Stimme Anwaldts zu hören.

»Ich würde gerne auf Ihr freundliches Angebot zurückkommen. Es gibt da ein Problem mit diesem Weinsberg. Er nennt sich jetzt Winkler und tut so, als ob er von Friedländer noch nie etwas gehört hätte. Er wollte nicht mit mir sprechen. Es hätte nicht viel gefehlt, und er hätte seine Hunde auf mich gehetzt. Haben Sie vielleicht eine

Kleinigkeit auf Lager, die man gegen ihn verwenden könnte?»

Mock überlegte fast eine Minute angestrengt.

»Ich glaube schon. Aber ich möchte mit Ihnen darüber nicht am Telefon sprechen. Kommen Sie in einer Stunde zu mir. Rehdingerplatz 1, Tür 6.«

Er legte auf und wählte Forstners Nummer. Als sein ehemaliger Assistent sich meldete, stellte er zwei gezielte Fragen und folgte aufmerksam Forstners erschöpfenden Auskünften. Einen Moment später läutete es wieder. Die Stimme von Gestapo-Chef Erich Kraus stellte ihre Frage im knappen Befehlston.

»Mock, wer ist dieser Anwaldt, und was hat er hier zu suchen?«

Der Rat konnte diesen arroganten Ton nicht ausstehen. Walter Piontek hatte immer unterwürfig um jede Information gebeten, obgleich er wusste, dass Mock ihm seine Bitten kaum abschlagen konnte. Kraus hingegen verlangte rüde nach einer Antwort. Obwohl er erst seit einer Woche in Breslau im Amt war, wurde er für seine Taktlosigkeit bereits von vielen aufrichtig gehasst.

»Dieser Parvenue und Fanatiker!«, pflegten die echten Breslauer Aristokraten hinter seinem Rücken zu flüstern.

»Na, was ist? Sind Sie eingeschlafen da drüben?«

»Anwaldt ist Offizier der Abwehr.« Mock war auf Fragen nach dem neuen Assistenten vorbereitet, und er wusste auch, dass eine der Wahrheit entsprechende Antwort für den neuen Mitarbeiter aus Berlin hätte gefährlich werden können. Diese Angabe jedoch schützte Anwaldt, da der Chef der Breslauer Abwehr, der schlesische Aristokrat

Rainer von Hardenburg, Kraus hasste. »Er wird einen polnischen Nachrichtendienst in Breslau einrichten.«

»Wozu braucht er dann Sie? Und warum sind Sie nicht wie geplant in Urlaub gefahren?«

»Eine persönliche Angelegenheit hat mich aufgehalten.«

»Welche?«

Für Kraus gab es zwei Dinge im Leben, die Priorität besaßen: Militärmärsche und ein intaktes Familienleben. Mock war angewidert von diesem Menschen, der immer gründlich das Blut der von ihm höchstpersönlich gefolterten Häftlinge, von seinen Händen wusch, bevor er sich mit seiner Familie zum Mittagmahl setzte. Bereits am zweiten Tag seiner Amtszeit hatte Kraus mit bloßen Händen einen Gefangenen erschlagen, als dieser ihm nicht mitteilen wollte, wo er sich hinter dem Rücken der Ehefrau mit seiner Geliebten, einer Beamtin des polnischen Konsulats, zu treffen pflegte. Später hatte er vor dem ganzen Präsidium damit geprahlt, wie sehr er eheliche Untreue verabscheue.

Mock holte tief Luft, er zögerte. Doch dann antwortete er:

»Es ist wegen meiner Freundin ... Aber ich möchte Sie um Diskretion bitten ... Sie verstehen doch ...?«

»Pfui!«, schnaubte Kraus, »nichts verstehe ich!« Er knallte den Hörer auf die Gabel.

Mock ging zum Fenster und betrachtete den staubigen Kastanienbaum, dessen Blätter auch nicht der leiseste Windhauch bewegte. Ein Wasserträger verkaufte seine erfrischende Ware an die Bewohner des Hinterhauses, Kinder spielten schreiend Fangen und wirbelten dabei den Staub auf dem Sportplatz der jüdischen Volksschule

auf. Mock hatte ein wenig das Gleichgewicht verloren. Er hatte sich ausruhen wollen, und dann ließ man ihm sogar nach der Arbeit keine Ruhe. Er stellte die Schachfiguren auf dem Schreibtisch auf und griff nach Überbrands »Schachfallen«. Als ihn jedoch die verschiedenen Kombinationen so sehr gefesselt hatten, dass er weder die Hitze noch seine Müdigkeit mehr spürte, klingelte es an der Tür. (*Verdammt, das ist bestimmt Anwaldt. Ich hoffe nur, dass er Schach spielt!*)

Tatsächlich war Anwaldt ein begeisterter Spieler. Es war also nicht verwunderlich, dass sich Mock und er bis in die frühen Morgenstunden über das Schachbrett beugten und Kaffee und Limonade tranken. Mock, der oft den gewöhnlichsten Tätigkeiten prognostische Bedeutung gab, war beinahe überzeugt, dass das Ergebnis der letzten Partie ein Hinweis auf Anwaldts zukünftigen Fahndungserfolg sein werde. Es war ihre sechste Partie und erstreckte sich über zwei Stunden des dämmernden Morgens. Sie endete mit einem Remis.

Breslau, Sonntag, 8. Juli 1934.

Neun Uhr morgens

Mock hielt mit seinem schwarzen Adler vor einem heruntergekommenen Zinshaus in der Zietenstraße. Hier wohnte Anwaldt – er war bereits im Stiegenhaus auf dem Weg nach unten, als er Mock hupen hörte. Die beiden Männer gaben sich die Hand. Mock fuhr durch die Seydlitzstraße, vorbei an dem riesigen Gebäude des Zirkus Busch, bog links ein, überquerte den Sonnenplatz

und hielt vor der Druckerei der Nazis in der Sonnenstraße. Er verschwand im Eingang und kam nach einer Weile mit einem Päckchen unter dem Arm zurück. Sie fuhren weiter, Mock nahm die Kurven eng und beschleunigte scharf, um die heiße, stehende Luft aus dem Wagen zu drängen. Er war unausgeschlafen und sprach wenig. Sie fuhren unter dem Viadukt hindurch und befanden sich nun auf der langen und prachtvollen Gabitzstraße. Anwaldt betrachtete interessiert die Fassaden der Kirchen, die Mock mit großer Kennerschaft alle benennen konnte: zunächst die kleine Jesuitenkapelle, scheinbar an ihr Nachbarhaus geklebt, dann den Turm der neu gebauten Christuskirche und die Karoluskirche mit ihrer stilisierten mittelalterlichen Silhouette. Mock fuhr so schnell, dass er auf der geraden Chaussee vier Straßenbahnen überholte. Es ging vorbei am Gabitzer Gemeindefriedhof, über die Menzelstraße und die Kürassierallee, dann parkten sie gegenüber dem Backsteinbau der Kaserne. Hier, in einem modernen Wohnhaus mit der Nummer 158, befand sich die Mietwohnung des Doktor Hermann Winkler, der bis vor kurzem Weinsberg geheißen hatte.

Der Fall Friedländer hatte seinem Leben eine glückliche Wende gegeben, deren guter Engel Hauptsturmführer Walter Piontek gewesen war. Ihre Bekanntschaft hatte eigentlich nicht gerade erfreulich begonnen. An einem Abend im Mai 1933 war Piontek mit seiner Meute in Weinsbergs frühere Wohnung eingedrungen, hatte ihn in Gewahrsam nehmen lassen, grausam gefoltert und ihn dann mit zuckersüßer Stimme vor die Wahl gestellt:

Entweder er würde auf glaubwürdige Weise vor der Presse erklären, dass sich Friedländer nach seinen Anfällen in ein Monster verwandelte – oder er müsse mit seinem baldigen Ableben rechnen. Als der Arzt zögerte, gab ihm Piontek noch zu bedenken, dass er, wenn er sich mit der ersten Möglichkeit einverstanden erklärte, außerdem mit beträchtlichen finanziellen Zuwendungen rechnen könne. So kam es, dass Weinsberg ja sagte und sich sein Leben schlagartig änderte. Dank Pionteks Protektion erhielt er eine neue Identität, und auf sein Konto floss jeden Monat ein fester, aber nicht allzu hoher Betrag, mit dem der sparsame Arzt jedoch bequem sein Auskommen hatte. Doch dieses sorglose Leben hielt nicht lange an. Vor einigen Tagen hatte Winkler in der Zeitung von Pionteks Tod erfahren. Und bereits am selben Tag hatten ihm einige Gestapo-Leute einen Besuch abgestattet und ihm erklärt, dass die Vereinbarung zwischen Winkler und dem großzügigen Hauptsturmführer nicht mehr gültig sei. Als Winkler protestierte, ging einer der Gestapo-Leute, ein brutaler Dickwanst, nach den Anweisungen seines Chefs vor: Er brach Winkler sämtliche Finger der linken Hand. Nach diesem Besuch hatte sich Winkler zwei scharf abgerichtete Doggen zugelegt, hatte notgedrungen auf das Gestapo-Honorar verzichtet und versuchte von nun an, unsichtbar zu sein.

Mock und Anwaldt schreckten zurück, als sie hinter der Wohnungstür das wütende Bellen und Knurren der Hunde hörten.

»Wer ist da?«, drang eine Stimme durch die nur einen Spalt weit geöffnete Tür.

Mock begnügte sich damit, seinen Dienstausweis zu zeigen – jedes Wort wäre in dem ohrenbetäubenden Gekläff der Hunde untergegangen. Winkler hatte Mühe, die Tiere zu beruhigen, er nahm sie an die Leine und bat die ungelegenen Gäste in den Salon. Dort zündeten sich beide, als sei es vereinbart gewesen, zuerst einmal eine Zigarette an, und sahen sich ein wenig um: Der Salon erinnerte an ein Büro. Winkler selbst, etwa fünfzig Jahre alt, klein und rothaarig, war das Mustere Exemplar eines alten Junggesellen und Pedanten. Auf seiner Kredenz standen anstelle von Gläsern oder Karaffen leinengebundene Ordner, auf deren Rücken er säuberlich die Namen seiner Patienten geschrieben hatte. Anwaldt ging der Gedanke durch den Kopf, dass der Arzt überzeugt sein müsse, der ganze moderne Häuserblock bräche zusammen, wenn nur einer der Ordner schief stünde. Mock brach das Schweigen.

»Halten Sie sich diese entzückenden Tierchen zu Ihrer Verteidigung?« Er wies lächelnd auf die geduckt am Boden liegenden Doggen. Winkler band sie an einem schweren Eichentisch fest, von wo sie die Eindringlinge misstrauisch im Auge behielten.

»Ja«, war die knappe Antwort des Arztes. Er zog seinen Bademantel fester um sich. »Was führt Sie an diesem Sonntagmorgen zu mir?«

Mock ignorierte die Frage. Er lächelte verbindlich.

»Zur Verteidigung ... ja, natürlich ... aber vor wem denn nur? Vielleicht vor den Herren, die Ihnen die Finger gebrochen haben?«

Winkler wurde verlegen, mit der gesunden Hand griff

er nach einer Zigarette, Anwaldt gab ihm Feuer. Die gierige Art, wie er inhalierte, ließ darauf schließen, dass er ein starker Raucher war.

»Was wollen Sie von mir?«

»Was wollen Sie von mir? Was führt Sie zu mir?«
Mock äffte ihn nach. Er stellte sich in sicherer Entfernung von den beiden Doggen in Positur und brüllte:

»Wenn hier einer Fragen stellt, dann bin ich das, Weinsberg!!!«

Der Doktor konnte die Hunde kaum beschwichtigen, die sich knurrend auf den Polizisten stürzen wollten. Mock wartete einen Moment und fuhr dann ruhiger fort:

»Ich werde keine Fragen stellen, Weinsberg, sondern Ihnen lediglich unser Anliegen nennen. Ich bitte Sie, uns all Ihre Notizen und Materialien, die den Fall Isidor Friedländer betreffen, zur Verfügung zu stellen.«

Der Doktor begann trotz der drückenden Hitze in dem sonnendurchfluteten Raum zu zittern.

»Ich habe sie nicht mehr. Ich habe sie alle Hauptsturmführer Walter Piontek überlassen.«

Mock sah ihn durchdringend an. Es dauerte nicht lange, und er wusste, dass Weinsberg log. Dessen Blick wanderte etwas zu oft zu seiner bandagierten Hand. Entweder dachte er ›Werden die mir jetzt etwa auch die Finger brechen?‹ oder ›Mein Gott, und was wäre, wenn die Leute von der Gestapo wiederkämen und die Materialien von mir verlangten?‹. Mock hielt die zweite Möglichkeit für wahrscheinlicher. Er legte das Päckchen aus der Druckerei auf den Tisch und bedeutete dem Arzt, es zu öffnen. Weinsberg riss es auf und begann, die Seiten der noch nicht ge-

hefteten Broschüre durchzublättern. Mit steifen Fingern wandte er jede einzeln um. Dann wurde er bleich.

»Ja, Herr Winkler, so ist es: Sie sind auf der Liste. Das ist einstweilen nur ein Probedruck. Ich könnte mit dem Herausgeber der Broschüre Kontakt aufnehmen und dafür sorgen, dass sowohl Ihr neuer als auch Ihr echter Name daraus verschwinden. Soll ich das tun, Weinsberg?«

Im Auto war die Hitze noch größer als draußen, sicher 35 Grad. Anwaldt warf sofort das Jackett und die dicke, mit grünem Papier beklebte Pappschachtel auf den Rücksitz. Dann stieg er ein und öffnete die Schachtel. Darin befanden sich Abzüge von Notizen, Artikeln und eine primitiv gepresste Schallplatte. Die Schachtel trug die Aufschrift »Diagnose und Verlauf der Epilepsie I. Friedländers«.

Mock wischte sich den Schweiß von der Stirn und kam der Frage Anwaldts zuvor.

»Diese Liste, die Weinsberg so eine Heidenangst macht, verzeichnet all die Ärzte, Pfleger, Sanitätsgehilfen, Hebammen und anderen Diener des Hippokrates, die jüdischer Abstammung sind. Sie wird dieser Tage erscheinen.«

Anwaldt besah sich eine der letzten Eintragungen: Dr. Hermann Winkler, Gablitzstraße 158.

»Und werden Sie den Namen wirklich daraus tilgen können?«

»Ich werde nicht einmal den Versuch unternehmen.« Mock verfolgte mit den Augen zwei Mädchen, die vor der rötlichen Kasernenmauer spazierten. Schweißflecke verfärbten den Stoff seines Jacketts unter den Achseln.

»Glauben Sie denn, dass ich einen Zusammenstoß mit von Woyrsch oder Kraus riskieren möchte? Wegen eines Quacksalbers, der den Zeitungen irgendeinen Mumpitz weisgemacht hat?«

Mock konnte in Anwaldts Augen deutlich eine Ironie erkennen, die seine Gedanken verriet: »Aber gib ruhig zu, Mann, dass dieser Mumpitz dir nicht unwesentlich bei deiner Karriere behilflich war!«

IV

Breslau, Sonntag, 8. Juli 1934.

Mittags

Anwaldt saß im Polizeilabor, studierte das Material von Weinsberg, und in ihm wuchs die Überzeugung, dass es doch übersinnliche Phänomene geben müsse. Ihm fiel seine Zeit im Waisenhaus ein – und Schwester Elisabeth. Nachdem die kleine, unscheinbare Person, die so gewinnend lächeln konnte, eingezogen war, geschahen dort unerklärliche und Besorgnis erregende Dinge. Niemals zuvor oder auch danach war es vorgekommen, dass des Nachts eine Prozession von schweigenden Gestalten in Pyjamas durch das Haus zog, dass in den Toiletten die gusseisernen Deckel der Wasserbehälter mit ohrenbetäubendem Lärm hinunterfielen, dass im Gemeinschaftsraum plötzlich eine dunkle Gestalt auftauchte und sich ans Klavier setzte oder dass das Telefon jeden Tag um dieselbe Uhrzeit läutete. Erst als Schwester Elisabeth wieder gegangen war – übrigens auf ihre eigene Bitte hin – war Schluss mit dem Spuk.

Aus den Niederschriften von Weinsberg ging hervor, dass Friedländer nicht wie Schwester Elisabeth derartige mysteriöse Ereignisse hervorrief – sondern sie voraussah.

Kurz nach einem epileptischen Anfall stieß er fünf oder sechs Worte hervor, die er in einem fort wiederholte wie einen düsteren Refrain. Doktor Weinsberg hatte etwa fünfundzwanzig solcher Vorfälle registriert, bei dreiundzwanzig von ihnen hatte er sich Notizen gemacht und zwei hatte er sogar auf einer Grammophonplatte aufnehmen können. Das gesammelte Material hatte er genauestens analysiert und die Ergebnisse in der zwanzigsten Ausgabe der jährlich erscheinenden »Zeitschrift für Parapsychologie und Metaphysik« veröffentlicht. Sein Artikel trug den Titel »Die thanatologischen Prognosen des Isidor F.«. Anwaldt hielt einen Sonderabdruck dieses Artikels in den Händen und überflog die Ausführungen Weinsbergs:

»Es steht außer Zweifel, dass sich der Patient bei seinen Ausrufen des Althebräischen bediente. Zu diesem Schluss kam der Berliner Semitist Prof. Arnold Schorr nach dreimonatiger Analyse. Dessen sprachwissenschaftliche Expertise beweist dies unwiderlegbar und steht zur Einsicht jedem Wissenschaftler zur Verfügung. Jede einzelne prophetische Äußerung des Patienten besteht aus zwei Teilen: Es sind dies der chiffrierte Name des Opfers sowie die Umstände, unter denen sein Tod eintreten wird. Nach dreijähriger Beschäftigung mit dem Fall ist es uns gelungen, dreiundzwanzig der fünfundzwanzig Prophezeiungen zu dechiffrieren. Im Falle der verbleibenden zwei bin ich auf Schwierigkeiten gestoßen, auch wenn von ihnen Tonaufnahmen existieren. In zehn Fällen stimmt der Inhalt der Ausrufe des Patienten mit den Tatsachen überein, dreizehn der Prophezeiungen betreffen

jedoch noch lebende Personen. Es muss betont werden, dass die Mehrzahl der von den Voraussagen Betroffenen dem Patienten persönlich nicht bekannt waren – ein Umstand, den seine Tochter bestätigt hat. Es gibt zwei Eigenschaften, die allen Personen gemeinsam sind: 1. Alle lebten oder leben in Breslau. 2. Die hiervon bereits Verstorbenen sind auf tragische Art ums Leben gekommen.

Es existiert eine *conditio sine qua non* für das Verständnis der Prophezeiungen, namentlich die Entschlüsselung des Codes, mittels dessen die Namen der Opfer chiffriert worden sind. Dieser Code gründet auf den zwei Elementen einer jeden sprachlichen Äußerung: ihrem Klang sowie ihrer Bedeutung. So haben wir zum Beispiel das hebräische Wort *geled* – ›Haut‹ in den Ausführungen Friedländers als den Familiennamen Gold interpretieren können, da beide Worte klanglich und in Art und Anzahl der Konsonanten (g, l, d) übereinstimmen. Es muss jedoch ergänzt werden, dass die Verschlüsselung eines Namens durch den Patienten auch in der anderen oben erwähnten Weise, nämlich die Bedeutung des von ihm verwendeten Ausdrucks betreffend, hätte geschehen können: In diesem Fall, da für ›Gold‹ das hebräische Wort *zahaw* steht, hätte der Name Gold mit ebenjenem Ausdruck *zahaw* chiffriert werden können. Das also ist die zweite mögliche Art der Verschlüsselung: wenn sich der Eigenname mit der Bedeutung des jeweiligen hebräischen Wortes deckt. Ein Beispiel hierfür ist der Ausdruck *hamad*, der ›Helm‹ bedeutet und sich tatsächlich auf eine Person dieses Namens bezog. Oft tauchen jedoch geringfügige Abweichungen zwischen semitischer Wortbedeu-

tung und dem entsprechenden deutschen Namen auf: So bedeutet etwa das hebräische *sair* so viel wie ›Bock‹, die Prophezeiung meinte jedoch einen gewissen ›Beck‹. Die interessanteste und gleichzeitig glücklichste Lösung gelang uns mit der Dechiffrierung der hebräischen Worte *jawal*, *adama* – ›Fluss‹, ›Feld‹. Der Methode folgend, sah es aus, als müsse der gesuchte Name ›Feldfluss‹ oder ›Flussfeld‹ lauten. Bei Durchsicht des amtlichen Sterberegisters stieß ich jedoch auf den Namen Rheinfelder! Mit ›Fluss‹ war also der ›Rhein‹ gemeint. Von Rheinfeld auf Rheinfelder zu schließen liegt nahe. Der Rest der Prophezeiung beschrieb die Todesumstände genauer: Exitus durch einen heftigen Schlag mittels eines Militärgürtels. Unten stehend werden jene zehn Fälle aufgezeigt, in denen der prophezeite Tod bereits erfolgt ist. (Die Liste der noch lebenden Personen befindet sich unter Verschluss, wir werden sie nicht publizieren, da wir bei niemandem unnötige Besorgnis erwecken möchten!)

Hebräische Begriffe	Name	Einzelheiten der Todesumstände laut Prophezeiung	Sachverhalt
<i>geled</i> – Haut <i>charon</i> – Gottesflamme <i>srefa</i> – Brandstätte	<i>geled</i> = Gold	Gottesflamme, Brandstätte, Synagoge	Abraham Gold, Kantor, kam beim Brand einer Synagoge ums Leben
<i>lawan</i> – weiß <i>majim</i> – Wasser <i>pe</i> – Mund <i>nefesz</i> – Atem <i>szemesz</i> – Sonne	<i>lawan</i> = Weiß	Wasser, Mund, Atem, Sonne	Regine Weiß, ertrank im Strandbad

<i>bina</i> – Verstand <i>er</i> – Zeugnis Ablegend <i>aw</i> – Wolke <i>esz</i> – Feuer <i>bazar</i> – zerstreute <i>acanim</i> – Knochen	<i>bina-er</i> = Wiener	Wolke, Feuer, verstreute Knochen, Leichenwagen	Moritz Wiener, kam bei einem Flugzeugunglück ums Leben
<i>hen-ruach</i> – hier Atemzug <i>romach</i> – Speiß <i>szaa</i> – Krach <i>gulgolet</i> – Schädel	<i>hen-ruach</i> = Heinrich	Spieß, Schädel, Krach, Wagen, zerschlagen	Richard Heinrich, wurde von einem Wagen angefahren, auf dem Rohre
<i>merkaw</i> – Wagen <i>pasak</i> – zerschlug			transportiert wurden. Eines davon zerschlug ihm den Schädel
<i>kamma</i> – wie riesig <i>pasak</i> – teilte <i>parasz</i> – Pferd <i>akew</i> – Huf <i>chacer</i> -Hinterhof	<i>kamma pasak</i> = Kempisky	Pferd, Huf, Hinterhof	Heinz Kempisky, ein Pferd versetzte ihm in einem Hinterhof einen tödlichen Tritt gegen den Kopf
<i>cafir</i> – Bock <i>ganna</i> – Garten <i>cira</i> – Wespe <i>ceninim</i> – Stachel <i>zara</i> – bestäuben	<i>cafir</i> = Bock = Beck	Garten, Wespe, Stachel, bestäuben	Friedrich Beck, starb in seinem Garten, nachdem ihn eine Wespe in den Rachen gestochen hatte
<i>afer</i> – Helm <i>chebel</i> – Seil <i>safak</i> – er hat sich erbrochen <i>cherner</i> – Wein	<i>afer</i> = Helm	Seil, er hat sich erbrochen, Wein, Exkreme	Reinhard Helm, ein Alkoholiker, erhängte sich in einer Toilette, vorher hatte er den Raum mit

<i>galal</i> – Exkremente			Erbrochenem beschmutzt
<i>isz</i> – Mann <i>or</i> – Feuer <i>szelach</i> – Geschoss <i>nebel</i> – Harfe <i>machol</i> – Tanz <i>keli</i> – Waffe	<i>isz</i> = Mann	Geschoss, Harfe, Tanz, Feuer, Waffe	Luise Mann, die Varietekünstlerin, wurde auf offener Bühne erschossen
<i>jawal</i> – Fluss <i>adama</i> – Feld	<i>jawal</i> = Fluss = Rhein	auspeitschen, Eisen, Bulle	Fritz Rheinfelder,
<i>mr'w hi</i> – auspeitschen <i>barzel</i> – Eisen <i>aluf</i> – Bulle	<i>adama</i> = Feld ⇒ Rheinfelder		(er war sehr stattlich, daher: Bulle) wurde mit einem Militärgürtel bzw. dessen Schnalle zu Tode geprügelt
<i>meri</i> – Widerstand <i>kardom</i> – Axt <i>eben</i> – Stein <i>gag</i> – Dach <i>silla</i> – Straße <i>nas</i> – er flog schnell	<i>meri kardom</i> = Marquard	Stein, Dach, Straße, er flog schnell	Hans Marquard, wurde aus dem Fenster eines Hochhauses gestoßen

Die oben angeführten Beispiele zeigen deutlich, dass die Voraussagen des Patienten F. vollständig erst nach dem Tod der betreffenden Person verstanden werden konnten. Wenn wir das zweite Beispiel der Liste betrachten, sehen wir, dass mehrere Möglichkeiten der Interpretation existieren. Es wäre genauso gut möglich gewesen, dass die in F.s Voraussage gemeinte Person den Namen ›Weißwasser‹ trüge – in Breslau sind fünfzehn Familien dieses

Namens wohnhaft. Es hätte also auch sein können, dass ein gewisser Herr Weißwasser einen Angina-pectoris-Anfall (›Mund‹, ›Atem‹) während des Sonnenbadens (›Sonne‹) erlitten hätte. Das Opfer hätte auch Sonnenmund (›Mund‹, ›Sonne‹) heißen können – der Name kommt in Breslau dreimal vor. Eine Möglichkeit der prognostizierten Todesart: Er könnte einen bestimmten Schnaps (hier den Danziger Likör *Goldwasser*) in die falsche Kehle bekommen und infolgedessen erstickt sein (›Atem‹).

Sicherlich hätten wir die übrigen Fälle ebenso auf vielerlei Art und Weise auslegen können. Das ist auch einer der Gründe, warum wir die Liste derjenigen Namen nicht veröffentlichen, denen sich bisher kein Todesfall zuordnen lässt. Nur so viel sei gesagt, dass die Liste dreiundachtzig mögliche Namen umfasst und eine beinahe ebenso große Zahl diverser Todesarten, beide konstruiert durch das Kombinieren der hebräischen Worte auf Grund von abgeleiteten Wahrscheinlichkeiten.

Disqualifizieren die verschiedenen Möglichkeiten der Auslegung nun die Prognosen des Isidor F.? Keineswegs. Aber die verworrenen und düsteren Vorhersagen unseres Patienten nehmen dem Menschen jegliche Möglichkeit, sich bewusst seinem Schicksal zu stellen. Man kann sich daher keinen bösertigeren und grausameren Fatalismus vorstellen als eine Liste von dreiundachtzig angenommenen Namen zu veröffentlichen, von denen nur dreizehn Personen eines tragischen Todes sterben werden. Und es werden tatsächlich dreizehn ums Leben kommen (ein Gesamt von 23 Prophezeiungen, von denen 10 offenbar

bereits eingetreten sind), vielleicht aber auch nur zwölf oder zehn. Und genauso ist es möglich, dass wir nach einer gewissen Zeit die Sterbeakten kontrollieren und Opfer entdecken, die nicht auf der Liste standen, aber von den Vorhersagen des Isidor F. Betroffene waren. Der Mensch ist, wenn es um seine Zukunft geht, eine Beute der Harpyien und dämonischer Mächte, er ist eine hilflose Marionette, deren stolze Unabhängigkeit am sibyllinischen Klang des Hebräischen zerschellt und deren *missa defunctorum* nur das Hohngelächter eines selbstzufriedenen Demiurgen ist.«

Nach diesem pathetischen Höhepunkt folgten noch einige ermüdende wissenschaftliche Ausführungen, in denen Friedländer mit bekannten Hellsehern und den verschiedensten Medien, die in Trance wahrsagten, verglichen wurde. Mit sinkendem Interesse las Anwaldt Weinsbergs Artikel zu Ende und machte sich dann an das Studium der dreiundachtzig Interpretationen, ein dicker, mit Messingklammern zusammengehaltener Packen von Dokumenten, der sich inmitten der anderen Materialien und Notizen befand. Auch das langweilte ihn bald. Als das viel versprechendste hatte er sich die Phonoaufnahmen Friedländers aufgespart. Er spürte, dass sie etwas mit dem Tod der Baronesse zu tun haben könnten. Er stellte das Grammophon an und lauschte den geheimen Botschaften. Er wusste, was er tat, war vollkommen unsinnig, denn Anwaldt hatte im Gymnasium das Wahlfach Bibelsprachen immer ausgelassen – er konnte also von der Aufnahme etwa ebenso viel verstehen wie von einer Radiosendung in der Quechua-Sprache. Aber allein die rau-

en Klänge versetzten ihn in fiebrige Anspannung und riefen eine ebensolche Faszination hervor, wie er sie bei seiner ersten Begegnung mit den kantigen griechischen Schriftzeichen empfunden hatte. Die Geräusche, die Friedländer von sich gab, klangen beinahe erstickt, es waren röchelnde und zischende Laute, die nicht selten klangen, als zerrisse ihm die aus der Lunge gepresste Luft fast den Kehlkopf. Nach zwanzig Minuten brachen die unablässig wiederholten Laute des Refrains ab.

Anwaldt hatte Durst. Es dauerte eine Weile, bis er den Gedanken an ein kühles, schäumendes Bier verdrängt hatte. Er stand auf, packte alle Materialien außer der Platte in einen Pappkarton und ging in den ehemaligen Lagerraum für Büromaterialien, der, nun mit Schreibtisch und Telefon ausgestattet, sein Arbeitszimmer war – das Arbeitszimmer des Referenten für Spezialfälle. Von hier rief er Doktor Maass an und vereinbarte ein Treffen. Als Nächstes ging er mit der Liste der dreiundachtzig Namen zu Mock. Auf dem Korridor begegnete er Forstner, der gerade vom Chef kam. Anwaldt war verwundert, Forstner am Sonntag hier anzutreffen, und wollte gerade einen Scherz über die lange Arbeitszeit bei der Polizei machen, aber Forstner rauschte wortlos an ihm vorüber und hastete die Treppe hinunter. *(So sieht wohl ein Mensch aus, dem Mock gerade eine Schlinge um den Hals gelegt hat.)* Forstner trug jedoch schon geraume Zeit den Kopf in der Schlinge, und Mock zog sie lediglich von Zeit zu Zeit ein wenig fester zu. Und ebendas hatte er gerade getan.

Breslau, 8. Juli 1934.

Halb drei Uhr nachmittags

SS-Standartenführer Erich Kraus trennte alles Berufliche strikt von seinen Privatangelegenheiten. Letzterem widmete er selbstredend einen wesentlich geringeren Teil seiner Zeit, den er zudem streng geregelt hatte. So diente der Sonntag nur der Erholung: Kraus hatte die Gewohnheit, zwischen vier und fünf Uhr, wenn er den Nachmittagschlaf beendet hatte, ein Erziehungsgespräch mit seinen vier Söhnen zu führen. Die Buben saßen um den großen runden Tisch und mussten dem Vater von ihren Fortschritten in der Schule berichten, von ihren treuen Diensten in der Hitlerjugend und von ihren hehren Vorsätzen, die sie im Namen des Führers gefasst hatten. Kraus ging dabei im Zimmer auf und ab, kommentierte gutmütig alles und tat so, als ob er die verstohlenen Blicke auf die Uhr und das unterdrückte Gähnen nicht bemerkte.

Doch seinen ersten Sonntag in Breslau konnte er nicht als Privatmensch verbringen. Der bittere Gedanke an Generalmajor Rainer von Hardenburg, Chef der Breslauer Abwehr, verdarb ihm sogar den Appetit beim Mittagessen. Kraus, der Sohn eines dem Alkohol zugeneigten Maurers, stammte aus Frankenstein, und er hasste Hardenberg, diesen steifen Aristokraten mit Monokel, aus tiefstem Herzen. Nachdem er achtlos sein zartes Schnitzel mit gerösteten Zwiebeln hinuntergeschlungen hatte, spürte er, wie die Galle in ihm aufstieg. Rasend vor Wut

sprang er auf, schleuderte seine Serviette zornig auf den Tisch, ging in sein Arbeitszimmer und rief zum x-ten Mal heute bei Forstner an. Statt jedoch endlich detaillierte Auskünfte über Anwaldt zu erhalten, bekam er lediglich eine halbe Minute das Tuten des Freizeichens zu hören. (*Wo sich dieser Hurensohn nur wieder herumtreibt!*) Er wählte Mocks Nummer, aber als dieser abhob, warf er erschrocken den Hörer wieder auf die Gabel. (*Von diesem Speichellecker kann ich nichts erfahren, was ich nicht schon wüsste!*) Dass er gegen von Hardenburg, den er noch aus Berlin kannte, nichts ausrichten konnte, damit konnte Kraus schon fertig werden. Mock hingegen ließ ihn fast so etwas wie Verachtung spüren, und das verletzte seine Eigenliebe besonders empfindlich.

Er lief wie ein wütendes Raubtier unentwegt um den Tisch herum. Plötzlich jedoch blieb er stehen und schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn. (*Zum Teufel, diese Hitze macht einen ganz fertig! Ich kann wohl schon nicht mehr denken!*) Er machte es sich in seinem Sessel bequem und hob den Hörer des Telefons ein zweites Mal. Zunächst rief er Hans Hoffmann an, dann Mock. Dem einen wie dem anderen erteilte er in nun reserviertem Ton einige Befehle. Doch gegen Ende des Gesprächs mit Mock änderte sich seine Stimme, und der unterkühlte Ton des souveränen Vorgesetzten wandelte sich in rasendes Gebrüll.

Mock wollte nämlich am Abend nach Soppot fahren. Diesen Entschluss hatte er kurz nach seinem Besuch bei Winkler gefasst. Kraus' Anruf hatte ihn aus seinem Nachmittagschlaf aufschrecken lassen. Der Gestapo-

Mann erinnerte Mock zuerst sanft daran, dass er von der Geheimpolizei abhängig sei, und verlangte einen schriftlichen Bericht über Anwaldts Tätigkeit bei der Abwehr, aber Mock verweigerte ihm dies mit ruhiger Stimme. Dann bemerkte er noch mit Nachdruck, dass ihm eine Ruhepause zustehe und dass er beabsichtige, noch am selben Abend nach Soppot zu fahren.

»Ah so. Und was ist mit Ihrer Freundin?«

»Ach, die Freundinnen ... manchmal hat man eine, manchmal keine. Sie wissen ja, wie das ist ...«

»Das weiß ich nicht!!!«

Breslau, 8. Juli 1934.

Drei Uhr nachmittags

Hans Hoffmann war schon immer Geheimpolizist gewesen, jedenfalls solange er zurückdenken konnte. Er hatte schon unter dem Kaiser gedient, später während der Weimarer Republik, und jetzt war er bei der Gestapo. Seine großen beruflichen Erfolge hatte er nicht zuletzt seinem Vertrauen erweckenden Äußeren zu verdanken: schlanke Figur, schmales Bärtchen, das schütterre Haar stets sorgfältig gekämmt und honigfarbene, scheinbar immer gütig lächelnde Augen. Niemand vermutete beim Anblick dieses sympathischen älteren Herrn, dass es sich um einen der gefragtesten Geheimdienstler handelte.

Jedenfalls wären weder Anwaldt noch Maass auf diesen Gedanken gekommen, sie beachteten den gepflegten

Herrn, der auf der Nachbarbank saß, nicht einmal. Besonders Maass schien sich nichts aus den Leuten zu machen, die in ihrer Nähe spazieren gingen. Sein lautes Schwadronieren ging Anwaldt nicht nur wegen der schrillen Stimme auf die Nerven, sondern vor allem wegen seiner Ungehemmtheit. Der größte Teil der Ausführungen von Maass befasste sich mit dem weiblichen Körper und den diversen Lüsten, die dieser verheißern konnte.

»Oh, sehen Sie nur, lieber Herbert, nicht wahr, ich darf Sie so nennen?« Maass schnalzte mit der Zunge beim Anblick einer jungen Blondine, die in Begleitung einer älteren Frau vorbeipromenierte. »Wie reizend sich das dünne Kleidchen an die Schenkel schmiegt. Sicherlich trägt sie keinen Unterrock ...«

Anwaldt beschloss, sich über die Satyrpose seines Gesprächspartners zu amüsieren. Er hängte sich bei Maass ein, und so marschierten sie hinauf zur Liebichshöhe, die von dem Turm mit der geflügelten Siegesgöttin auf der Spitze überragt wurde. Ein Springbrunnen brachte ein wenig Erfrischung.

Auf den Terrassen im barocken Stil herrschte großes Gedränge. Der kleine Alte folgte dicht hinter ihnen, er hielt eine Zigarettenspitze aus Bernstein in der Hand.

»Mein Lieber«, Anwaldt erlaubte sich seinerseits eine gewisse Vertraulichkeit. »Stimmen Sie zu, dass die Frauen im Sommer lästig werden können?«

»Woher haben Sie das?«

»Von Hesiod. Ich würde gerne von einem Spezialisten wie Ihnen diese zweitausendsiebenhundert Jahre alte An-

sicht bestätigt sehen, dass im Sommer *machlotatai de gynaikes, aphaurotatoi de toi andres.** «

Sein ironischer Unterton war Maass nicht aufgefallen. Viel mehr interessierte ihn die Frage, woher ein einfacher Polizeiassistent Griechisch konnte.

»Ich hatte am Gymnasium einen guten Lehrer, das ist alles«, erklärte Anwaldt.

Nach diesem kurzen Intermezzo kehrte Maass wieder zu seinem Lieblingsthema zurück.

»Weil Sie vom Gymnasium sprechen ... Wissen Sie, lieber Herbert, dass die Mädchen, die heutzutage aufs Gymnasium gehen, bereits mit allen Wassern gewaschen sind? Erst vor kurzem habe ich mit einer in Königsberg einen wahrhaft rauschhaften Nachmittag verbracht. Sicher haben Sie das *Kamasutra* gelesen, aber erinnern Sie sich an die Technik des Mango-Aussaugens? Stellen Sie sich vor, dieses allem Anschein nach unschuldige Mädchen hat es fertig gebracht, mein Schlachtross in einem Moment zum Gehorsam zu zwingen, als es schon fast mit mir durchgehen wollte! Na, da hat es sich gelohnt, ihr Privatstunden in Sanskrit zu geben.«

Anwaldt war bei dieser Schilderung etwas verlegen geworden. Er zog das Jackett aus und öffnete den obersten Hemdknopf. Seine Gedanken waren ganz von dem

* »dann sind die Weiber am geilsten, die Männer aber am schlappsten« Hesiod: *Werke und Tage*, Vers 585, übs. von Otto Schönberger, Stuttgart 1996.

oder: »... und die Weiber sind geil, die Männer aber sind müde.« Übs. von Albert von Schirnding, München, Zürich 1991, Vers 585

Wunsch nach einem frisch gezapften Bier beherrscht, er dachte an das sanfte Prickeln nach dem ersten Schluck, an den leichten Schwindel nach dem zweiten, an das angenehme Gefühl des Fröstelns auf der Zunge nach dem dritten, dann an die klaren Gedanken nach dem nächsten Schluck und an die Euphorie, wenn man das Glas befriedigt absetzte ... Nach einem kurzen Seitenblick auf Maass unterbrach er dessen Schwärmereien abrupt und hielt ihm einen großen Umschlag hin:

»Doktor Maass, ich bitte Sie: Hören Sie sich diese Platte an! Sie können das Grammofon aus dem Polizeilabor ausborgen. Sollten Sie Probleme mit der Übersetzung haben, geben Sie bitte Bescheid. Prof. Andrae und ein gewisser Hermann Winkler können Ihnen womöglich helfen. Bei den Aufnahmen handelt es sich höchstwahrscheinlich um Texte in hebräischer Sprache.«

»Ich weiß nicht, ob es Sie interessiert«, Maass bedachte Anwaldt mit einem beleidigten Blick, »aber vor kurzem ist die dritte Auflage meiner Hebräischgrammatik erschienen. Ich bin also in dieser Sprache einigermaßen sattelfest und brauche wohl keine Hilfe von einem Hochstapler wie Andrae. Ein Hermann Winkler ist mir nicht bekannt, und ich habe auch nicht das Bedürfnis, ihn kennen zu lernen.«

Er wandte sich jäh zum Gehen, die Platte schob er unter sein Jackett. »Adieu. Kommen Sie morgen bei mir vorbei. Ich denke, ich werde bis dahin mit der Übersetzung fertig sein.« Seine Stimme verriet immer noch seine Gekränktheit.

Anwaldt ignorierte Maass' bissigen Ton. Er versuchte,

sich an die Frage zu erinnern, die er hatte stellen wollen. Nervös verdrängte er seine Sehnsucht nach schäumendem Bier und bemühte sich, das Geschrei der Kinder, die auf der Allee herumliefen, zu überhören. Die Kronen der Platanen bildeten eine Glocke, unter der die dichte Staubwolke, die sich in der Hitze zusammengeballt hatte, nicht abziehen konnte. Anwaldt fühlte, wie ein schmaler Schweißbach zwischen seinen Schulterblättern hinunterfloss. Er sah Maass an, der sichtlich auf eine Entschuldigung wartete, und krächzte mit trockener Kehle:

»Doktor Maass, warum haben Sie Professor Andreae einen Hochstapler genannt?«

Maass vergaß sofort seine Gekränktheit, lebhaft nahm er das Gespräch wieder auf:

»Glauben Sie denn wirklich, dass dieser Banause koptische Inschriften entdeckt hat? Er hat ganz einfach alte Inschriften bearbeitet und dann auf der Grundlage dieser Fälschung die koptische Grammatik modifiziert. Es wäre ja wirklich eine großartige Entdeckung gewesen, hätte er diese ›Entdeckung‹ nicht mit großem Fleiß selbst arrangiert. Er war ganz einfach auf der Suche nach einem Habilitationsthema. Ich habe in den ›Semitischen Forschungen‹ auf diesen Betrug hingewiesen. Wissen Sie, wie ich da argumentiert habe?«

»Verzeihen Sie, Herr Maass, aber ich bin ein wenig in Eile. Wenn ich einmal mehr Zeit habe, würde ich mich gerne mit diesem faszinierenden Problem vertraut machen. Aber ich kann wohl daraus schließen, dass Sie und Andreae nicht gerade gute Freunde sind, oder?«

Maass hatte die Frage nicht mehr gehört. Sein uner-

sättliches Auge hatte die üppigen Formen zweier Mädchen in Schuluniform entdeckt, die gerade vorbeigingen. Das war auch dem älteren Herrn nicht entgangen, der soeben seine Zigarettenspitze ausklopfte.

Breslau, 8. Juli 1934.

Halb vier Uhr nachmittags

Forstner hatte innerhalb der letzten Viertelstunde den dritten großen Schnaps hinuntergestürzt. Er nahm einen großen Bissen von seinem Wiener Würstchen mit üppiger Krenhaube. Der Alkohol beruhigte ihn nur wenig. Er saß düster in einer diskreten Loge, die durch eine dunkelrote Portiere vom Rest des Saales abgeteilt war, und versuchte mithilfe des scharfen Getränkes den Druck der Schlinge ein wenig zu lockern, an der Mock vor einer Stunde kräftig gezogen hatte. Das war nicht leicht, da an jedem der beiden Enden eine mächtige und verhasste Kraft saß: hier Eberhard Mock und dort Erich Kraus. Gerade als er seine Wohnung in der Kaiser-Wilhelm-Straße verlassen wollte, hatte er das schrille Telefonklingeln gehört. Er hatte sich schon denken können, dass es Kraus war, der Informationen über Anwaldts Auftrag in Breslau verlangte. Doch erst als er auf dem glühenden Trottoir an der Straßenbahnhaltestelle stand, kam ihm seine eigene Ohnmacht richtig zu Bewusstsein. Aber auch Mock, Kraus und vor allem Baron von Köpperlingk befanden sich in einer Zwangslage. Forstner verfluchte die wilden Orgien in Köpperlingks Palais und in dessen Gärten in

Kanth, wo nackte halbwüchsige Mädchen die Gäste mit einem Getränk verwöhnten, das der Baron »Ambrosia« nannte, während sich in den Bassins ebenfalls nackte Tänzerinnen und Tänzer tummelten. Forstner hatte sich unter den Fittichen des allmächtigen Piontek sicher gefühlt, umso mehr als sein Chef das Privatleben und den Umgang seines Assistenten nicht zur Kenntnis zu nehmen schien. Und bisher hatte er sich wegen Mock niemals Sorgen gemacht, auch wenn er von Piontek erfahren hatte, dass der ehemalige Rat immer neue Informationen über ihn erhielt – wenn Mock denn einer unglücklichen Indiskretion von Baron Köpperlingk Glauben schenkte. Der spektakuläre Aufstieg zum stellvertretenden Chef der Kriminalabteilung hatte seine Sensibilität und Wachsamkeit beeinträchtigt. Als in der »Nacht der langen Messer« Heines, Piontek und die ganze Führung der Breslauer SA abgesetzt wurden, blieb Forstner – formell ein Mitarbeiter der Kriminalabteilung – zwar verschont, hatte aber den Boden unter den Füßen verloren. Er war nun vollkommen abhängig von Mock. Ein winziger Hinweis an Kraus über Forstners Kontakte hätte genügt, ihn von der Bildfläche verschwinden zu lassen – gemeinsam mit all denjenigen, die Forstner einstweilen noch deckten. Als Homosexueller musste er sogar damit rechnen, von Kraus mit doppelter Grausamkeit behandelt zu werden. Denn dieser hatte schon am Tag seines Amtsantritts verkündet, falls er in seiner Abteilung einem Schwulen auf die Schliche käme, werde der dasselbe Ende nehmen wie Heines. Selbst wenn er diese Drohung im Falle Forstners, der einer anderen Polizeiabteilung angehörte, nicht wahr machen könnte,

so würde er ihm mit Sicherheit in Zukunft jede Unterstützung versagen. Und sicherlich wartete Mock nur auf diesen Moment: Dann wäre Forstner für ihn ein gefundenes Fressen, auf das er sich mit dem größten Vergnügen stürzen würde.

Forstner versuchte, seine Nerven mit einem vierten, diesmal kleineren Schnaps zu beruhigen. Er vermischte den Rest Kren mit dem ausgelaufenen Fett seines Würstchens und strich die Mischung auf ein Brötchen. Er schluckte und verzog das Gesicht. Ihm war klar, dass es Mock war, der an einem Ende des Strickes um seinen Hals zog, und nicht Kraus. Schließlich fasste er einen Entschluss: Er würde die Zusammenarbeit mit der Gestapo einstellen, solange Anwaldts Auftrag dauerte. Sein Schweigen würde er vor Kraus mit der außerordentlichen Geheimhaltung bei der Fahndung begründen. So wäre sein Sturz nur mehr wahrscheinlich, aber nicht gewiss. Wenn er es sich aber mit Mock verdarb, indem er die Mitarbeit verweigerte, dann wäre die Katastrophe unausweichlich.

Nachdem Forstner auf diese Art alle Wahrscheinlichkeit und Wahrheit sortiert hatte, atmete er erleichtert auf. Er schrieb in sein Notizbuch die formlose Anweisung Mocks: »ein detailliertes Dossier über die Dienerschaft des Baron Olivier von der Malten anlegen«. Dann hob er das sechste Glas, und trank es mit einem Zug leer.

Breslau. 8. Juli 1934.

Viertel nach drei Uhr nachmittags

Anwaldt saß in der Straßenbahnlinie 18 und betrachtete abwesend die Pfeiler der Hängebrücke, über die er gerade fuhr. Der Wagen rumpelte laut, rechter Hand zogen rote Backsteinbauten und eine Kirche vorbei, die sich halb hinter alten Kastanienbäumen verbarg, links standen solide Bürgerhäuser. Die Bahn hielt auf einem sehr belebten Platz. Anwaldt zählte die Stationen, an der nächsten musste er aussteigen. Es ging rasch weiter, doch für Anwaldt nicht schnell genug: Er betete zum Himmel, dass er zügig sein Ziel erreichte. Der Grund für sein Stoßgebet war eine wild gewordene Wespe, die immerzu um seinen Kopf kreiste. Zunächst hatte er vergeblich versucht, Ruhe zu bewahren, hatte lediglich seinen Kopf mal nach rechts gedreht und mal nach links. Diese Bewegungen schienen das Insekt jedoch eher anzuziehen, besonders hatte es Gefallen an seiner Nase gefunden. *(Ich erinnere mich noch an den Berliner Kolonialwarenladen, das klebrige Glas mit Kirschkompott, die rasenden Wespen, die wie verrückt um mich herumflogen und auf mich einstachen, das Gelächter des Verkäufers, den Gestank der Zwiebel-schalen, die man mir auf die Stiche legte.)* Anwaldt verlor die Beherrschung und begann mit den Armen um sich zu schlagen, bis er die Wespe getroffen hatte. Er hörte, wie sie auf den Boden fiel, und wollte sie gerade mit einem Tritt zerquetschen, als die Trambahn plötzlich scharf bremsen musste – ein Polizist hatte im letzten Moment

eine korpulente Dame von den Gleisen wegziehen können. Die Wespe hatte sich erholt und setzte mit wütendem Summen erneut zum Angriff an. Sie landete auf Anwaldts Hand, aber anstatt eines Stiches spürte Anwaldt den festen Schlag einer zusammengerollten Zeitung – und das Knirschen des getroffenen Insekts. Er blickte dankbar zu seinem Retter auf, einem eher klein gewachsenen, sympathischen älteren Herrn, der das lästige Tier nun mit seinem Schuh zertrat. Anwaldt bedankte sich höflich (*Irgendwie kommt mir der bekannt vor ...*) und stieg bei der nächsten Station aus.

Er folgte Mocks Anweisungen, überquerte die Straße und betrat den Platz zwischen einigen Bürobauten. Über einem der Eingänge stand »Universitätsklinik«. Er bog nach links ab. Von den Gebäuden strahlte die Hitze erbarmungslos zurück, aus den Kellern strömte ein übler Geruch nach Rattengift. Er gelangte zum Fluss, stützte sich auf das Geländer und zog das Jackett aus. Hier konnte er sich nicht mehr aus, offensichtlich hatte er sich verlaufen. Er wartete auf jemanden, der ihm den Weg in die HansasträÙe zeigen könnte. Eine dickliche Hausangestellte, die einen riesigen, mit Asche gefüllten Eimer schlenkernd am Arm trug, kam auf ihn zu. Bedächtigt schüttete sie den Ofenschmutz auf den grasbewachsenen Flussdamm, wobei es ihr nichts auszumachen schien, beobachtet zu werden. Plötzlich, vermutlich das erste Anzeichen eines aufkommenden Gewitters, erhob sich ein Windstoß und wirbelte eine graue Aschenwolke in die Luft, die Anwaldt völlig einhüllte. Aufgebracht überhäufte er das schuldbewusste Dienstmädchen mit einem

Schwall ordinärer Schimpfwörter und begab sich auf die Suche nach einem Wasserhahn, um sich Gesicht, Hals und Arme zu säubern. Er fand keinen und musste sich darauf beschränken, die Asche so gut es ging von seinem Hemd zu blasen und sich das Gesicht mit dem Taschentuch abzuwischen.

Die Unannehmlichkeiten, erst die Wespe und dann die Asche, sowie seine Unkenntnis des Stadtviertels bewirkten, dass Anwaldt nicht nur verärgert, sondern auch verspätet zum Treffen mit Lea Friedländer kam. Als er die HansasträÙe und das »Foto- und Filmstudio Fatamorgana« gefunden hatte, war es bereits Viertel nach vier. Das Schaufenster des Studios war von innen mit rosafarbenem Stoff verhängt. An der Tür hing ein Messingschild mit dem Hinweis »Eingang im Hof«. Er musste dort lange an die Tür klopfen. Erst nach einigen Minuten öffnete ein rothaariges Dienstmädchen. Mit stark fremdländischem Akzent gab sie dem Besucher zu verstehen, dass »Fräulein Susanna« verspätete Kunden nicht empfangen. Anwaldt aber war bereits derartig ungehalten, dass er jeglichen Versuch, das Mädchen sanft zu überzeugen, gar nicht erst in Erwägung zog – er schob es einfach zur Seite und nahm in dem kleinen Wartezimmer Platz. »Bitte sagen Sie dem Fräulein Friedländer, dass ich ein besonderer Kunde bin.« Er steckte sich ruhig eine Zigarette an. Das Mädchen verschwand sichtlich amüsiert. Anwaldt benutzte den unbeobachteten Moment dazu, in alle Türen zu spähen und ließ nur diejenige aus, durch die sie hinausgegangen war. Die erste führte in ein hellblau gekacheltes Badezimmer. Darin fielen ihm die überdimension-

nale, auf einem hohen Sockel stehende Badewanne und das Bidet auf. Nach der Inspektion dieser nicht gerade alltäglichen Einrichtung betrat Anwaldt das zur Straße gelegene große Filmstudio. Dessen Mitte wurde von einem überdimensionalen Sofa dominiert, auf dem sich goldene und purpurne Kissen türmten. Im Kreis herum waren riesige Theaterscheinwerfer aufgestellt und einige Korbparavents, über denen elegante Spitzenunterwäsche hing. Das alles ließ keinen Zweifel zu über die Art der hier gedrehten Filme. Anwaldt hörte ein Hüsteln. Er drehte sich um und erblickte eine groß gewachsene, dunkelhaarige Frau in der Tür, die nichts außer Strümpfen und einem schwarzen, durchsichtigen Peignoir trug. Sie hatte die Hände in die Seiten gestemmt und gewährte Anwaldt so einen Blick auf alle Geheimnisse ihres wohlgeformten Körpers.

»Sie sind eine halbe Stunde zu spät. Jetzt haben wir wenig Zeit.« Sie sprach langsam, zog die Silben in die Länge. Auf dem Weg zum Sofa schwangen ihre Hüften. Dabei erweckte sie den Eindruck, als ginge das Zurücklegen dieser wenigen Meter fast über ihre Kräfte. Sie ließ sich schwer auf die Kissen fallen und deutete mit ihrer schlanken Hand eine einladende Geste an. Anwaldt näherte sich vorsichtig. Unerwartet zog sie ihn heftig an sich. Aber es hatte den Anschein, als käme sie mit dem Aufknöpfen seiner Hose nicht recht zu Rande. Er unterbrach ihre Bemühungen, beugte sich zu ihr hinunter und nahm ihr schmales Gesicht zwischen seine Hände. Verwundert schaute sie ihn an. Ihre Pupillen waren geweitet, sie hatten beinahe die ganze Iris verdrängt. Die Schatten

des dämmrigen Zimmers umspielten Leas blasses, kränkliches Gesicht. Sie machte eine heftige Kopfbewegung, um sich aus Anwaldts Griff zu befreien, der Peignoir glitt von ihren Schultern und gab den Blick auf eine frische Einstichstelle an ihrem Arm frei. Anwaldt spürte plötzlich, dass ihm seine heruntergebrannte Zigarette die Lippen verbrannte. Er spuckte sie in hohem Bogen in eine große Porzellanschale. Anwaldt zog Hut und Jackett aus und setzte sich Lea gegenüber. Einige Sonnenstrahlen drangen durch die Vorhänge und zeichneten Flecken auf die Wand.

»Fräulein Friedländer, ich möchte mit Ihnen über Ihren Vater sprechen. Es sind nur ein paar Fragen.«

Leas Kopf sank nach vorne. Sie hatte die Ellbogen auf ihre Schenkel gestützt, als ob sie in Schlaf gefallen wäre.

»Wozu soll das noch gut sein? Wer sind Sie?« Anwaldt erriet mehr, was sie sagte.

»Ich heiße Herbert Anwaldt und bin Privatdetektiv. Ich untersuche den Mordfall Marietta von der Malten. Mir ist bekannt, dass man Ihren Vater zu einem Schuldbekennnis gezwungen hat. Und ebenso ist mir auch all der Unsinn bekannt, den Doktor Weinsberg alias Winkler zu diesem Thema geäußert hat ...«

Er verstummte. Seine ausgetrocknete Kehle versagte ihm den Dienst. Er ging zu dem Waschbecken in der Ecke des Studios und trank gierig direkt aus dem Hahn. Dann nahm er wieder auf seinem Sessel Platz. Das Wasser schien sich sofort wieder durch seine Haut zu verflüchtigen. Er wischte sich mit der flachen Hand den Schweiß ab und stellte die erste Frage:

»Jemand hat Ihren Vater denunziert. Vielleicht waren es sogar die Mörder selbst. Können Sie mir sagen, wem es genutzt hätte, aus Ihrem Vater einen Mörder zu machen?«

Lea strich sich langsam die Haare aus dem Gesicht. Sie schwieg.

»Zweifelsohne Mock«, antwortete er sich selber. »Weil Mock den ›Mörder‹ gefunden hat, ist er nun Direktor. Allerdings liegt es nicht sehr nahe, Mock eine solche Naivität zu unterstellen. Aber vielleicht sind die Mörder der Baroness diejenigen, die ihn auf die falsche Spur der Familie Friedländer gebracht haben? Vielleicht Baron von Köpperlingk? Nein, das kommt aus ganz offensichtlichen Gründen nicht in Frage. Kein Homosexueller ist im Stande, in einer Viertelstunde zwei Frauen zu vergewaltigen. Immerhin hat der Baron die Wahrheit gesagt, als er angab, in Ihrem Geschäft könne man Skorpione erwerben. Das sieht nicht nach einem abgekarteten Spiel aus. Kurz: Derjenige, der Mock zu Ihrem Vater schickte, hat gewusst, dass Köpperlingk irgendwann bei Ihnen Skorpione gekauft hat, und er muss auch von der Krankheit Ihres Vaters gewusst haben. Und dieser Jemand muss auch in Ihrem Vater den idealen Sündenbock gesehen haben. Gibt es jemanden, der von den Skorpionen und den Anfällen Ihres Vaters gewusst hat? Denken Sie nach! Ist außer Mock noch jemand zu Ihnen gekommen, um Sie nach dem Alibi Ihres Vaters zu fragen? Vielleicht irgendein Privatdetektiv, so wie ich?«

Lea Friedländer hatte sich auf die Seite gelegt, den Kopf in die Hand gestützt und eine von Anwaldts Ziga-

retten zwischen ihre Lippen geschoben, die jetzt in ihrem Mundwinkel glomm.

»Wenn ich es Ihnen sage, werden Sie sterben.« Sie lachte versonnen. »Merkwürdig. Dass ich die Macht besitzen soll, jemanden zum Tode zu verurteilen.«

Sie wälzte sich auf den Rücken und schloss die Augen, dabei fiel die Zigarette herab und rollte auf das Sofa. Anwaldt sprang rasch auf, und warf sie zu der anderen in die Porzellanschüssel. Als er sich aufrichten wollte, schlang Lea ihre Arme um seinen Hals. Ohne es zu wollen, taumelte er neben sie. Beide lagen nun nah beieinander auf dem Bauch. Anwaltdts Wange berührte ihre glatte Schulter. Lea legte seinen Arm auf ihren Rücken und flüsterte ihm ins Ohr:

»Sie werden sterben. Aber jetzt sind Sie mein Kunde. Also machen Sie schon! Die Zeit ist bald um ...«

Für Lea Friedländer war die Zeit tatsächlich um. Sie war eingeschlafen. Anwaldt drehte die wehrlose junge Frau auf den Rücken und hob ihre Augenlider ein wenig an. Die Augäpfel waren nach oben verdreht. Einen Moment musste er gegen sein aufsteigendes Begehren ankämpfen, doch dann stand er auf, löste seine Krawatte und knöpfte das Hemd bis zum Gürtel auf, um sich ein wenig Kühlung zu verschaffen. Er ging ins Vorzimmer hinüber und dann in den einzigen Raum, den er nicht inspiziert hatte: Es war ein Salon, mit Möbeln angefüllt, über deren Polster schwarze Schutzüberzüge gebreitet waren. Hier war es angenehm kühl. Die Fenster gingen auf den Hof, eine Tür führte in die Küche. Vom Dienstmädchen keine Spur. Überall stapelte sich dort schmutziges Ge-

schirr, und Batterien von leeren Bier- und Limonadeflaschen standen herum. (*Was macht das Dienstmädchen eigentlich in diesem Haus? Wahrscheinlich dreht sie zusammen mit dem Fräulein Filme ...*)

Er nahm einen der wenigen sauberen Bierkrüge und füllte ihn zur Hälfte mit Wasser. Mit dem Krug in der Hand begab er sich in einen weiteren, fensterlosen Raum, der das Ende dieser merkwürdigen Zimmerflucht bildete. (*Eine Speisekammer? Ein Dienerzimmer?*) Beinahe der ganze Raum wurde von einem eisernen Bett eingenommen, daneben standen ein reich verzierter Sekretär und ein Frisiertisch mit einer merkwürdig gebogenen Lampe. Auf dem Sekretär lagen ein Dutzend Bücher, in verblichenes grünes Leder gebunden. Auf den Buchrücken waren in silberner Prägeschrift die Titel zu lesen. Nur einem der Bücher fehlte der Titel, und das weckte Anwaldts Interesse. Er schlug es auf: Es handelte sich um ein Notizbuch, zur Hälfte mit großen, runden Buchstaben gefüllt. Auf der Titelseite stand in Schönschrift: »Lea Friedländer. Tagebuch«. Anwaldt zog seine Schuhe aus, legte sich auf das Bett und vertiefte sich in die Lektüre. Es war kein typisches Tagebuch, eher Erinnerungen an Leas Kindheit und Jugend, die vor nicht allzu langer Zeit geschrieben worden waren.

Anwaldt verglich seine Phantasie oft mit einer Drehbühne im Theater. Während er las, konnte er eine Szene oft mit allen Sinneseindrücken vor seinem Inneren lebendig werden lassen. So war es ihm vor einiger Zeit bei der Lektüre der Tagebücher Gustav Nachtigals gegangen. Er hatte unter seinen Füßen den glühenden Wüstensand

gespürt, sogar der Gestank der Kamele war ihm in die Nase gestiegen. Aber immer wenn er die Augen von den Seiten hob, fiel der Vorhang, und die imaginierte Szenerie verschwand. Doch sobald er das Buch erneut zur Hand genommen hatte, kehrte alles wieder zurück, und die Sonne der Sahara brannte wieder auf ihn herab. Auch jetzt sah er vor sich, was er las: den Park und die Sonnenstrahlen, die durch die Blätter hindurchfielen und sich in den spitzenbesetzten Kleidern der jungen Frauen fingen. Die kleinen Mädchen, die um ihre Mütter herumsprangen, ihnen in die Augen sahen und dann die Köpfe an sie schmiegt. Etwas abseits spazierte eine schöne junge Frau, daneben der recht beliebte Vater, der von Zeit zu Zeit mit tonloser Stimme die Männer verfluchte, die seiner Tochter begehrlische Blicke zuwarfen. Anwaldt schloss die Augen und legte sich bequemer hin, sein Blick blieb flüchtig an einem kleinen Bild an der Wand über seinem Kopf hängen, bevor er weiterlas. Jetzt sah er einen dunklen Hinterhof. Ein kleines Mädchen war von der Teppichstange heruntergefallen und rief nach der Mutter. Ihr Vater kam heraus und nahm die Kleine in die Arme. Er roch vertraut nach Tabak und wischte mit dem Taschentuch die Kindertränen von den Wangen. Anwaldt hörte ein Geräusch in der Küche und fuhr erschreckt auf. Eine große schwarze Katze spazierte majestätisch über das Fensterbrett. Beruhigt kehrte er zu seiner Lektüre zurück. Das Bild, das er nun betrat, war etwas verschwommen. Ein dichtes Grün bedeckte alles mit vagen Flecken. Wald. Blätter neigten sich über zwei kleine Gestalten, die sich an der Hand hielten und unsicher einen Pfad ent-

langgingen. Die Gestalten schienen krank, gekrümmt, entstellt und niedergedrückt vom dunklen Grün des Waldes, vom feuchten Moos, von der rauen Berührung der Gräser. Das war keine Phantasie, Anwaldt hatte das Bild eben über dem Bett hängen sehen. Darunter war zu lesen: »Chaim Soutine. Vertriebene Kinder«.

Anwaldt drückte seine glühende Wange an das kühle Eisengestell des Bettes. Er blickte auf die Uhr: fast sieben. Mühsam raffte er sich auf und ging ins Atelier.

Lea war aus ihrer Ohnmacht erwacht. Mit weit gespreizten Beinen lag sie auf dem Sofa.

»Haben Sie schon gezahlt?« Sie schickte ein gezwungenes Lächeln in Anwaldts Richtung.

Er fingerte eine Zweihundertmarknote aus seinem Portemonnaie. Lea streckte sich, bis die Gelenke knackten. Sie bewegte ein paar Mal den Kopf und wimmerte leise.

»Bitte, gehen Sie jetzt ...« Sie sah ihn flehentlich an, unter ihren Augen zeichneten sich dunkle Ringe ab. »Es geht mir nicht gut ...«

Anwaldt knöpfte sein Hemd zu, band die Krawatte und nahm sein Jackett. Er fächerte sich mit seinem Hut Luft zu.

»Erinnern Sie sich an unser Gespräch und an meine Fragen? Vor wem wollten Sie mich warnen?«

»Ich bitte Sie, quälen Sie mich nicht! Bitte kommen Sie übermorgen um dieselbe Zeit ...« Sie zog ihre Knie bis unters Kinn – wie ein kleines hilfloses Mädchen. Dabei versuchte sie das krampfartige Zittern zu unterdrücken, das ihren ganzen Körper schüttelte.

»Und wenn ich übermorgen auch nichts erfahre? Wie kann ich wissen, dass du dich nicht wieder mit irgendeinem Dreck voll gepumpt haben wirst?«

»Sie haben keine Wahl ...« Plötzlich sprang Lea auf und presste ihren Körper an seinen. »Übermorgen ... übermorgen ... Ich flehe Sie an ...« (*Der vertraute Tabakgeruch, der warme Körper der Mutter, die vertriebenen Kinder ...*) In den Spiegeln an der Wand des Ateliers konnte Anwaldt ihre Umarmung betrachten. Er sah sein Gesicht. Aber er bemerkte nicht die Tränen, die dunkle Streifen in die Asche zeichneten, die immer noch seine Wangen bedeckte.

Breslau, 8. Juli 1934.

Viertel nach sieben abends

Mocks Chauffeur Heinz Staub bremste sanft vor der Auffahrt zum Hauptbahnhof. Er wandte den Kopf und sah seinen Chef fragend an.

»Bitte warten Sie einen Moment, Heinz. Wir steigen noch nicht aus.« Mock nahm ein Kuvert aus seiner Brieftasche. Er entfaltete den mit kleinen, ungleichmäßigen Buchstaben bedeckten Briefbogen und las ihn zum wiederholten Male aufmerksam durch:

Lieber Herr Anwaldt, ich möchte, dass Sie zu Beginn Ihrer Ermittlungen völlige Klarheit über meine Vorgehensweise haben und Ihnen hiermit versichern, dass ich niemals an Friedländers Schuld geglaubt habe, ebenso wenig wie die Gestapo. Doch sowohl die Gestapo als auch

ich brauchten Friedländer als Mörder. Mir hat es geholfen, einen Juden zu verhaften, und der Gestapo passte der Fall in ihre Propaganda. Daher machte die Gestapo Friedländer zum Sündenbock. Ich möchte jedoch etwas Ihrer Auffassung entgegensetzen, dass der Mörder derjenige ist, der Friedländer ans Messer geliefert hat. Gewiss ist es nicht die Gestapo, die hinter dem Mord an der Baroness steht. Zwar hat der verstorbene SA-Hauptsturmführer Walter Piontek mit großem Eifer die von Baron Wilhelm von Köpperlingk gelegte Fährte verfolgt (nebenbei bemerkt: Letzterer hat viele Freunde bei der Gestapo), aber es wäre Unsinn, zu behaupten, dass die Geheimpolizei dieses Verbrechen begangen hätte, um einen harmlosen Tierhändler aus dem Weg zu räumen – und die Sache dann zu Propagandazwecken auszuschlachten. Die Gestapo hätte eine Provokation ganz anderer Art benötigt, um das geplante Judenpogrom zu rechtfertigen. Dafür wäre wahrscheinlich ein gewichtiger Nazifunktionär das richtige Opfer gewesen – die Baroness jedoch wohl kaum.

Dass die Gestapo nicht hinter dem Verbrechen steckt, heißt allerdings nicht, dass diese Leute damit einverstanden sind, den Fall wieder aufgerollt zu sehen. Wenn nämlich jemand den wahren Mörder fände, würde die ganze groß angelegte Propagandaaktion in der englischen und französischen Presse der Lächerlichkeit preisgegeben. Ich möchte Sie vor diesen Menschen warnen – sie sind für ihre Rücksichtslosigkeit bekannt und könnten Sie jederzeit dazu zwingen, die begonnene Fahndung aufzugeben. Falls Sie – Gott behüte! – je in die Hände der Gestapo ge-

raten sollten, behaupten Sie mit aller Hartnäckigkeit, dass Sie für die Abwehr arbeiten und in Breslau ein Netz des polnischen Geheimdienstes installieren.

Dieser Brief ist ein Vertrauensbeweis meinerseits. Der beste Vertrauensbeweis Ihrerseits wäre, ihn sofort zu vernichten.

Hochachtungsvoll
Eberhard Mock

P. S. Ich fahre nach Soppot in den Urlaub. Während meiner Abwesenheit steht Ihnen unser Dienstwagen zur Verfügung.

Mock steckte den Brief zurück in das Kuvert und übergab ihn dem Chauffeur. Dann stieg er schwer atmend aus dem Auto. Die erhitzte Luft lähmte seine Lungen, der Asphalt und die glühenden Mauern des Bahnhofs strahlten die Hitze des Tages ab und weit hinter der Stadt verzogen sich die schwachen Anzeichen des Gewitters. Der Kriminaldirektor trocknete sich mit dem Taschentuch die Stirn und schritt in Richtung Eingang, ohne auf das kokette Lächeln der Prostituierten zu achten, die sich auch hier herumtrieben. Heinz Staub schleppte die beiden Koffer für ihn. Als Mock am Bahnsteig angekommen war, eilte jemand schnellen Schrittes auf ihn zu und packte ihn am Ellbogen. Es war Baron von der Malten. Trotz der Hitze trug er einen eleganten Anzug aus feiner Wolle, den silbrige Nadelstreifen durchzogen.

»Darf ich dich zum Zug begleiten, Eberhard?«

Mock nickte, aber man konnte ihm deutlich Erstaunen

und Unwillen ansehen. Von der Malten bemerkte es jedoch nicht, er ging schweigend neben Mock, als wollte er die Frage, die er ihm stellen musste, *ad infinitum* hinauszögern. Sie blieben vor dem Erster-Klasse-Waggon stehen. Ein Schaffner hob Mocks schwere Koffer in sein Abteil, der Zugführer gab den Reisenden das Zeichen, einzusteigen. Der Baron ergriff mit beiden Händen Mocks Gesicht und zog es so nahe zu sich heran, als wollte er es küssen.

»Eberhard, hast du Anwaldt gesagt, dass ich diesen unglücklichen Friedländer umgebracht habe?«

Mock triumphierte. Heinz Staub kam aus dem Waggon und teilte ihnen mit, dass der Zug zur Abfahrt bereit sei. Mock lächelte, der Baron blickte ihn durchdringend an, der Zugführer bat sie höflich einzusteigen. Der Polizeidirektor riss dem Baron die Hände herunter.

»Ich habe es ihm noch nicht gesagt.«

»Ich flehe dich an, tu es nicht!«

Der Zugführer wurde ungeduldig. Staub drängte, der Baron blickte mit flehentlicher Wut, Mock lächelte noch immer, die Lokomotive stieß eine Dampfwolke aus. Endlich stieg Mock ein, aus dem Fenster rief er:

»Ich werde es ihm nicht sagen, wenn du mir sagst, wieso dir so daran gelegen ist!«

Die Türen schlossen sich, der Zug fuhr langsam an, Staub winkte zum Abschied, von der Malten hängte sich ans offene Zugfenster und rief mit lauter Stimme vier kurze Worte. Mock fiel verwundert auf seinen Sitz, der Baron ließ das Fenster los und sprang auf den Bahnsteig, der Zug wurde schneller, während der Zugführer be-

denklich den Kopf schüttelte. Staub ging bereits die Treppe hinunter, als ein Bettler den Baron am Ärmel zupfte (»jetzt wäre der gnädige Herr um ein Haar unter die Räder gekommen ...«). Der Baron stand stocksteif, sodass er fast vom Zug gestreift wurde, und Mock saß reglos in seinem Abteil und wiederholte immer wieder, dass das, was er gehört hatte, keine Täuschung gewesen sein konnte.

Breslau, 8. Juli 1934.

Drei viertel acht Uhr abends

Maass saß in seiner Dreizimmerwohnung in der Tauentzienstraße 23 und hörte sich die krächzende Grammo-
fonplatte an. Schwungvoll tauchte er seine Feder immer wieder in ein bauchiges Tintenfass und übertrug die Worte in Schriftzeichen. Er war ganz in seine Arbeit versunken und erlaubte sich keinen Moment der Ruhe oder des Zweifels. Das Klingeln an der Tür riss ihn aus seiner Konzentration. Er löschte das Licht und beschloss, nicht zu öffnen. Dann hörte er, wie jemand einen Schlüssel ins Schloss steckte. (*Wahrscheinlich ist es dieser schrecklich neugierige Wohnungseigentümer. Er glaubt wohl, dass ich nicht zu Hause bin und möchte sich ein wenig umsehen.*) Maass stand auf und ging wütend ins Vorzimmer, wo er wie vermutet auf jenen hinterlistigen Schnüffler traf, mit dem er sich bereits am ersten Tag über die Miete gestritten hatte. Maass zahlte zwar keinen Pfennig aus eigener Tasche, doch aus reinem Misstrauen

warf er allen anderen Menschen, so auch seinem Vermieter, Wucher vor.

Aber der Anblick, der sich ihm in seinem Vorzimmer bot, war noch weniger nach seinem Geschmack: Neben dem aufgeregten Hauseigentümer standen drei Männer in SS-Uniform. Alle drei bleckten die Zähne. Doch Maass war kein bisschen zum Lachen zu Mute.

Breslau, 8. Juli 1934.

Acht Uhr abends

Anwaldt hatte für die Rückfahrt zu seiner Wohnung eine Droschke genommen. Er hatte sich auf dem Sitz ausgestreckt und betrachtete ängstlich die Silhouetten der Mietshäuser, die die Straßen säumten. Es schien ihm, als stürzten die Häuserreihen aufeinander zu, jeden Moment mussten sie über ihm zusammenschlagen. Er schloss die Augen und wiederholte in einem fort: »Ich bin normal, es geht mir gut ... « Doch wie um diese Formel zu widerlegen, sah er immer wieder das Bild der »Vertriebenen Kinder« von Chaim Soutine vor sich. Der Junge in den kurzen Hosen zeigte mit der einen Hand auf etwas außerhalb des Rahmens, das verkrüppelte Mädchen konnte offenbar nur mit Mühe gehen und klammerte sich krampfhaft an die andere. Der gelbe Pfad hob sich scharf von dem dunkelblauen Himmelsgewölbe ab und verlor sich im penetranten Grün des Waldes. Auf einer Wiese brachen wie Geschwüre rote Blumen auf.

Anwaldt riss die Augen auf und blickte direkt in das bärtige, sonnengegerbte Gesicht des Kutschers, der seinen Passagier misstrauisch ansah.

»Wir sind in der Zietenstraße.«

Anwaldt klopfte ihm vertraulich auf die Schulter (*Ich bin normal, es geht mir gut ...*) und grinste breit:

»Sagen Sie, gibt es in dieser Stadt eigentlich ein gutes Bordell? Es soll aber, Sie verstehen schon, erstklassig sein. Mit Mädels, die Hintern wie Pferde haben, so wie ich es mag!«

Der Fiaker zwinkerte, holte aus seiner Brusttasche eine Visitenkarte und reichte sie seinem Kunden.

»Hier wird der gnädige Herr alles finden, was das Herz begehrt.«

Anwaldt zahlte und begab sich schnurstracks in das Restaurant an der Ecke. Er bat den älteren Kellner um die Speisekarte, warf aber keinen Blick darauf, sondern zeigte mit dem Finger auf das erstbeste Gericht. Er schrieb seine Adresse auf eine Serviette und gab sie dem höflichen Ober.

Auch in seiner Wohnung gab es keinen Schutz vor der Hitze. Er schloss das Fenster, das nach Südwesten zeigte, und schwor, dass er es erst wieder in der späten Nacht öffnen werde. Dann zog er sich bis auf seine Unterwäsche aus und legte sich auf den Teppich. Seine Augen schloss er nicht – es hätte ja das Bild Soutines wieder auftauchen können. Gleich darauf klopfte es laut an der Tür. Der Kellner brachte das Essen unter einem Silbersturz, kassierte sein Trinkgeld und verschwand. Anwaldt ging in die Küche und machte Licht, lehnte sich an die Wand und tastete achtlos nach der gestern gekauften Limonade-

flasche. Plötzlich krampfte sich sein Zwerchfell zusammen, die Kehle war wie zugeschnürt: Sein Blick war auf eine große Kakerlake gefallen, die, durch seine Anwesenheit alarmiert, schleunigst unter dem eisernen Herd verschwand. Anwaldt stürzte hinaus und knallte die Küchentür zu. Er setzte sich, trank die Limonadenflasche mit einem Zug halb leer und stellte sich dabei vor, es sei Wodka.

Eine Viertelstunde verging, bis das Bild der Kakerlake vor seinen Augen verschwand. Dann warf er einen Blick auf sein Abendessen: Spinat mit Spiegelei. Schnell deckte er den Teller wieder zu, um das nächste Bild zu vertreiben: die braune Holztafelung an der Wand des Speisesaals im Waisenhaus, die Übelkeit, den Ekel, wenn er sich die Nase fest zuhielt, um sich mit dem Aluminiumlöffel den schmierigen Spinat in den Mund zu schieben.

Als ob er die Grenzen seines eigenen Abscheus finden wollte, deckte er den Teller wieder ab und begann gedankenlos in seinem Essen herumzustochern. Er stach in die dünne Haut auf dem Dotter, der sich sofort über das Eiweiß ergoss. Mit der Gabel öffnete Anwaldt das Tor zu einer allzu bekannten Landschaft: das flüssige Eigelb, das sich in Bahnen durch das fettige Dunkelgrün des Spinats wand. Er ließ den Kopf auf die Tischkante sinken, seine Hände hingen kraftlos herunter. Bevor er einschief, kehrte Soutines Bild noch einmal wieder: Er hielt Erna an der Hand. Die weiße Haut des Mädchens wirkte noch blasser in der dunkelblauen Schuluniform. Ihre schwächlichen Schultern verschwanden ganz unter einem weißen Matrosenkragen. Sie gingen auf einem schmalen Wald-

weg durch das Dunkel von dicht stehenden Bäumen. Erna lehnte ihren Kopf an seine Schulter. Er war stehen geblieben und hatte sie geküsst. Er hielt Lea Friedländer umarmt. Die Wiese. Auf langen Grashalmen krabbelten harmlose Käfer. Sie hatte fiebrig die Knöpfe seiner Kleidung geöffnet. Schwester Dorothea aus dem Waisenhaus schreit: Schau doch, schon wieder hast du dich voll geschissen! Glaubst du, dass es ein Vergnügen ist, das wieder sauber zu machen? Heißer Sand rieselt auf die abgeschürfte Haut. Heißer Wüstensand bedeckte den Steinboden. Ein zotteliger Ziegenbock glotzte in die verwüstete Gruft. Die Spuren seiner Klauen im Sand. Der Wind bläst den Sand in das Muster der Wandritzen. Von der Decke fallen kleine, flinke Skorpione. Sie krabbeln um ihn herum, ihre giftigen Schwänze sind steil aufgerichtet. Mock reißt sich die Kopfbedeckung eines Beduinen vom Kopf. Unter seinen Sandalen knirschen die ekelhaften Tiere. Zwei Skorpione, die er zunächst nicht bemerkt hat, tanzen auf Anwaldts Bauch.

Er schrie im Schlaf auf und schlug um sich. Hinter dem geschlossenen Fenster stand der tiefrote Mond. Anwaldt taumelte hinüber und öffnete die Flügel sperrangelweit. Dann warf er ein Leintuch auf den Teppich und legte sich schweißüberströmt auf das Lager.

Die Breslauer Nacht war erbarmungslos.

V

Breslau, Montag, 9. Juli 1934.

Neun Uhr früh

Gegen Morgen kühlte es ein wenig ab. Anwaldt ging in die Küche und inspizierte sie genau: keine Spur von Kakerlaken. Er wusste, dass sie sich tagsüber in alle möglichen Spalten, in Wandritzen und unter Fußbodenleisten zurückziehen. Er trank eine Flasche lauwarmer Limonade, und ohne sich darum zu kümmern, wie sehr er dabei schwitzte, verrichtete er rasch seine morgendlichen Tätigkeiten. Er fuhr sich ein paar Mal mit dem Rasiermesser über die harten Bartstoppeln, goss sich eine Kanne kalten Wassers über den Kopf, zog frische Wäsche und ein sauberes Hemd an, sank in den alten Sessel und setzte seinem Magen mit einer Dosis Nikotin zu. Vor seiner Tür lagen zwei Briefe. Als er Mocks Botschaft las, überfiel ihn eine unbestimmte Traurigkeit. Er verbrannte den Brief im Aschenbecher. Erfreut war er über die Nachricht von Maass, der ihm trocken mitteilte, er habe die Aufnahme von Friedländers Prophezeiungen übersetzt und erwarte Anwaldt um zehn Uhr in seiner Wohnung in der Tauentzienstr. 14. Anwaldt studierte den Breslauer Stadtplan, um die Adresse zu lokalisieren, und dann verbrannte er

auch diesen Brief. Er fühlte eine enorme Energie in sich aufsteigen und erledigte rasch alles, was noch zu tun war: Er leerte den Teller mit dem schmierigen Abendessen ins Klosett, das sich auf dem Gang befand, und brachte das Geschirr zurück ins Restaurant. Dort nahm er ein leichtes Frühstück zu sich und setzte sich dann hinter das Steuer des schwarzen, glänzenden Adler, den Mocks Chauffeur frühmorgens vor seinem Haus abgestellt hatte. Sobald er mit dem Fahrzeug den schattigen Parkplatz verließ, strömte wieder eine Hitzewelle zum Fenster herein. Der Himmel war weiß, die Sonne konnte sich nur mit Mühe durch die zähe Dunstglocke über Breslau hindurchkämpfen. Um sich nicht zu verirren, fuhr Anwaldt die Strecke, die er sich mithilfe des Stadtplans zurechtgelegt hatte: zuerst die Gräbschener Straße, am Sonnenplatz nach links in die kleine Telegrafstraße, vorbei am Telegrafenamnt und dem klassizistischen Museum der schönen Künste. Schließlich parkte er in der Agnesstraße im Schatten der Synagoge.

Im Gebäude der Tauentzienstraße 14 war auch die »Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt« untergebracht. Den Teil des Hauses, in dem sich die Wohnungen befanden, erreichte man durch den Hof. Der Portier wies dem Besucher höflich den Weg zur Wohnung des neuen Mieters Doktor Maass. Anwaldt, bereits durch die Schwüle gereizt, war fast verärgert, als er sich wenig später in dem geräumigen, komfortablen Appartement mit Bad befand, das der Baron für Maass gemietet hatte. Er war zwar an Unbequemlichkeiten gewöhnt, doch nichtsdestoweniger irritierte es ihn, wenn er diese vornehme Wohnung mit

dem kakerlakenverseuchten Loch ohne Toilette verglich, in dem er zurzeit wohnte.

Maass machte sich nicht die Mühe, Freude über den Besucher zu heucheln. Er ließ ihn hinter dem Schreibtisch Platz nehmen und warf ihm einige Seiten hin, die mit gleichmäßiger Schrift bedeckt waren. Er selbst ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und zog dabei so gierig an seiner Zigarette, als hätte er seit einem Monat nicht geraucht.

Anwaldt ließ seinen Blick über den eleganten Tisch und die luxuriösen Büroutensilien wandern: Eine Schreibunterlage aus dunkelgrünem Leder, eine verschnörkelte Löschsanddose, ein ungewöhnlich bauchiges Tintenfass, ein Briefbeschwerer aus Messing in Gestalt eines Frauenbeins. Er konnte seinen bitteren Neid nur schwer im Zaum halten. Maass schritt sichtlich erregt im Zimmer auf und ab, während Anwaldt spürte, wie ihm der Durst die Kehle austrocknete. Zwischen den Fensterscheiben raste wütend eine eingesperrte Wespe. Anwaldt betrachtete die gedunsenen Wangen des Gelehrten, sammelte alle Papiere ein und steckte sie in seine Aktentasche.

»Auf Wiedersehen, Herr Doktor. Ich werde das alles in meinem Arbeitszimmer studieren.« Das Wort »meinem« hatte er deutlich betont. Er stand auf und wandte sich zum Gehen. Doch Maass machte einige aufgeregte Schritte auf ihn zu und fuchtelte mit den Armen.

»Aber lieber Herbert, Sie sind nervös ... Kein Wunder, bei dieser Hitze ... Ich bitte Sie, lesen Sie meine Übersetzung gleich hier ... verzeihen Sie meine Eitelkeit, aber ich

würde Ihre Meinung zu meiner Arbeit so gerne auf der Stelle erfahren. Und ich möchte Sie ermuntern, Fragen zu stellen oder zu kommentieren, was Ihnen in den Sinn kommt ... Sie sind ein intelligenter Mensch ... Ich bitte Sie!«

Maass tänzelte um seinen Besucher herum, er zog Zigaretten und auch Zigarren hervor und klickte mit seinem Feuerzeug. Anwaldt griff dankend nach einer Zigarre und nahm einige tiefe Züge, ohne Rücksicht darauf, wie stark der Tabak war. Dann machte er sich an das Studium der Weissagungen Friedländers. Er überflog die detaillierte Beschreibung der Methode und die Bemerkungen über semitische Vokale und konzentrierte sich dann auf die Übersetzungen der einzelnen Wörter. Die erste Reihe lautete: *avav* – »Ruine«, *chawura* – »Wunde«, *makak* – »auslaufen, eitern«, *afar* – »Schutt«, *shamajim* – »Himmel«. In der zweiten hieß es hingegen: *jeladim* – »Kinder«, *akrabbim* – »Skorpione«, *sewacha* – »Gitterstäbe«, *amoc* – »weiß«. Was den letzten Ausruf anbelangte, äußerte Maass Zweifel. »Die Aufnahme war nicht sehr deutlich, deshalb kann man den Schluss entweder als *chol* – ›Küste, Sand‹ oder *chul* – ›sich krümmen, tanzen, hinunterfallen‹ verstehen.«

Anwaldt entspannte sich, die Wespe war durch das offen stehende Oberlicht hinausgeflogen. Maass' Hypothese lautete folgendermaßen: »... es ist möglich, dass die Person, auf die Friedländer in seiner ersten Prophezeiung hinweist (*Krachen*, *Wunde*, *eitern*), infolge eiternder Wunden zu Tode kommt, die ihm durch ein einstürzendes Gebäude (*Ruine*) zugefügt werden. Der Schlüssel für die

Identifikation der Person liegt im Ausdruck *shamajim* – ›Himmel‹. Das zukünftige Opfer könnte also jemand sein, dessen Name aus den Lauten sch, a, m, j, i und m zusammengesetzt ist, also zum Beispiel ›Scheim‹. Es könnte jedoch ebenso gut sein, dass diese Person den Namen Himmel, Himmler etc. trägt.

Man darf hingegen annehmen, dass sich die zweite Prophezeiung bereits erfüllt hat. Unserer Meinung nach bezieht sie sich auf Marietta von der Malten (*Kind, weiße Küste* – wie man die Insel Malta genannt hat), die in einem Salon ermordet wurde, dessen Wände mit gestreiftem Stoff (*Gitterstäbe*) tapeziert waren. In ihrer aufgerissenen Bauchhöhle fand man Skorpione, die sich krümmten.«

Anwaldt wollte sich nicht anmerken lassen, welcher tiefen Eindruck diese Expertise auf ihn machte. Er löschte sorgfältig seine Zigarre und stand auf.

»Wollen Sie wirklich nichts dazu sagen?« Die Eitelkeit von Maass verlangte nach einem Lob. Er blickte verstohlen auf die Uhr. Anwaldt erinnerte sich an ein Ereignis aus seiner Kindheit: Damals hatte er im Waisenhaus eine Erzieherin hartnäckig dazu bringen wollen, den Turm aus Bauklötzen zu bewundern, den er voller Stolz errichtet hatte.

»Doktor Maass, Ihre Expertise ist so präzise und überzeugend, dass sie keine Fragen offen lässt. Ich danke Ihnen sehr.« Anwaldt streckte ihm zum Abschied die Hand hin. Maass übersah diese Geste scheinbar.

»Lieber Herbert«, flötete er süßlich. »Möchten Sie vielleicht ein kühles Bier?«

»Ich trinke keinen Alkohol, aber ein Glas Limonade oder Sodawasser – gerne.«

»Natürlich!« Maass strahlte. Auf dem Weg in die Küche warf er noch einmal einen Blick auf seine Uhr, und Anwaldt sah sich aus rein beruflicher Gewohnheit noch ein wenig genauer in dem Raum um. Vielleicht war ihm beim ersten Mal etwas entgangen? Und warum versuchte Maass, ihn derart plump zum Bleiben zu nötigen?

Unter einem Briefbeschwerer lag ein elegantes, blassviolettes Kuvert mit aufgedrucktem Wappen. Ohne zu zögern, nahm Anwaldt die in der Mitte gefaltete, schwarze Karte heraus, auf die mit silberner Tinte wenige Zeilen kalligrafiert waren:

»Ich möchte Sie herzlich zu unserem Maskenball einladen, der heute, am Montag, dem 9. Juli 1934, in meiner Residenz an der Uferzeile 9 stattfindet. Für Damen ist das Evakostüm obligatorisch. Es wäre erwünscht, wenn auch die Herren im Adamskostüm erschienen.

Baron Wilhelm von Köpperlingk.«

Anwaldt hörte Doktor Maass aus der Küche kommen. Rasch schob er die Einladung unter den Briefbeschwerer. Mit einem unschuldigen Lächeln nahm er das dicke, sechseckige Glas entgegen. Während er trank, versuchte er, das schwarze Billet einzuordnen. Das aufgeregte Falsett des Semitisten drang kaum in sein Bewusstsein – was Maass jedoch nicht zu bemerken schien, da er seinem Gast lebhaft die Differenzen mit Professor Andreae darlegte, die sich auf seinem Forschungsgebiet ergeben hatten. Als er gerade gewisse grammatikalische Fragen im Detail erörtern wollte, läutete es an der Tür. Maass blickte

erneut auf die Uhr, ging hinüber ins Vorzimmer, und Anwaldt konnte erkennen, wie sein Gastgeber eine Gymnasiastin einließ. *(Es sind Ferien, die Hitze ist mörderisch, und sie kommt in ihrer Schuluniform! Wie idiotisch Vorschriften doch sein können!)* Die beiden flüsterten einen Moment miteinander, worauf Maass ihr einen kräftigen Klaps auf die Hinterbacke gab. Das Mädchen kicherte. *(Deshalb hat er mich hier festgehalten! Er wollte beweisen, dass es keine leeren Worte waren, als er mir von seinen lasterhaften Gymnasiastinnen erzählte!)* Anwaldt konnte seine Neugier nicht beherrschen und ging ebenfalls hinüber. Aber plötzlich spürte er, wie sich sein Magen zusammenkrampfte und sich ein widerlicher Geschmack in seinem Mund ausbreitete. Vor ihm stand Erna, die Erna seiner Vergangenheit.

»Erlauben Sie, Herr Assistent, dass ich Ihnen vorstelle: Fräulein Elsa von Herfen, meine Schülerin. Ich gebe ihr Nachhilfestunden in Latein.« Maass' Stimme überschlug sich fast. »Fräulein Elsa, das ist Kriminalassistent Anwaldt, mein Freund und Mitarbeiter.«

Anwaldt fühlte einen nahenden Schwächeanfall, als er in die tiefgrünen Augen des Mädchens blickte.

»Ich denke, wir kennen uns ...«, flüsterte er und hielt sich am Fensterbrett fest.

»Ach, wirklich ...?« Der tiefe Alt des Mädchens hatte nichts mit Ernas leiser, melodischer Stimme gemeinsam, auch erinnerte der große Pigmentfleck auf ihrer Hand keineswegs an Ernas Alabasterhaut. Trotz jener Details begriff Anwaldt nur langsam, dass er Ernas Doppelgängerin vor sich hatte.

»Entschuldigen Sie ...«, er atmete erleichtert aus. »Sie haben sehr große Ähnlichkeit mit einer Berliner Bekannten. Lieber Herr Doktor, Sie haben sich rasch eingelebt in Breslau. Jetzt sind Sie erst vier Tage in der Stadt und haben bereits eine Schülerin ... und was für eine ...! Ich werde Sie nicht weiter stören. Auf Wiedersehen!«

Maass begleitete Anwaldt zur Tür. Bevor er sie hinter ihm schloss, machte er eine bedeutungsvolle Miene, zwinkerte dem Assistenten zu und bildete mit Zeigefinger und Daumen der einen Hand einen Ring, in den er mit dem Zeigefinger der anderen einige Male hineinstieß. Anwaldt schnaubte verächtlich und lief einige Stufen hinunter, bis er hörte, wie die Wohnungstür endgültig zufiel. Dann stieg er die Treppe wieder hinauf und blieb etwas oberhalb der Wohnung stehen. Er befand sich auf dem Treppenabsatz neben dem Mosaikfenster, das sich über alle Stockwerke des Mietshauses erstreckte und die Wände des Stiegenhauses mit tanzenden Reflexen wie mit bunten Münzen übergoss. Er stützte seinen Ellbogen auf das Geländer und wartete.

Anwaldt war eifersüchtig auf Maass, und diese Eifersucht empfand er für einen Moment sogar stärker als seinen Argwohn. Er hatte beschlossen, Elsa von Herfen abzapfen, um zu überprüfen, wie weit die Verführungskünste von Maass reichten, aber ohne dass er sich dagegen wehren konnte, stürzten nun die Erinnerungen auf ihn ein, schmerzhaft, aber trotzdem willkommen – denn sie würden ihm zumindest die Wartezeit verkürzen.

Die Vergangenheit tauchte wieder vor seinem inneren Auge auf. Der 23. November 1921 hätte der Tag seiner

sexuellen Initiation sein sollen. Anwaldt war der Einzige in seiner Klasse, der noch keine Frau näher kennen gelernt hatte. Sein Kamerad Josef hatte versprochen, dass er die Sache in die Hand nehmen wolle, und tatsächlich hatte sich die junge, dralle Köchin des Waisenhauses zu einem Stelldichein mit dreien der Zöglinge bereit erklärt. Sie hatten sich in dem kleinen Magazin verabredet, wo Turngeräte, schmutzige Bettwäsche und Handtücher aufbewahrt wurden. Zwei Flaschen Wein hatten zuvor geholfen, ihre kindliche Scham zu vertreiben. Die Köchin drapierte ihren verschwitzten Körper auf dem Stapel dicker Gymnastikmatten, und die Jungen losten die Reihenfolge aus, Josef war der Erste, als Nächstes war der dicke Hannes dran. Anwaldt wartete geduldig, bis die Reihe an ihn kam. Als sich Hannes von der Köchin heruntergewälzt hatte, grinste sie Anwaldt frech an: »Du nicht mehr. Mir reicht's.«

Er war in den Gemeinschaftsraum zurückgekehrt – die Lust auf Frauen war ihm gründlich verleidet. Doch das Schicksal gewährte ihm keine lange Pause. Als neunzehnjähriger Primaner hatte er der Tochter eines reichen Industriellen Nachhilfestunden erteilt. Er weihte das siebzehnjährige, ein wenig überspannte Mädchen in die Regeln der griechischen Syntax ein, dafür offenbarte sie ihm nicht ungerne die Geheimnisse ihres Körpers. Herbert war rasend verliebt. Als er nach einem halben Jahr schwerer, wiewohl auch angenehmer Arbeit ihren Vater um sein Honorar bat, antwortete ihm dieser verwundert, dass er die Entlohnung doch bereits von seiner Tochter bekommen hätte. Das Mädchen bestätigte das mit Entschieden-

heit – in Anwesenheit ihres Vaters. Dementsprechend musste sich Anwaldt, der »niederträchtige Schwindler«, geschlagen geben und wurde von zwei livrierten Dienern hinausbefördert.

Danach sah es aus, als hätte Anwaldt bereits alle Illusionen verloren. Doch das änderte sich bald – wegen einer anderen Gymnasiastin, der hübschen Erna Stange, die aus einer tüchtigen, jedoch armen Arbeiterfamilie in Berlin-Wedding stammte. Anwaldt war bereits dreißig, seine Karriere bei der Polizei ließ sich gut an, und so schmiedeten sie Heiratspläne. Ernas Vater, ein aufrechter und wackerer Eisenbahner, hatte Tränen in den Augen, als Anwaldt um Ernas Hand anhielt, und Anwaldt bemühte sich um einen Kredit – aus der Polizeikasse. Er dachte an eine eigene Wohnung und wartete nur noch darauf, dass Erna ihr Abitur machte. Drei Monate später jedoch hatte er wieder alles aufgeben müssen. Nur der Alkohol war ihm geblieben.

Er glaubte nicht mehr daran, dass die Leidenschaft einer Gymnasiastin uneigennützig sein könne. Deshalb traute er jetzt auch nicht so recht all dem, was er eben mit angesehen hatte: Ein hübsches junges Mädchen, das sich einem lüsternen Professor hingab.

Die Wohnungstür schwang auf. Maass küsste seine Schülerin zum Abschied mit geschlossenen Augen. Noch einmal gab er ihr einen festen Klaps auf den Hintern, dann warf er die Tür ins Schloss. Anwaldt hörte das Klappern ihrer Absätze auf der Treppe und verließ vorsichtig sein Versteck. Das Mädchen trat auf die Straße und warf dem schwerhörigen Hauswart ein flüchtiges

»Auf Wiedersehen« hin. Auch Anwaldt verabschiedete sich hastig von ihm, verließ aber nicht ganz so rasch das Haus. Er spähte durch das Tor und beobachtete, wie das Mädchen in einen schwarzen Mercedes stieg, dessen bärtiger Chauffeur zum Gruß die Kappe lupfte. Langsam rollte der Wagen davon. Anwaldt sprang eilig in seinen Adler, der Motor heulte auf, als er startete. Verärgert stellte er fest, dass er den Mercedes aus den Augen verloren hatte. Er beschleunigte und hätte beinahe einen Herrn mit Zylinder angefahren, der eben die Straße überquerte. Zwei Minuten später hatte er jedoch aufgeholt und folgte in sicherem Abstand dem Mercedes auf einer Strecke, die ihm bekannt schien: Sonnenplatz und Gräbschener Straße. Beide Wagen tauchten in den Strom anderer Autos, Droschken und Fiaker ein. Anwaldt konnte in dem Fahrzeug vor ihm nur Nacken und Kopf des Chauffeurs erkennen. (*Sie ist müde, sicher hat sie sich auf dem Rücksitz hingelegt.*) Sie fuhren die ganze Zeit geradeaus, während Anwaldt die Schilder und Straßennamen im Auge behielt: Noch immer befanden sie sich auf der Gräbschener Straße. Hinter dem Friedhof, über dessen Mauer ein glattes Tympanon hinausragte (*sicher das Krematorium, genauso eines wie in Berlin*), beschleunigte das Fahrzeug plötzlich und verschwand aus Anwaldts Blickfeld. Er gab Gas und brauste über eine Brücke, die einen kleinen Fluss überspannte. Links blitzte das Ortsschild »Breslau« auf. Er bog links in die erste kleine Straße ab und befand sich in einer schattigen, wunderschönen Allee, deren ausladende Linden und Kastanienbäume die Villen und kleineren Häuser verdeckten. Dort stand der Mercedes vor einem

kleinen Palais. Anwaldt bog in eine schmale Seitengasse ein und stellte den Motor ab. Aus Erfahrung wusste er, dass die Verfolgung eines Autos mehr Vorsicht verlangte als eine Verfolgung zu Fuß. Er stieg aus und ging zu der Kreuzung, wo er gerade noch sah, wie der Mercedes wieder anfuhr und dann wendete. Kurze Zeit später war er in Richtung Breslau verschwunden. Diesmal gab es keinen Zweifel: Der Chauffeur war in seinem Wagen allein. Anwaldt notierte die Autonummer und näherte sich dem Palais, ein Gebäude im neugotischen Stil. Die geschlossenen Fensterläden verliehen ihm ein abweisendes Aussehen, und über dem Eingang war der Schriftzug »Loheschlösschen« eingemeißelt.

»Um diese Zeit schläft jedes Bordell«, murmelte Anwaldt und sah auf die Uhr. Seiner Brieftasche entnahm er die Visitenkarte, die er gestern Nacht von dem Kutscher erhalten hatte, und verglich die Adresse. Sie stimmte überein: Schellwitzstraße. *(Dieser Vorort von Breslau müsste also Opperau heißen wie es auf der Visitenkarte steht.)*

Er klingelte lange, bis endlich ein Mann im Eingang erschien. Er hatte die Statur eines Schwergewichtboxers, schritt gemächlich zum Tor und kam allen Fragen Anwaldts zuvor:

»Unser Club ist ab sieben Uhr abends geöffnet.«

»Ich bin von der Polizei. Kriminalabteilung. Ich hätte da einige Fragen an den Besitzer.«

»Das behaupten viele. Ich hab dich noch nie gesehen, aber ich kenne alle von der Kripo. Außerdem weiß jeder bei der Polizei, dass es hier nur eine Besitzerin gibt und keinen Besitzer ...«

»Hier ist mein Dienstausweis.«

»Da steht ›Polizei Berlin‹. Und wir sind hier in Breslau.«

Anwaldt verfluchte seine Zerstretheit. Schon seit Samstag lag in der Personalabteilung sein Breslauer Dienstausweis für ihn bereit, nur hatte er ganz vergessen, ihn abzuholen. Der Boxer warf ihm unter seinen geschwellenen Augenlidern einen teilnahmslosen Blick zu. Anwaldt stand in der prallen Sonne und zählte die verschnökelten Schmiedeeisenstäbe der Umzäunung.

»Entweder du machst jetzt das Tor auf, oder ich rufe meinen Vorgesetzten Forstner an«, drohte er. »Willst du, dass die Chefin deinetwegen Probleme kriegt?«

Der Gorilla schien unausgeschlafen und verkatert. Er kam langsam auf das Tor zu und zischte:

»Mach, dass du weg kommst! Sonst ...«, er dachte sichtlich angestrengt darüber nach, was bedrohlich genug klingen könnte, als Anwaldt sich mit seinem ganzen Gewicht gegen das eiserne Gittertor warf. Es sprang auf und traf den Gorilla mitten ins Gesicht. Nachdem er auf dem Gelände war, wick Anwaldt geschickt dem Wächter aus, dem ein dicker Strom Blut aus der Nase rann. Aber der Getroffene erholte sich schnell von seinem Schreck. Er holte aus und versetzte Anwaldt einen mächtigen Faustschlag vor den Brustkorb, sodass diesem die Luft weg blieb. Anwaldt röchelte und konnte gerade noch vor dem zweiten Schlag in Deckung gehen. Diesmal verfehlte die Faust des Wächters jedoch ihr Ziel – und traf mit voller Wucht einen der Eisenstäbe des Zauns. Einige Sekunden lang starrte der Gorilla ungläubig auf seine zerschmetter-

te Hand. Diesen Moment nutzte Anwaldt: Er sprang hinter seinen Gegner und holte mit dem Fuß aus, als wolle er einen Elfmeter schießen. Er zielte genau, seine Schuhspitze rammte sich mit aller Kraft in den Damm seines Widersachers. Der zweite Tritt traf mit derselben Präzision, diesmal die Schläfe – was seinem Gegner den Rest gab. Der Wächter schwankte wie ein Betrunkener und bemühte sich, um jeden Preis aufrecht stehen zu bleiben. Anwaldt bemerkte aus den Augenwinkeln drei Gestalten, die vom Palais herangelaufen kamen. Er bemerkte, dass er seinen Revolver im Wagen gelassen hatte.

»Stehen bleiben!« Eine donnernde Frauenstimme rief die drei Wächter zurück, die sich eben anschickten, dem Eindringling, der ihren Kollegen so übel zugerichtet hatte, den Garaus zu machen. Gehorsam taten sie, wie befohlen. Eine üppige Frau stand in einem Fenster des ersten Stockwerks und blickte auf Anwaldt hinunter.

»Wer sind Sie?«, rief sie. Ihr fremdländischer Akzent war unüberhörbar.

Der Wächter verlor endgültig das Gleichgewicht und schlug der Länge nach auf die Erde. Mit der unverletzten Hand hielt er sich den Unterleib. Plötzlich fühlte Anwaldt Mitleid mit diesem Menschen, den er derart malträtirt hatte, nur weil er gewissenhaft seine Pflicht erfüllte. Er blickte zum Fenster hoch und erwiderte:

»Kriminalassistent Herbert Anwaldt.«

Madame le Goef war erregt, aber sie beherrschte sich noch:

»Das lügst du. Du hast gesagt, dass du wirst anrufen Forstner. Das ist nicht Kripo-Chef.«

Anwaldt musste unwillkürlich lächeln, als er ihr merkwürdiges Deutsch hörte. »Erstens: Ich möchte Sie bitten, mich nicht zu duzen. Und zweitens: Mein Chef ist Kriminaldirektor Eberhard Mock, ich kann ihn aber im Moment nicht erreichen. Er ist im Urlaub.«

»Bitte. Kommen Sie herein.« Anwaldt sagte offenbar die Wahrheit. Gestern hatte Mock wegen seiner Abreise die wöchentliche Schachpartie verschoben. Außerdem hegte Madame Mock gegenüber außergewöhnliche Ehrfurcht und hätte wohl auch einem Einbrecher, der sich auf ihn berief, die Tür geöffnet.

Auf seinem Weg zum Eingang achtete Anwaldt nicht auf die verbissenen Mienen der drei Schläger. Drinnen musste er zugeben, dass das »Loheschlösschen«, was seine Einrichtung betraf, den Etablissements in Berlin in nichts nachstand. Dasselbe hätte man vom Empfangszimmer der Chefin sagen können. Ohne weitere Umstände setzte er sich in die Nähe des offenen Fensters. Von draußen drang ein schleifendes Geräusch herein: Die Gorillas zogen ihren bewusstlosen Kollegen über den Hof. Anwaldt zog das Jackett aus, hustete und betastete vorsichtig seine geprellten Rippen.

»Kurz bevor ich gekommen bin, hat ein schwarzer Mercedes vor Ihrem Haus gehalten, aus dem ein Mädchen in Schuluniform gestiegen ist. Ich möchte gerne mit ihr sprechen.«

Madame griff nach dem Telefonhörer und sprach einige offenbar ungarische Sätze.

»Gleich. Jetzt sie badet.«

Sie mussten nicht lange warten. Anwaldt kam nicht

einmal dazu, sich an der großen Reproduktion von Goyas »Nackter Maja« zu erfreuen, bevor Ernas Doppelgängerin gleich darauf in der Tür stand. Statt der Schuluniform trug sie nun rosa Tüll.

»Erna ...« Er versuchte seinen Versprecher in ironischem Ton zu überspielen. »Pardon, Elsa ... In welches Gymnasium gehen Sie?«

»Ich arbeite hier«, erwiderte sie.

»Ach so, Sie arbeiten hier.« Er öffnete sie nach. »Wozu lernen Sie dann Latein? Cui bono?«

Das Mädchen schwieg, sie hatte züchtig die Lider gesenkt. Anwaldt wandte sich an die Besitzerin des Etablissements:

»Tun Sie mir einen Gefallen. Bitte lassen Sie uns allein.«

Madame befolgte seinen Befehl wortlos, jedoch nicht ohne dem Mädchen vorher bedeutungsvoll zuzuzwinkern. Anwaldt setzte sich hinter den Schreibtisch und lauschte eine Weile den Geräuschen, die aus dem sommerlichen Garten zu ihnen hereindrangten.

»Was tun Sie bei Maass?«

»Soll ich's Ihnen zeigen?« (*Genauso hatte Erna ihn angesehen, als er damals in Klaus Schmetterlings Garconnière eingedrungen war. Die Polizei hatte schon lange ein Auge auf diese unscheinbare Wohnung in Berlin-Charlottenburg gehabt, denn es war bekannt, dass der Bankier Schmetterling eine Schwäche für Minderjährige hatte. Diesmal war es ihnen gelungen, ihn zu überraschen.*)

»Nein. Du wirst mir gar nichts zeigen.« Anwaldt gab sich desinteressiert. »Wer hat dich zu ihm geschickt? Für wen arbeitet der bärtige Chauffeur?«

Das Mädchen hatte aufgehört zu lächeln.

»Ich weiß nicht. Er ist einfach irgendwann aufgetaucht und hat gesagt, dass es da einen Kunden gibt, der Gymnasiastinnen mag. Was soll's also? Maass zahlt gut. Und der mit dem Bart fährt mich hin und holt mich wieder ab. Und heute Abend soll er mich noch zu einer großen Veranstaltung bringen. Wahrscheinlich bei seinem Chef. Ich kann Ihnen das alles erzählen, wenn ich wieder zurück bin.«

Anwaldt hatte in seinen Dienstjahren schon zahllose Prostituierte verhört, er wusste, dass Elsa nicht log.

»Setz dich.« Er wies auf einen Stuhl. »Die nächste Hausaufgabe wirst du für mich machen. Heute Abend auf dem Fest wirst du dafür sorgen, dass alle Fenster – besonders die Balkonfenster – offen oder zumindest angelehnt sind. Außerdem werde ich in Zukunft noch andere Aufgaben für dich haben. Mein Name ist Herbert Anwaldt. Von heute an wirst du tun, was ich dir sage, oder endgültig in der Gosse landen! Ich könnte dich dem übelsten Zuhälter in dieser Stadt überlassen!«

Er war sich klar, dass er das nicht hätte erwähnen müssen. (*Was jede Hure am meisten fürchtet, das ist die Polizei.*) Er bemerkte, wie gequetscht seine Stimme klang.

»Bring mir etwas Kaltes zu trinken. Am besten Limonade.« Als Elsa hinausgegangen war, streckte er seinen Kopf aus dem Fenster, aber die Hitze half nicht, die Flut von Erinnerungen zu vertreiben. (*Das Mädchen ist Ihnen wohl bekannt, Anwaldt? Er hatte wütend die Zimmertür eingetreten. Der Bankier Schmetterling versuchte, die Augen vor den Blitzlichtern zu schützen. Er zerrte die Decke über seinen Kopf.*)

»Bitte sehr. Ihre Limonade.« Das Mädchen lächelte den Polizisten schüchtern an. »Haben Sie noch irgendwelche besonderen Wünsche? Ich werde sie gerne erfüllen ...« (*Der Körper von Schmetterling war wie gelähmt, während er sie noch umarmte. Sein fatter Körper zitterte, der des Mädchens wand sich. Der dicke Bankier und Anwaltds Verlobte Erna Stange: untrennbar miteinander verschlungen.*)

Anwaldt stand auf und trat zu Erna Stange, die ihn noch immer anlächelte, verpasste ihr eine kräftige Ohrfeige, sodass sich ihre grünen Augen mit Tränen füllten. Noch auf der Treppe hörte er ihr ersticktes Schluchzen. Ein Ausspruch Coleridges, den Anwaldt einmal gelesen hatte, wirbelte in einem fort in seinem Kopf herum: »Wenn der Mensch seine Gedanken für Personen und Dinge hält, ist er wahnsinnig. Ebendas ist die Definition von Wahnsinn.«

Breslau, 9. Juli 1934.

Ein Uhr nachmittags

Anwaldt saß in seinem Arbeitszimmer im Polizeipräsidium, genoss die Kühle des Raums und wartete auf einen Anruf von Wachtmeister Kurt Smolorz, dem einzigen Mitarbeiter, dem man – so Mock – trauen konnte. Das kleine Fenster unter der Decke ging nach Norden auf einen der fünf Hinterhöfe des Polizeigebäudes hinaus. Anwaldt legte den Kopf auf den Schreibtisch und fiel wie betäubt in einen Schlummer. Erst als Smolorz etwa eine

Viertelstunde später persönlich bei ihm erschien, schreckte er auf.

»Ich habe hier einen Smoking und eine Maske für Sie.« Smolorz lächelte wohlwollend. »Und dann noch eine wichtige Information: Der schwarze Mercedes, dessen Autonummer ich überprüfen sollte, gehört Baron Wilhelm von Köpperlingk.«

»Danke. Mock hat nicht übertrieben, als er mir Ihre Qualitäten geschildert hat! Aber wie, in Dreiteufelsnamen, haben Sie das hier nur aufgetrieben?« Anwaldt zeigte auf die schwarze Samtmaske.

Anstelle einer Antwort legte Smolorz den Zeigefinger an die Lippen und verließ das Büro. Anwaldt zündete sich eine Zigarre an. Er faltete die Hände im Nacken und streckte den ganzen Körper. Alles hatte sich zu einem einheitlichen Bild zusammengefügt. Baron von Köpperlingk hatte die kühnsten Träume von Maass in Erfüllung gehen lassen, indem er ihm eine hübsche Gymnasiastin zuführte. »Woher hat Köpperlingk seine Phantasien gekannt?«, schrieb Anwaldt auf einen Zettel. (*Offensichtlich. Maass macht nie einen Hehl aus seinen Vorlieben. Erst gestern im Park hat er das lautstark unter Beweis gestellt.*) »Wozu?« Die Feder kratzte erneut über das Papier. (*Um Maass in der Hand zu haben und um indirekt meine Fahndung zu kontrollieren.*)

»Warum?«, kritzelte er als Nächstes auf das Papier. Anwaldt rief sich einige Zeilen aus Mocks Brief wieder ins Gedächtnis.

»... Zwar hat der verstorbene SA-Hauptsturmführer Walter Piontek mit großem Eifer die von Baron Wilhelm

von Köpperlingk gelegte Fährte verfolgt (nebenbei bemerkt: Letzterer hat viele Freunde bei der Gestapo), ... Wenn nämlich jemand den wahren Mörder fände, würde die ganze groß angelegte Propagandaaktion in der englischen und französischen Presse der Lächerlichkeit preisgegeben. Ich möchte Sie vor diesen Menschen warnen – sie sind für ihre Rücksichtslosigkeit bekannt und könnten Sie jederzeit dazu zwingen, die begonnene Fahndung aufzugeben.«

Anwaldt fühlte eine Welle des Stolzes. Er hielt die Maske vor sein Gesicht. »Wenn die Gestapo den wirklichen Zweck meiner Ermittlungen erfährt, wird sie diese sicher einstellen lassen – aus Furcht vor dem Gelächter in Frankreich und England«, murmelte er und trat vor den kleinen Spiegel. »Es scheint mir jedoch, dass die Gestapo aus ganz anderen Gründen daran interessiert ist, dass ich meine Ermittlungen abbreche.« Die Maske verdeckte einen gut Teil seines Gesichts. Er zog eine Grimasse.

»Vielleicht treffe ich sie alle auf dem Ball des Barons«, sagte er halblaut. »Also auf zum Ball, Herr Assistent!«

Breslau, 9. Juli 1934.

Halb acht Uhr abends

Es kostete Anwaldt keine Mühe, den Wächter des Hauses an der Uferzeile 9 mit einem Fünfmarschein davon zu überzeugen, dass er einige Skizzen des zoologischen Gartens im Abendlicht anfertigen wolle. Mit dem Schlüssel, den der Mann ihm zugesteckt hatte, gelangte er auf den

Dachboden und von dort über eine wackelige Leiter auf ein Dach, das zum Glück nicht besonders steil war. Ein weiterer Giebel befand sich etwa drei Meter über ihm. Aus seinem Rucksack nahm er ein dickes Seil, an dessen Ende ein dreifacher Stahlhaken befestigt war. Mehrmals versuchte er, den Haken so emporzuschleudern, dass er sich dort oben verfing und einen sicheren Halt bot. Das allein dauerte fast zehn Minuten. Und es bereitete Anwaldt Mühe, auf das benachbarte Dach zu klettern. Als er endlich dort angekommen war, zog er seine schmutzige Drillichhose und den langen Malerkittel aus, und unter seiner Verkleidung kamen Smoking und Lackschuhe zum Vorschein. Er vergewisserte sich, dass er seine Zigaretten eingesteckt hatte, und blickte sich um. Schnell fand er, wonach er gesucht hatte: Unter einem dreieckigen Giebel befand sich ein leicht angerostetes winziges Lüftungsfenster. In dessen Rahmen hängte er den Haken seines Seils und ließ sich vorsichtig einige Meter hinunter. Bald darauf berührte er mit seinen Füßen das steinerne Geländer eines Balkons. Dort verharrte er erschöpft, er atmete schwer und war schweißüberströmt. Als er sich ein wenig erholt hatte, wagte er einen Blick durch die hell erleuchteten Fenster. Zwei verschiedene Zimmer führten auf den Balkon, und nach einem Moment erlosch in einem davon das Licht. Anwaldt spähte angestrengt in das noch erleuchtete Fenster. Auf dem Fußboden wälzten sich zwei Paare. Eine halbe Minute verging, bevor Anwaldt deren komplizierte Verschlingungen begriff. Auf dem Sofa gegenüber lümmelte ein nackter, maskierter Mann, und links und rechts von ihm kniete je ein Mädchen in Schul-

uniform. Anwaldt schlich zum zweiten Fenster hinüber, aus dem unheimliche Geräusche zu ihm drangen. Es war das Schwirren einer Peitsche: Undeutlich erkannte er zwei Mädchen in langen Stiefeln und schwarzen Uniformen, die einen mageren jungen Mann geißelten, der mit Handschellen an den Kachelofen gekettet war. Der Mann schrie jedes Mal laut auf, wenn die eisernen Enden der Peitschenschnüre auf seinen Leib trafen, der sicherlich bereits mit bläulichen Striemen übersät war.

Beide Fenster, denen Duftschwaden von Räucherwerk entströmten, waren weit geöffnet. Im Inneren konnte man die mehr oder weniger überzeugenden Lustschreie mehrerer Frauen hören. Anwaldt trat durch die Balkontür in das erste Zimmer. Wie er richtig angenommen hatte, nahm niemand Notiz von ihm. Mit umso größerer Aufmerksamkeit beobachtete er das Geschehen um ihn herum. Ohne Mühe konnte er das fliehende Kinn von Maass und den Pigmentfleck auf der Hand einer der »Gymnasiastinnen« ausmachen. Er verließ das Zimmer und schloss sachte die Tür hinter sich. In die Wände des langen Korridors waren einige Nischen eingelassen, in denen schlanke Marmorstelen standen. Er folgte seinem Instinkt, streifte Smoking und Hemd ab und hängte beides über eine der kleinen Säulen. Von unten drangen die sanften Klänge eines Streicherensembles zu ihm – er erkannte Haydns Kaiserquartett.

Anwaldt ging die Treppe hinunter, wo drei Doppeltüren weit offen standen. Man hatte die gläsernen Trennwände auseinander geschoben und so aus drei großen Zimmern einen Saal von etwa dreißig Metern Länge ge-

schaffen. Auf der ganzen Fläche verteilten sich kleine hölzerne Tische, auf denen sich Obstschalen, langstielige Gläser und Eiskübel mit Flaschen befanden. Zwischen den Tischchen zählte er wohl zwanzig kleine Sofas und Chaiselongues, auf denen sich nackte Körper wie in Zeitlupe bewegten. Der Baron dirigierte das Quartett mit einem ganz besonderen Taktstock: ein menschlicher Schienbeinknochen. Sein Diener mit den sanften Augen war damit beschäftigt, großzügig Wein in die hohen Gläser nachzuschicken. Er trug lediglich einen indianischen Lendenschurz, der nur knapp seine Genitalien bedeckte, unterbrach dann seine Tätigkeit kurz, um sich mit großer Anmut zwischen den Gästen hindurchzuschlängeln und Rosenblätter über ihnen auszustreuen. Seine Aufgabe war es offenbar, dafür zu sorgen, dass jeder Gast zufrieden war. Deshalb wunderte er sich auch sichtlich, als er den dunkelhaarigen Herrn bemerkte, der schon seit einer ganzen Weile in der Tür stand und sich dann ein wenig hastig auf einer Chaiselongue niederließ, von der sich gerade ein Frauenpärchen auf den Boden hinuntergewälzt hatte. Der Bedienstete tänzelte auf Anwaldt zu und fragte mit seiner melodischen Stimme: »Hat der gnädige Herr vielleicht einen Wunsch?«

»Ja. Ich war kurz auf der Toilette, und nun ist meine Partnerin verschwunden!«

Der Diener runzelte die Stirn, dann flötete er:

»Kein Problem. Sie bekommen gleich eine neue.«

Vom Tierpark her drang ein strenger Geruch nach Dung zum Fenster herein, und von Zeit zu Zeit konnte man den Schrei eines der Tiere vernehmen, die von der

langen Hitze überreizt waren. Aus der Oder dampfte dichte Feuchtigkeit in die Luft.

Der Baron hatte den Knochen mittlerweile weggeworfen und mit einer Stripteasenummer begonnen. Die Musiker steigerten die Spannung, mit immer wilderer Leidenschaft ließen sie die Bögen auf den Saiten tanzen. Als der Baron vollkommen nackt war, heftete er sich einen langen roten Bart an und setzte sich, wie König Nebukadnezar eine hoch aufragende Mütze auf den Kopf. Einige Teilnehmer der Orgie waren bereits am Ende ihrer Kräfte und glitten schweißüberströmt zu Boden. Andere Paare und Gruppen versuchten weiterhin – vergeblich –, mit den raffiniertesten Liebestechniken die Blicke der anderen auf sich zu ziehen. Anwaldt sah über all die Körper hinweg, sein Blick traf den Nebukadnezars, der sich gerade ein schweres goldenes Gewand überwarf. (*Ich sitze wahrscheinlich da wie eine Kakerlake auf einem weißen Tischtuch – als Einziger habe ich noch eine Hose an.*) Nebukadnezar starrte ihn unverwandt an, während die Streichinstrumente immer schrillere Klänge von sich gaben, Frauen in geheuchelter Wollust seufzten und ekstatisch stöhnten.

Anwaldt wurde es unter dem aufmerksamen Blick des Barons ungemütlich. Er beschloss, dem Drängen der beiden Lesbierinnen nachzugeben, die ihn schon seit einiger Zeit zu sich herwinkten. Plötzlich jedoch tauchte Köpferlings Diener wieder auf und zog eine beschwipste Platinblonde mit Samtmaske hinter sich her. Nebukadnezar schien das Interesse an seinem Gast verloren zu haben. Die junge Frau hockte sich neben Anwaldts Sofa, und er

schloss die Augen. Doch seine Vorfreude erstarb jäh, denn statt der erwarteten Berührung zarter Frauenlippen fühlte er die groben, harten Hände eines Mannes, die ihn brutal auf das Sofa niederdrückten. Ein dunkelhäutiger Riese mit Hakennase hatte Anwaldts Bizeps gepackt und presste ihn in die Polster. Neben ihm stand ein Diener des Barons und hielt Anwaldts Smoking und einen Stapel der schwarzen Einladungskärtchen in der Hand. Als der Riese seinen Mund öffnete, entströmte ihm eine Wolke üblen Tabakgestanks.

»Wie bist du hier reingekommen? Zeig deine Einladung!« Es schien Anwaldt, als hätte er einen derartigen Akzent schon einmal gehört, richtig, bei einem Verhör eines türkischen Restaurateurs in Berlin, der in eine Geschichte verwickelt war, bei der es um Opiumschmuggel ging. Aber weniger der feste Griff des Mannes ließ ihn für einen Moment erstarren, sondern der Anblick einer merkwürdigen Tätowierung auf dessen Hand. Durch den eisernen Druck, den er auf Anwaldts Oberkörper ausübte, trat zwischen Zeigefinger und Daumen ein zuckender runder Muskel hervor. Dieses Zucken ließ den sorgfältig tätowierten Skorpion beinahe lebendig erscheinen. Um sein Opfer endgültig bewegungsunfähig zu machen, hob der Mann ein Bein und wollte sich rittlings auf den Polizisten setzen. Doch Anwaldt hatte seinerseits rasch ausgeholt und stieß dem Riesen mit aller Kraft das Knie in seine empfindlichste Stelle. Mit einem Aufschrei riss der Mann seine Hände von Anwaldts Schultern, dieser erlangte teilweise seine Bewegungsfreiheit wieder, richtete sich ruckartig auf und traf sein Opfer mit der Stirn im

Gesicht. Er fühlte etwas Feuchtes in seinen Augenbrauen, der Tätowierte verlor das Gleichgewicht und kippte vom Sofa. Anwaldt stürzte sofort zum Ausgang. Keinen der Anwesenden schien die kurze Rauferei zu interessieren, das Quartett fiedelte ein rasendes Rondo, die Gäste schienen in einen trunkenen Taumel gefallen zu sein.

Das einzige Hindernis, das Anwaldt zu überwinden hatte, war der Diener, der sich aus dem Saal geschlichen hatte und gerade dabei war, die Eingangstür abzuschließen. Anwaldt versetzte ihm einen kräftigen Tritt ins Kreuz und gleich darauf einen zweiten in die Rippen. Der andere hatte jedoch im letzten Moment die Tür verschließen und den Schlüssel durch den Briefschlitz schieben können. Man hörte das Klirren auf dem Marmor der Außentreppe. Ein dritter Tritt, diesmal gegen seinen Kopf, gab ihm den Rest. Er sank bewusstlos zu Boden. Da Anwaldt nun durch die Tür nicht mehr hinaus kam, hastete er die Treppe hinauf in den ersten Stock. Dicht hinter sich hörte er das schwere Keuchen seines fremdländischen Verfolgers. Ein Schuss zerriss plötzlich die Luft, und Anwaldt fühlte einen brennenden Schmerz am Ohr und gleich darauf warmes Blut, das seinen Hals hinunterrann. (*Verflucht, ich habe wieder meine Pistole nicht bei mir!*) Er duckte sich im Lauf und riss eine der schweren Messingstangen heraus, die den purpurfarbenen Läufer auf der Treppe hielten. Aus dem Augenwinkel bemerkte er, dass sein Verfolger erneut auf ihn zielte. Der Knall ertönte jedoch erst, als sich Anwaldt schon im ersten Stock befand. Die Kugel streifte splitternd eine der Marmorsäulen und prallte in der Wandnische ab. Anwaldt stürzte

auf eine Tür zu und war mit einem Satz im Haupttreppenhaus. Sein Verfolger war ihm dicht auf den Fersen. Die nächsten Schüsse bohrten sich krachend in die Keramikfliesen der Wände. Anwaldt rannte blindlings weiter. Ein Stockwerk tiefer, vor dem Haupteingang zur Wohnung, stand ein verspäteter Gast. Hinter der schwarzen Maske standen seine steifen rötlichen Haare hervor. Durch die Schüsse alarmiert, hatte auch er seinen Revolver gezogen. Als er Anwaldts ansichtig wurde, rief er: »Stehen bleiben, oder ich schieße!«, doch Anwaldt hatte sich schon geduckt, ausgeholt und ihm die Teppichstange mit aller Kraft entgegengeschleudert. Sie traf den Rothaarigen an der Stirn, er stürzte zu Boden und gab noch zwei Schüsse in die Luft ab. Von der Decke rieselte Staub und zerbröckelter Putz. Anwaldt schnappte sich die Stange, schwang sich über das Geländer und landete auf dem nächsttieferen Treppenabsatz. Das ganze Haus hallte von Schüssen wider. Anwaldt lief, stolperte, fiel hin, rappelte sich wieder auf, bis er endlich den letzten Treppenabsatz erreicht hatte. Erschrocken prallte er zurück, als er sah, wie ihm vier Männer entgegenkamen, die mit riesigen Schneeschaufeln bewaffnet waren. Anwaldt vermutete, der Hauswart mit drei Kollegen habe sich der Jagd auf ihn angeschlossen, er machte auf der Stelle kehrt und öffnete das Fenster zum Hof. Ohne zu zögern, sprang er hinaus und landete direkt auf einem hier abgestellten Droschkenwagen. Splitter des Holzes bohrten sich in seine Haut, ein durchdringender Schmerz durchzuckte sein Fußgelenk. Humpelnd lief er über den engen Hof. Plötzlich ergoss sich aus allen Fenstern Licht – er wurde ange-

strahlt wie auf einer Bühne. Das Knallen der Schüsse erschütterte den leeren Schacht des Hofes. Anwaldt drückte sich an den Wänden entlang und versuchte durch eine Hintertür in eines der Häuser zu gelangen, zwischen denen er gefangen war. Aber alle waren verriegelt, und seine Verfolger kamen immer näher. Einige Stufen führten zum Keller eines der Häuser, Anwaldt stolperte hinunter und betete – wenn auch diese Kellertür verschlossen wäre, würden ihn seine Verfolger in dem Betonviereck des Hofes leicht in eine Ecke drängen. Aber sie gab nach. Anwaldt schlüpfte hinein und konnte sie im selben Moment verriegeln, in dem der erste Verfolger an der Klinke rüttelte.

Der Gestank von faulenden Kartoffeln, fermentierendem Wein und Rattenmist war der lieblichste Duft, den Anwaldt sich vorstellen konnte. Er ließ sich zu Boden sinken, wobei er sich den Rücken an der unverputzten Ziegelwand aufschürfte. Dann befühlte er sein Ohr. Ein heftiger Schauer ergriff ihn, dickflüssiges Blut tropfte erneut seinen Hals hinab. Das verletzte Fußgelenk pulsierte schmerzhaft. An seiner Stirn, gleich unter dem Haaransatz, wo die Zähne seines Angreifers ihre Spuren hinterlassen hatten, konnte er einen gallertartigen Klumpen ertasten, der langsam fest wurde. Ihm war klar, dass die Meute nur wenige Minuten benötigen würde, um in den Wohnblock einzudringen, daher musste er sich beeilen, aus dem Kellerlabyrinth zu entkommen.

Es war stockfinster, und so tastete er sich blind vorwärts. Er scheuchte unzählige Ratten auf, über sein Gesicht legten sich ganze Schleier von Spinnweben. Anwaldt

hatte sein Zeitgefühl verloren, eine bleierne Müdigkeit hatte ihn erfaßt. Erst als er einen schwachen Lichtschimmer in der Ferne ausmachte, konnte er seine letzten Kräfte aufbringen. Es war der Schein einer Straßenlaterne, der durch ein völlig verstaubtes Fenster drang, das Anwaldt nur mit Mühe erreichte. Die kleine Luke ließ sich öffnen, und nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, sich nach draußen zu zwingen, wobei er sich die Haut an den Rippen aufschrammte. Dann versuchte er sich zu orientieren. Eine dichte Hecke trennte ihn von Bürgersteig und Straße, dahinter konnte er dann und wann die Schritte einiger Passanten hören. Er legte sich auf den schmalen Rasenstreifen und atmete schwer. Am liebsten wäre er gleich hier liegen geblieben, um ein paar Stunden abzuwarten. Doch dann erspähte er ein ideales Versteck. Das Balkongeländer der Parterrewohnung war mit wildem Wein überwuchert, dessen Ranken bis zur Erde herabhingen. Hinter diesen Vorhang aus Blättern zog sich Anwaldt mit letzter Kraft, bevor er fühlte, wie er das Bewusstsein verlor.

Die Feuchtigkeit der Erde und die Stille ringsum ließen ihn wieder zu sich kommen. Anwaldt stand ächzend auf und schlich sich verstohlen im Schatten der Bäume entlang der Oderpromenade zu seinem Wagen, den er vor der Technischen Hochschule geparkt hatte. Er konnte kaum fahren. Der ganze Körper schmerzte, und sein Gesicht war blutüberströmt. Als er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, musste er sich am Geländer festklammern, um nicht zu stürzen. Er verzichtete darauf, in der Küche Licht zu machen, er wollte heute auf keinen

Fall auch nur einer einzigen Kakerlake begegnen. Nachdem er ein Glas Wasser hinuntergestürzt hatte, riss er sich die ruinierten Smokinghosen vom Leib, öffnete das Fenster und ließ sich schwer auf sein zerwühltes Bettzeug fallen.

Breslau, 10. Juli 1934.

Neun Uhr morgens

Als Anwaldt aufwachte, konnte er kaum seinen Kopf vom Kissen heben, da sich das geronnene Blut fest mit dem Bezug verbunden hatte. Es kostete ihn große Anstrengung, sich aufzusetzen. Von seinem Kopf standen verklebte Haarbüschel ab, der ganze Oberkörper war mit Hautabschürfungen und Blutergüssen übersät, das Fußgelenk schmerzte und der geschwollene Knöchel hatte inzwischen eine violette Farbe angenommen. Auf einem Bein hüpfte er zum Telefon und wählte Baron von der Maltens Nummer.

Es dauerte nur eine Viertelstunde, bis Doktor Lanzmann, der Hausarzt des Barons, bei Anwaldt war. Und nach weiteren fünfzehn Minuten befanden sich beide in der Residenz der von der Maltens. Vier Stunden später, ausgeschlafen, mit einem Verband um den Kopf und Jodflecken am ganzen Körper, den verstauchten Fuß mit einigen Bambusstangen provisorisch geschient, schilderte Anwaldt seinem Auftraggeber den Hergang des Festes vom Vortag. Dazu rauchte er eine exquisite, lange »Ah-nuri Shu«. Als sich der Baron nach dem Bericht in sein

Arbeitszimmer zurückzog, telefonierte Anwaldt mit dem Polizeipräsidium und bat Kurt Smolorz, ihm bis sechs Uhr abends alle Unterlagen über Baron von Köpperlingk zusammenzustellen. Der Nächste, den er anrief, war Professor Andraea. Er verabredete sich mit ihm zu einer Unterredung.

Von der Maltens Chauffeur half Anwaldt die Treppe hinunter ins Auto. Auf ihrem Weg durch die Stadt erkundigte sich Anwaldt interessiert nach fast jedem Gebäude und jeder Straße, durch die sie fuhren, und der Chauffeur antwortete geduldig:

»letz sind wir in der Hohenzollernstraße ... links sehen Sie den Wasserturm ... rechts die St.-Johannes-Kirche ... Ja, die finde ich auch sehr schön. Sie ist erst vor kurzem gebaut worden ... Hier ist das Rondell. Der Reichspräsidentenplatz. Wir sind immer noch auf der Hohenzollernstraße ... So, und jetzt biegen wir in die Gabitzstraße ein. Kennen Sie die Gegend schon ein wenig? Nur noch unter dem Viadukt hindurch, dann sind wir schon in der Zietenstraße ...«

Es war eine angenehme Fahrt in dem kühlen Auto. Wie schön Breslau war! Leider hatte Anwaldts Adler seit dem Morgen in der prallen Sonne gestanden, und es herrschte darin eine wahre Glut. Sobald er sich hinter das Steuer gesetzt hatte, brach ihm der Schweiß aus und durchnässte Hemd und Jackett. Er ließ das Fenster herunter, warf seinen Hut auf den Rücksitz und fuhr mit quietschenden Reifen an, in der vergeblichen Hoffnung, dass der Fahrtwind ein wenig Kühlung brächte. Stattdessen füllten sich seine Lungen mit trockenem Staub. Und

als er sich eine Zigarette anzündete, trocknete sein Mund vollends aus.

Er folgte den Anweisungen des Fahrers von Baron von der Malten und erreichte ohne Schwierigkeiten das Gebäude des Orientalistikinstituts an der Schmiedebrücke 35, wo Professor Andreae schon auf ihn wartete. Der Professor hörte aufmerksam zu, als Anwaldt den Akzent seines gestrigen Angreifers beschrieb. Auch wenn dessen Äußerung, die der Polizist einige Male wiederholte, (*Wie bist du hier reingekommen? Zeig deine Einladung!*) recht kurz gewesen war, hatte der Professor keine Zweifel. Der Ausländer auf dem Ball des Barons war offenbar ein Türke. Anwaldt freute sich über seine sprachliche Intuition, verabschiedete sich und fuhr ins Polizeipräsidium. Am Eingang traf er auf Forstner. Sein Blick blieb am zerschmetterten Brauenbogen des Kollegen hängen, und dieser starrte unverhohlen die bandagierte Stirn Anwaldts an. Sie grüßten einander mit gespielter Gleichgültigkeit.

»Ich sehe, Sie haben den gestrigen Abend nicht bei der Versammlung der Heilsarmee am Blücherplatz verbracht!« Smolorz lachte beim Anblick Anwaldts.

»Ach, das ist nichts weiter, ich hatte einen kleinen Unfall.« Anwaldt warf einen Blick auf den Schreibtisch. Dort lag von Köpperlingks Akte. Sie war nicht besonders dick.

»Die Akte aus dem Gestapo-Archiv ist sicher umfangreicher. Aber da muss man Beziehungen haben, um dranzukommen ...« Smolorz wischte sich mit seinem karierten Taschentuch über die schweißbedeckte Stirn.

»Danke, Smolorz! Ach ...« Anwaldt rieb sich nervös

die Nase. »Dürfte ich Sie noch um etwas bitten? Ich bräuchte bis morgen eine Liste aller Türken, die in den letzten anderthalb Jahren in Breslau gelebt haben. Gibt es hier ein türkisches Konsulat?«

»Ja, in der Neudorffstraße.«

»Dort wird man Ihnen gewiss helfen. Ich danke Ihnen einstweilen, Sie können gehen.«

Anwaldt blieb allein in seinem Arbeitszimmer zurück und legte die Stirn auf die kühle Tischplatte: Er fühlte, dass sich seine Stimmung dem Tiefpunkt näherte und dass es eine Krise zu überwinden galt. Es wurde ihm bewusst, dass er anders als die anderen auf das unbarmherzige Klima reagierte: Die bis zum Wahnsinn aufgeheizte Welt da draußen rief bei ihm Aktivität und Einsatzbereitschaft hervor – das kühle Arbeitszimmer hingegen Resignation. *(Die anderen, das sind Mikrokosmen, die sich in Übereinstimmung mit der Bewegung des ganzen Universums befinden – nicht so wie ich. Hat man mir das nicht schon seit meiner Kindheit eingebläut? Ich bin mein eigenes einsames Universum, dessen Schwerkraft alles zu bleiernen, dichten Klumpen zusammenballt.)*

Mit einem Ruck stand er auf, zog sein Hemd aus und trat ans Waschbecken. Der Schmerz nahm ihm fast den Atem, als er sich vorsichtig Nacken und Oberkörper wusch. Anwaldt ließ das Wasser in kleinen Bächen über seinen verletzten Brustkorb rinnen, Gesicht und Hände trocknete er an seinem Unterhemd ab. *(Raff dich auf! Handele endlich!)* Er nahm den Hörer ab und trug dem Laufburschen auf, Zigaretten und Limonade zu besorgen. Dann schloss er die Augen und versuchte das Chaos der

Bilder in seinem Kopf zu ordnen. Langsam gelang es ihm, und bald konnte er verschiedene nebeneinander stellen: »Die Skorpione im Bauch der Baroness Marietta von der Malten. Der Skorpion auf der Hand des Türken. Der Türke hat Marietta umgebracht.« Dieser Schluss freute Anwaldt besonders, weil er auf der Hand lag und gleichzeitig das Spektrum all der Aktivitäten, die ihn nicht zu seinem Ziel führten, einschränkte. *(Der Türke hat die Baroness ermordet, der Türke ist einer der Wächter im Hause des Barons Köpplerlingk, der Baron wird von der Gestapo gedeckt, ergo hat der Türke etwas mit der Gestapo zu tun, ergo ist die Gestapo auf irgendeine Art in den Mord verwickelt. Und der Gestapo gegenüber bin ich schwach und ohnmächtig wie ein Kind.)*

Es klopfte an der Tür. Dann mit Nachdruck ein zweites Mal. Der Laufbursche brachte ein paar Limonadeflaschen und zwei Päckchen starker Zigaretten – »Bergmann Privat«. Anwaldt rauchte und fühlte für einen kurzen Moment einen angenehmen Schwindel. Er trank eine ganze Flasche Limonade, schloss die Augen und ließ aus seinen Gedanken wieder Sätze werden. *(Lea Friedländer weiß, wer ihren Vater verleumdet und zum Sündenbock gemacht hat. Es könnte jemand von der Gestapo sein. Wenn sie nicht wagt, es mir zu sagen, werde ich sie zwingen müssen. Ich werde ihr das Rauschgift entziehen, ihr mit der Injektionsnadel winken, dann wird sie alles tun, was ich von ihr verlange!)* Er schüttelte das erotische Bild ab, das sich in seine Gedanken eingeschlichen hatte, stand auf *(Reiß dich zusammen!)* und ging im Zimmer auf und ab. In lauten Gedanken ließ er seinen Zweifeln freien Lauf:

»Wo könnte ich sie am besten zum Sprechen zwingen? In einer Zelle. Nur in welcher Zelle? Hier, im Polizeipräsidium. Wozu habe ich Smolorz? Na, wunderbar – wir sperren unser hübsches Püppchen in eine Zelle, und eine Stunde später wissen es alle Gefängnisaufseher und Polizisten. Und unter Garantie weiß es die Gestapo.«

Wenn Anwaldts Unwillen übergroß wurde, lenkte er seine Gedanken gewöhnlich schnell in eine ganz andere Richtung. So auch jetzt: Er begann die Akte des Barons zu studieren und fand ein paar Fotos, die eine Orgie zwischen Büschen und Bäumen zeigten, und eine Liste ihm unbekannter Namen – die Teilnehmer an diesem Vergnügen. Kein einziger klang türkisch. Über den Gastgeber gab es sehr wenige Angaben. Ein recht alltäglicher Lebenslauf, der auf eine gründliche Ausbildung des preußischen Aristokraten schließen ließ, sowie einige dienstliche Notizen über die Treffen des Barons mit SA-Hauptsturmführer Walter Piontek.

Anwaldt knöpfte sein Hemd zu und band sich die Krawatte. Gemächlich trottete er hinunter ins Polizeiarchiv, unterwegs holte er den in Breslau gültigen Dienstausweis ab. (*Raff dich auf!*) Im Keller des Polizeipräsidioms erwartete ihn jedoch eine herbe Enttäuschung: Auf Befehl des Dienst habenden stellvertretenden Direktors Doktor Engel war Pionteks Akte dem Archiv der Gestapo übergeben worden.

Anwaldt bewältigte den Weg zurück in sein Zimmer nur mit allergrößter Anstrengung. Sein angeschwollener Fuß schmerzte höllisch, und sämtliche Wunden und Schürfungen brannten wie Feuer. Er setzte sich wieder an

seinen Schreibtisch und fragte Mock, der sich gewiss gerade am Strand von Soppot vergnügte, mit krächzender Stimme:

»Wann kommst du zurück, Eberhard? Wenn du jetzt hier wärest, könntest du aus der Gestapo die Akten von Piontek und von Köpperlingk herauskitzeln ... Du würdest ein geeignetes Versteck finden, um Lea eine kleine Entzugstherapie zu verpassen ... und bestimmt könntest du auch ein wenig an der Schlinge um den Hals dieses übergeschnappten Barons zupfen ... wann kommst du endlich zurück?«

Die Sehnsucht nach Mock wurde abgelöst von der Sehnsucht nach dem Geld des Barons, nach einer tropischen Insel, nach Sklavinnen mit seidiger Haut ... *(Einen schönen Turm hast du aus deinen Klötzen gebaut, Herbert! Raff dich auf, zwing Lea zum Sprechen, bist du nicht allein dazu im Stande? Einen schönen Turm hast du gebaut, Herbert!)*

VI

Breslau, Dienstag, 10. Juli 1934.

Sieben Uhr abends

Die Hansastrasse führte auf eine Hauptstraße hinaus, hier fand Anwaldt ein kleines Restaurant. Es war eine berufsbedingte Gewohnheit, sich den Namen des Eigentümers und dessen genaue Adresse zu notieren: Paul Seidel, Tiergartenstraße 33. Er aß dort drei heiße Würstchen mit Erbspüree und trank zwei Flaschen Deinert-Mineralwasser.

Ein wenig müde und schwerfällig vom Essen, stand er kurz darauf vor dem Fotostudio »Fatamorgana«. Wie beim letzten Mal musste er recht heftig und ausdauernd gegen die Tür hämmern, bis der alte Hausmeister aus dem Tor auf das Trottoir geschlurft kam. (*Wahrscheinlich hat sie sich wieder eine Dosis Morphinum gespritzt. Aber das wird das letzte Mal sein!*)

»Ich habe nicht gesehen, dass Fräulein Susanne aus dem Haus gegangen ist. Ihr Dienstmädchen ist vor einer Stunde gegangen ...«, brummte der Alte, während er Anwaldts Dienstausweis überprüfte.

Anwaldt zog das Jackett aus und ließ resigniert den Strömen von Schweiß ihren Lauf. Er versuchte nicht erst,

sie zu trocknen und setzte sich auf eine steinerne Bank im Hof neben einen schlummernden Pensionisten mit durchlöcherter Hut. Plötzlich fiel sein Blick auf ein Oberlicht von Leas Wohnung, dass nicht ganz geschlossen war. Anwaldt zögerte keinen Moment und kletterte unter großer Anstrengung auf das Fensterbrett – sein Fußgelenk peinigte ihn ebenso wie sein voller Magen. Von hier aus streckte er seinen Arm durch den schmalen Spalt des Fensters und drehte den Messinggriff. Einen Moment lang musste er mit der Gardine und dem Farn kämpfen, der auf dem Fensterbrett wucherte, doch dann hatte er es geschafft. Drinnen fühlte er sich bereits wie zu Hause – er befreite sich von Jackett, Weste und Krawatte, hängte alles über eine Stuhllehne und sah sich nach Lea um. Zunächst dachte er an das Atelier, denn er vermutete, dass sie dort vor sich hin dämmerte. Vorher musste er jedoch noch einen Abstecher ins Bad machen, denn sein Mittagessen machte sich jetzt unangenehm bemerkbar.

Im Badezimmer war Lea Friedländer. Ihre Beine baumelten über der Klosettmuschel, Schenkel und Waden waren mit Fäkalien beschmutzt. Sie war vollständig nackt. Ein dickes Kabel war um ihren Hals gebunden und an einem Abflussrohr gleich unter der Decke befestigt. Die Leiche hing mit dem Rücken zur Wand. Ihre karminrot geschminkten Lippen entblößten die Zähne, zwischen denen eine bläuliche, geschwollene Zunge hervorquoll.

Anwaldt machte einen Schritt zum Bidet, um in einem Schwall den Inhalt seines Magens zu entleeren. Schwankend setzte er sich auf den Wannenrand und versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen. Es dauerte nicht lange

und er war sicher, dass Lea keinen Selbstmord begangen hatte. Im Badezimmer fand sich kein Hocker oder ein anderer Gegenstand, der ihr bei ihrem Vorhaben behilflich hätte sein können, und die Klosettmuschel war für diesen Zweck zu niedrig. Es sei denn, sie hätte das Kabel an dem dicken Rohr unter der Decke befestigt, sich dann mit einer Hand daran festgehalten, um sich selbst die Schlinge um den Hals zu legen. Doch solch ein Kunststück wäre schon einem Akrobaten nicht ganz leicht gefallen, umso weniger wohl einer Morphinistin, über die sich wahrscheinlich heute bereits ein halbes Dutzend Kerle hergemacht hatten. Es sah eher danach aus, als hätte ein sehr kräftiger Mensch Lea erwürgt, das Seil am Rohr befestigt und sie zu guter Letzt hochgehoben, um ihr die Schlinge um den Hals zu legen. Der Unbekannte hatte lediglich vergessen, einen Stuhl oder etwas Ähnliches ins Bad zu stellen, um ihren mysteriösen Selbstmord glaubwürdig erscheinen zu lassen.

Plötzlich hörte er, wie die Gardine des Fensters, durch das er hineingekommen war, gegen die Scheibe schlug. Durchzug. Wahrscheinlich war noch ein anderes Fenster in der Wohnung offen.

Als Anwaldt zur Tür sah, stand dort ein riesiger, dunkelhäutiger Mann. Er holte gerade zu einem kräftigen Schlag aus. Anwaldt sprang zur Seite und trat dabei auf einen seidenen Unterrock neben dem Bidet. Sein rechtes Bein rutschte nach hinten, sodass sein ganzes Gewicht auf dem linken, verstauchten Fuß lastete. Er knickte ein und machte vor dem Türken eine unfreiwillige Verbeugung. Der hatte die Hände zu einer Doppelfaust gefaltet und

versetzte Anwaldt in diesem Moment von unten einen heftigen Schlag gegen das Kinn. Anwaldt kippte hintenüber in die breite Wanne. Bevor er verstanden hatte, was überhaupt geschah, sah er das Gesicht seines Angreifers über sich – und dessen klobige Faust mit dem Totschläger. Der Schlag auf den Solarplexus nahm ihm den Atem. Anwaldt hustete. Röchelte erstickt. Sein Blickfeld verschwamm. Noch ein Stöhnen, und dann wurde es Nacht.

Breslau, 10. Juli 1934.
Acht Uhr abends

Ein Schwall eiskalten Wassers brachte Anwaldt wieder zu sich. Er saß, splinternackt an einen Stuhl gefesselt, in einer fensterlosen Zelle. Zwei Männer in schwarzen SS-Uniformen hatten ihn scharf ins Auge gefasst. Der kleinere verzog sein längliches, intelligentes Gesicht zu einem fratzenhaften Grinsen, und Anwaldt fühlte sich absurderweise an seinen Mathematiklehrer im Gymnasium erinnert, der ähnliche Grimassen geschnitten hatte, wenn einer der Schüler eine Aufgabe nicht lösen konnte. (*Ich möchte Sie vor diesen Menschen warnen – sie sind für ihre Rücksichtslosigkeit bekannt und könnten sie jederzeit zwingen, die begonnene Fahndung aufzugeben. Falls sie – Gott behüte! – je in die Hände der Gestapo geraten sollten, behaupten sie mit aller Hartnäckigkeit, dass sie bei der Abwehr sind und in Breslau ein Netz des polnischen Geheimdienstes aufbauen wollen.*)

Der Gestapo-Mann ging in der engen Zelle auf und ab.

Es herrschte ein derart intensiver Schweißgeruch, dass man die Luft hätte schneiden können.

»Schaut schlecht aus, hm?« Es schien, als wartete er auf eine Antwort.

»Ja ...«, keuchte Anwaldt. Seine Zunge stieß an die scharfe Kante eines abgebrochenen Schneidezahns. »Alles ist schlecht in dieser Stadt.«

Der Mann ging um den Stuhl herum. »Jaaa, Anwaldt. Was willst du dann eigentlich hier ... in diesem Babylon, was hat dich hierher verschlagen?«

Er steckte sich eine Zigarette an und legte dem Gefangenen das brennende Streichholz sorgfältig auf den Scheitel. Anwaldt machte eine so heftige Bewegung, dass er samt Stuhl ins Schwanken geriet. Der Gestank nach verbranntem Haar nahm ihm fast den Atem. Der zweite Scherge, ein schwitzender Dicker, warf Anwaldt einen feuchten Fetzen über den Kopf, der das Feuer erstickte. Doch seine Fürsorge war nicht von Dauer. Mit einer Hand hielt der Dicke Anwaldt die Nase zu, während er ihm mit der anderen den Fetzen in den Mund stopfte.

»Na, Berliner, was hast du hier in Breslau zu suchen?«, fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Es reicht Konrad.«

Als er von dem stinkenden Knebel befreit war, konnte Anwaldt sich lange nicht von seinem Hustenanfall erholen. Geduldig wartete der schlanke Gestapo-Mann auf eine Antwort. Als er keine bekam, schaute er seinen Kumpan an.

»Herr Anwaldt will nicht antworten, Konrad. Man kann ihm ansehen, dass er sich sicher fühlt. Er ist der An-

sicht, dass er unter irgendeinem Schutz steht. Aber wer schützt ihn?« Er streckte die Hände aus. »Vielleicht Kriminaldirektor Eberhard Mock? Aber Mock ist gerade nicht hier. Kannst du Mock irgendwo sehen, Konrad?«

»Nein, Herr Standartenführer.«

Der Schlanke neigte den Kopf und bettelte:

»Ich weiß, ich weiß, Konrad. Deine Methoden sind unvergleichlich. Kein Geheimnis bleibt im Dunkeln, kein Name entschlüpft dem Gedächtnis, wenn du deine Patienten verhörst. Aber dieses Mal, erlaubst du mir, dass ich diesen Patienten behandle? Darf ich?«

»Natürlich, Herr Standartenführer.«

Lächelnd verließ Konrad die Zelle. Der Standartenführer öffnete eine abgewetzte Tasche und nahm eine Literflasche und ein geschlossenes Einmachglas heraus. Den Inhalt der Flasche – irgendeine Lösung – goss er Anwaldt über den Kopf, und dieser spürte einen süßlichen Geschmack auf der Zunge.

»Das ist Honigwasser, siehst du, Anwaldt?« Sein Peiniger griff nach dem Einmachglas. »Und weißt du, was das ist? Neugierig, was? Warte nur, warte nur ein wenig ... gleich sag ich's dir.« Er schüttelte das Glas einige Male. Ein tiefes, wütendes Summen drang aus dem Behälter. Anwaldt sah, wie zwei große Hornissen im Glas aufeinander losgingen und immer wieder an die Wände stießen.

»Ach, diese schrecklichen Ungeheuer ...« Der Gestapomann hatte einen jammernden Ton in der Stimme. Unvermittelt holte er weit aus und schleuderte das Glas mit aller Kraft gegen die Zellenwand, wo es in tausend

Stücke zersprang. Noch bevor die verstörten Hornissen durch die Luft zu schwirren begannen, befand sich der Gefangene allein in der Zelle.

Er hätte nie gedacht, dass diese Insekten mit ihren Flügeln ähnliche Geräusche wie kleine Vögel erzeugten. Sie umkreisten zuerst das Drahtgitter, unter dem die Kellerleuchte angebracht war, doch dann sanken sie langsam immer tiefer. Sie vibrierten merkwürdig in der modrigen Luft. Der Honiggeruch lockte sie bald ganz in die Nähe von Anwaldts Kopf. Der bemühte seine ganze Phantasie, um nur seinen fühllosen Körper in dem Kerker zurückzulassen. Und sie ließ ihn nicht im Stich. *(Er ging über einen Strand, an dem sich sanfte, von einer frischen Brise gekräuselte Wellen brachen. Seine Füße versanken im warmen Sand. Plötzlich erhob sich ein heftiger Wind, der Sand begann weiß zu glühen, die Wellen verwandelten sich in hohe gischtgekrönte Wogen, türmten sich dröhnend auf und brachen über Anwaldt zusammen.)*

Die Vorstellungskraft versagte ihm ihren Dienst. Er fühlte eine leichte Luftbewegung in der Nähe seiner Lippen, die von Honigwasser klebten. Als er die Augen öffnete, sah er eines der gereizten Tiere, das es wohl auf sein Gesicht abgesehen hatte. Anwaldt blies, so fest er konnte – und die Hornisse taumelte gegen die Wand, wo sie vorerst sitzen blieb. Doch inzwischen hatte auch die andere begonnen. Anwaldts Kopf zu umkreisen. Anwaldt wand sich auf dem Stuhl, an den er gefesselt war, und warf den Kopf nach beiden Seiten. Das Insekt landete auf seinem Schlüsselbein und bohrte seinen Stachel in die Haut, bevor Anwaldt das Tier mit seinem Kinn zerquetschen konnte. Ein

höllischer Schmerz durchfuhr ihn. Augenblicklich bildeten sich auf Kinn und Schlüsselbein bläuliche, pulsierende Schwellungen. Der gelbschwarz gestreifte Körper des zerdrückten Insekts krümmte sich auf dem Boden der Zelle. Jetzt löste sich die zweite Hornisse von der Wand und griff an, auch sie fühlte sich offenbar von Anwaldts Lippen angezogen. Er neigte seinen Kopf, und die Hornisse traf genau seinen Augenwinkel. Ein weiterer schmerzhafter Stich, und eine Schwellung begann sich über Anwaldts ganzes linkes Auge auszubreiten. Mit einer heftigen Kopfbewegung wollte er das Tier abschütteln, doch er verlor das Gleichgewicht und stürzte mit dem Stuhl auf den Betonboden. Dunkelheit breitete sich über ihn.

Wieder ließ ihn ein Kübel mit Eiswasser aus seiner Ohnmacht aufschrecken. Der Standartenführer entließ seinen Helfer mit einer Handbewegung. Er packte den Stuhl an der Lehne und brachte Anwaldt wieder in die aufrechte Position.

»Alle Achtung!« Er besah sich scheinbar besorgt das geschwollene Gesicht seines Opfers. »Zwei Hornissen sind auf dich losgegangen, und beide hast du zur Strecke gebracht.«

Anwaldts Gesichtshaut spannte sich schmerzhaft über den harten, kugelförmigen Geschwüren. Beide Hornissen lagen noch zuckend auf dem unebenen Boden.

»Sag mir mal, Anwaldt ... sollen wir's gut sein lassen? Oder willst du, dass ich diese lieben Tierchen noch einmal um Hilfe bitte? Weißt du übrigens, dass ich noch viel größere Angst vor ihnen habe als du? Na? Sollen wir's gut sein lassen?«

Der Gefangene nickte erschöpft, als der Dicke in die Zelle kam und einen Stuhl vor den Offizier stellte. Dieser setzte sich rittlings darauf, stützte seine Ellbogen auf die Lehne und blickte sein Opfer wohlwollend an.

»Für wen arbeitest du?«

»Für die Abwehr.«

»Aufgabe?«

»Ein polnisches Spionagenetz aufbauen.«

»Warum haben sie ausgerechnet dich aus Berlin geholt? Gibt es denn dafür in Breslau keinen Geeigneten?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe den Befehl bekommen.«

Anwaldt hörte eine fremde Stimme aus seiner eigenen Kehle. Jedes Wort wurde begleitet von einem stechenden Schmerz im Rachen und in den verhärteten Muskeln zwischen den Beulen, die sich um die Einstichstellen an Auge und Kiefer gebildet hatten.

»Bitte binden Sie mich los«, flüsterte er.

Der Standartenführer blickte ihn wortlos an. In seinen Augen leuchtete etwas wie Warmherzigkeit auf.

»Also ein polnisches Spionagenetz willst du hier aufziehen. Und was haben Baron von Köpperlingk und Baron von der Malten damit zu tun?«

»Auf Köpperlingks Ball war ein Mann, nach dem ich gesucht habe. Von der Malten hat damit nichts zu tun.«

»Wie heißt dieser Mensch?«

Das freundliche Gesicht des Folterers verwirrte Anwaldt. Er sog die stickige Luft tief ein und flüsterte:

»Ich kann es nicht sagen ...«

Einen Moment lang lachte der Gestapo-Mann lautlos, bevor er mit einem merkwürdigen Monolog begann. Mit

Donnerstimme stellte er Fragen, auf die er selbst in piepsendem Falsett antwortete.

»Wer hat dich auf dem Ball des Barons so zugerichtet? Das war so ein Kraftprotz, Herr Offizier. Hast du Angst vor diesem Kraftprotz? Ja, Herr Offizier. Aber vor Hornissen hast du keine Angst? Doch, Herr Offizier, auch vor denen habe ich Angst. Wie das? Du hast doch zwei davon einfach tot geschlagen? Sogar ohne deine Hände? Ah, ich verstehe, Anwaldt: Zwei sind zu wenig für dich ... aber wir haben noch einen kleinen Vorrat ...«

Der Gestapo-Mann beendete seinen Wechselgesang und drückte bedächtig seine Zigarette auf Anwaldts geschwellenem Schlüsselbein aus.

Ein unmenschlicher Schrei drängte sich aus Anwaldts erstickter Kehle. Er lag auf dem Boden und schluchzte. Eine Minute. Zwei. »Konrad!«, rief der Standartenführer. Ein weiterer Kübel kalten Wassers brachte Anwaldt zum Schweigen. Der Offizier zündete sich eine neue Zigarette an und blies auf die Glut. Anwaldt starrte entsetzt auf das glühende Ende der Zigarette.

»Der Name des Verdächtigen?«

»Paweł Krystek.«

Der Gestapo-Mann stand auf und ging hinaus. Nach fünf Minuten kam er zurück in die Zelle – in Begleitung des Türken, der Anwaldt wohl bekannt war.

»Du hast gelogen, Dummkopf!« Er wandte sich an den Türken: »War so einer beim Baron?« Der Riese blätterte, nachdem er sich eine Brille aufgesetzt hatte, einen kleinen Stapel mit schwarz-silbernen Einladungen durch. Dabei schüttelte er den Kopf.

»Du hast meine Zeit verschwendet und dich über mich lustig gemacht. Du hast mir übel mitgespielt. Du hast mich geärgert.« Der Gestapo-Mann seufzte und zog ein paar Mal die Nase hoch. Zum Türken sagte er: »Kümmern Sie sich jetzt um ihn. Vielleicht haben Sie mehr Glück.«

Der Türke holte zwei Flaschen Honig hervor, mit nur wenig Wasser vermischt, und goss beide gleichzeitig langsam über Anwaldts Kopf, Arme und Bauch. Besonders großzügig bedachte er Unterleib und Genitalien. Anwaldt wollte schreien, aus seiner Kehle drang nur ein Gurgeln, aber der Türke verstand: »Ich werde sprechen!« Er blickte zum Standartenführer hinüber, der ihm das Zeichen gab, weiterzumachen. Der Türke nahm ein Einmachglas und hielt es dem Gefangenen unter die Nase. Etwa ein Dutzend Hornissen rasten derartig wild darin herum, dass sich die dicke Verschlussmembran wie das Fell einer Trommel zu wölben schien.

»Ich werde sprechen!!!«

Der Türke hielt das Glas in seiner ausgestreckten Hand. Über dem Betonboden.

»Ich werde sprechen!!!«

Der Türke ließ das Glas fallen.

»Ich werde sprechen!!!«

Das Glas fiel. Anwaldt verlor die Kontrolle über seine Blase. Das Glas landete auf dem Boden, und er verlor das Bewusstsein. Das Gefäß aber war unversehrt, rollte nur mit einem dumpfen Knirschen über den Beton.

Der Türke trat angewidert einen Schritt von seinem bewusstlosen Opfer zurück. Aber Konrad kam herein,

band Anwaldt vom Stuhl los und packte ihn unter den Achseln, sodass seine Füße durch die Urinlache schleiften. Der Standartenführer bellte:

»Los, die Pisse von ihm abwaschen, und dann ab in den Oswitzer Wald mit ihm!« Er schloss die Tür hinter Konrad und sah den Türken an. »Was ist, warum schauen Sie so verwundert, Erkin?«

»Es ist nur, weil, Sie hatten ihn doch schon so weit, Herr Standartenführer Kraus! Er war kurz davor, alles auszuspucken.«

»Sie sind ein Hitzkopf, Erkin.« Kraus besah sich die Hornissen, die in dem dickwandigen Gefäß aus Jena-Glas herumrasten. »Haben Sie ihn sich angeschaut? Ich kenne diese Sorte. Er hätte angefangen, uns einen solchen Blödsinn aufzutischen, dass wir eine Woche damit beschäftigt wären, das alles nachzuprüfen. So lange kann ich ihn aber unmöglich hier behalten. Noch hat Mock zu viel Einfluss, und auch zur Abwehr hat er gute Kontakte. Außerdem: Anwaldt gehört jetzt mir. Sollte er wieder abreisen, dann werden sich sofort meine Leute in Berlin seiner annehmen. Wenn er jedoch hier bleibt, kann ich ihn jederzeit noch einmal zu einem Gespräch einladen. Im einen wie im anderen Fall genügt es, dass man ihm eine gewöhnliche Biene vor die Nase hält, und schon wird er anfangen zu plaudern. Es ist so, Erkin: Ab heute sind wir beide für diesen Polizisten die Dämonen, die ihn nicht mehr loslassen ...«

Breslau, Mittwoch, 11. Juli 1934.

Drei Uhr morgens

Wie ein feuchter Schleier hatte sich Tau auf die Erde gelegt. Seine glitzernden Perlen hingen an Gräsern, lagen auf den Blättern der Bäume und auf dem nackten Körper eines Mannes. Bei der Berührung mit den entzündeten Knoten unter seiner Haut schien er sofort zu verdampfen. Der Mann erwachte. Zum ersten Mal seit vielen Tagen zitterte er vor Kälte. Er musste alle Kraft zusammennehmen, um aufzustehen, eine Zeit lang irrte er humpelnd zwischen den Bäumen umher, bis er auf einen Kiesweg gelangte. Er näherte sich einem dunklen Gebäude, dessen kantiger Schatten sich scharf vom heller werdenden Himmel abhob. Im selben Moment stach ihm das blendende Scheinwerferlicht eines Wagens vor dem Gebäude schmerzhaft in die Augen. Anwaldts Nacktheit war mit einem Mal aus der Dunkelheit in die Mitte eines Lichtkegels gerückt. Er hörte den Ruf: »Stehen bleiben!«, das unterdrückte Lachen einer Frau und den knirschenden Kies unter den Fußsohlen einiger Männer, die auf ihn zukamen. Er fühlte eine Berührung und dann, wie eine raue Decke über seinen zerschundenen Körper geworfen wurde.

Als er später die Augen öffnete, war er in das sanfte Licht einer Nachttischlampe getaucht. Durch dicke Brillengläser hindurch sahen ihn die klugen Augen von Doktor Abraham Lanzmann an, dem Hausarzt des Barons von der Malten.

»Wo bin ich?« Anwaldt versuchte ein schwaches Lächeln. Es war das erste Mal, dass nicht Alkohol der Grund für seine zeitweilige Amnesie war.

»Sie sind in Ihrer Wohnung.« Doktor Lanzmann war übernächtigt und ernst. »Die Polizeipatrouille, die auf der ›Schwedenschanze‹ im Oswitzer Wald nach dem Rechten sieht, hat Sie hierher gebracht. Dort sind im Sommer immer eine Menge Mädchen unterwegs. Und wo die sind, geschieht immer irgendetwas Unvorhergesehenes. Aber zur Sache: Sie waren so gut wie bewusstlos und haben unablässig die Namen von Mock, dem Baron und Ihren eigenen wiederholt. Die Polizisten wollten ihnen, wie sie glaubten, betrunkenen Kollegen nicht im Stich lassen, und haben Sie nach Hause gebracht. Und von hier haben sie den Baron angerufen. Ich muss Sie jetzt verlassen. Der Herr Baron hat mir aufgetragen, ihnen diesen kleinen Geldbetrag zu überbringen.« Er strich mit den Fingerspitzen über ein Kuvert auf dem Tisch. »Hier haben Sie eine lindernde und abschwellende Salbe für Ihre Verletzungen. Und auf diesen Arzneifläschchen sind genaue Angaben über Dosierung und Art der Anwendung. Ich habe einiges in der Hausapotheke des Barons finden können. Es ist jetzt fünf Uhr früh. Adieu. Ich werde gegen Mittag noch einmal vorbeikommen, dann werden Sie sich ausgeschlafen haben.«

Doktor Lanzmann verließ das Zimmer, und Anwaldt versuchte die Augen zu schließen. Seine Lider waren geschwollen, und an Schlaf war nicht zu denken: Die Wände, die nun die tagsüber gespeicherte Hitze abgaben, machten es unmöglich. Nachdem er sich einige Zeit herumgewälzt

hatte, rollte er sich aus dem Bett auf den schmutzigen Teppich. Auf allen vieren kroch er zum Fensterbrett, zog die schweren Vorhänge zur Seite und öffnete das Fenster. Dann fiel er wieder auf die Knie und kroch mühsam zum Bett zurück. Er legte sich auf die Decke und wischte sich mit seinem Baumwolltaschentuch das Gesicht ab, dabei vermied er sorgsam die Schwellungen, denn dort brachte jede Berührung einen Vulkan von Schmerzen zum Ausbruch. Sobald er die Augen schloss, drangen ganze Schwärme von Hornissen ins Zimmer, und wenn er das Fenster vor ihnen verschloss, erstickten ihn die Mauern mit ihrem heißen Atem, und aus allen Löchern krabbelten Kakerlaken – einige davon sahen aus wie Skorpione.

Breslau, Donnerstag, 12. Juli 1934.

Acht Uhr morgens

Gegen Morgen war es etwas kühler geworden. Anwaldt hatte zwei Stunden geschlafen. Als er aufwachte, saßen vier Männer um sein Bett herum. Baron von der Malten sprach leise mit Doktor Lanzmann. Als er bemerkte, dass der Kranke aufgewacht war, nickte er den beiden Sanitätern zu. Sie packten den fiebrigen Körper Anwaldts unter den Achseln und an den Beinen und trugen ihn in die Küche, wo ein riesiger Waschtrog mit lauwarmem Wasser bereitstand. Einer wusch Anwaldts malträtierten Körper vorsichtig mit einem Schwamm, der andere rasierte ihm seine dunklen Bartstoppeln. Bald lag er wieder in seinem Bett, auf frischem, noch steifem Bettzeug. Er

wandte Doktor Lanzmann seine wunden Körperteile zu, auf die der Arzt verschiedene Salben und Tinkturen auftrug. Solange er die Behandlung nicht beendet hatte, hielt sich der Baron geduldig mit seinen Fragen zurück.

Schließlich begann Anwaldt zu sprechen. Seine Erzählung dauerte etwa eine halbe Stunde. Immer wieder unterbrach er sich, kam ins Stottern, biss die Lippen zusammen. Er hatte die Kontrolle über seine Sprache verloren, sie geriet ins Wanken, und auf einmal brach Anwaldt mitten im Wort ab und schlief ein. Er träumte von schneebedeckten Gipfeln, weiten Eisflächen, frostigen, arktischen Windböen: Ein Wind fegte über ihn hinweg und trocknete seine Haut. Woher kam die Kühle, woher kam der Wind? Er öffnete die Augen und sah in der dunklen Abendsonne einen jungen Burschen sitzen, der ihm mit einer Zeitung Kühlung zufächelte.

»Wer bist du?« Nur mit Mühe konnte Anwaldt den bandagierten Unterkiefer bewegen.

»Helmut Steiner, ich bin der Küchenjunge des Herrn Baron. Ich soll mich um Sie kümmern, bis Doktor Lanzmann Sie morgen wieder untersuchen kommt.«

»Wie spät ist es?«

»Sieben Uhr abends.«

Anwaldt erhob sich und versuchte, ein wenig im Zimmer umherzugehen. Er konnte kaum auftreten. Auf dem Stuhl lag sein sorgfältig gereinigter und gebügelter beige-farbener Anzug. Er zog sich die Hosen an und sah sich nach Zigaretten um. Wütend bemerkte Anwaldt, dass man ihm bei der Gestapo seine Zigarettdose und sein Feuerzeug abgenommen hatte.

»Könntest du mir aus dem Restaurant an der Ecke zwei Krautrouladen und ein Bier holen? Und Zigaretten?« Während der Bursche fort war, wusch er sich ein wenig an der Spüle in der Küche, wobei er Acht gab, nicht in den Spiegel zu schauen. Dann setzte er sich ermüdet an den Tisch. Bald darauf stand das dampfende Essen vor ihm – das junge Kraut schwamm in der fetten Soße der Rouladen. Er schlang alles in wenigen Minuten hinunter. Als er die bauchige Kipke-Bier-Flasche betrachtete – an deren kühlem Hals hatten sich kleine Wassertropfchen gebildet, der weiße Porzellanstöpsel wurde von einer Drahtspange gehalten –, fiel ihm sein Entschluss wieder ein, streng abstinent zu bleiben. Er stieß ein spöttisches Lachen aus und schüttete die halbe Flasche in einem Zug in sich hinein. Darauf zündete er sich eine Zigarette an und rauchte gierig.

»Ich habe dich gebeten, mir eine Krautroulade und ein Bier zu bringen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dabei habe ich deutlich ›Bier‹ gesagt, oder?«

»Ja, genau.«

»Stell dir vor, ich habe das ganz mechanisch gesagt. Und weißt du, wenn man mechanisch redet, dann redet man eigentlich gar nicht selbst. Ein anderer spricht aus einem heraus. Daher war es wohl so, dass nicht ich es war, der dir aufgetragen hat, ein Bier zu holen, sondern jemand anderer. Verstehst du?«

»Also wer denn dann?« Der Bursche war sichtlich verwirrt.

»Gott!« Anwaldt brüllte vor Lachen, als er das Wort

hervorstieß. Er lachte so lange, bis sein Kopf vor Schmerz zu bersten drohte. Ein weiteres Mal griff er nach der Flasche und setzte sie erst wieder ab, als sie leer war. So gut es ging, zog er sich an, am meisten Mühe hatte er damit, sich den Hut auf seinen bandagierten Kopf zu setzen. Auf einem Bein hüpfte er die gewundene Treppe hinunter und stand auf der Straße, die vom Licht der untergehenden Sonne übergossen war.

VII

Soppot, Freitag, 13. Juli 1934.

Halb zwei Uhr nachmittags

Eberhard Mock machte einen Spaziergang auf der Soppoter Mole und verdrängte unwillig immer wieder den Gedanken an das bevorstehende Mittagessen. Er war nicht hungrig, denn er aß zwischen den Mahlzeiten meist ein paar heiße Frankfurter Würstchen, die er mit einigen Krügen Bier hinunterspülte. Für das Mittagessen mußte er zudem seine jetzige Beschäftigung unterbrechen: Er beobachtete die Mädchen, die in der Nähe des Kasinos träge dahinschlenderten, ihre Körper, die sich provozierend unter der geschmeidig fließenden Seide ihrer Röcke oder ihrer Badekleidung wölbten. Mock schüttelte den Kopf und bemühte sich ein weiteres Mal, die Gedanken zu verjagen, die ihn nicht losließen und ihn fortwährend zu der Stadt hindrängten, die dort in der Ferne in der unbewegten Luft der Talmulde zu ersticken drohte. Es zog ihn hin zu den engen, überfüllten Mietshäusern mit ihren dunklen Hinterhöfen, zu den monumentalen Bürgerhäusern in klassischem Sandsteinweiß oder neugotischem Ziegelrot, zu den Inseln, die geduldig die Last der vielen Kirchen trugen und um die sich das schmutzig grüne

Band der Oder schlängelte. Er sehnte sich nach den hinter dichtem Grün versteckten Residenzen und Palais, in denen sich der »Herr des Hauses« und die »Dame des Hauses« gegenseitig betrogen und die unsichtbare Dienerschaft hinter der Holztäfelung die Ohren spitzte. Ein hartnäckiger Gedanke zog Mock zu dieser Stadt, in der jemand traumhaft schönen jungen Frauen Skorpione in die Bauchhöhle setzte und verdrießliche Männer mit nicht ganz astreiner Vergangenheit ihre Ermittlungen anstellten – Ermittlungen, die ja doch mit einem Misserfolg enden mussten. Es war ihm klar, diese Gedanken waren nichts anderes als Gewissensbisse.

Angefüllt mit Bier, Würstchen und Trübsinn, begab sich Mock zum Kurhaus, wo er mit seiner Gattin eines der repräsentativen Prunkappartements gemietet hatte. Im Restaurant traf ihn ein flehentlicher Blick aus den Augen seiner Frau. Sie stand eingekeilt zwischen zwei älteren Damen, die auch nicht den kleinsten Moment von ihr abließen. Mock bemerkte, dass er keine Krawatte trug, und machte auf dem Absatz kehrt, um seine Garderobe im Appartement zu korrigieren. Als er die Hotelhalle durchquerte, fiel ihm ein groß gewachsener, dunkel gekleideter Mann auf, der sich aus seinem Sessel erhob und auf ihn zukam. Mock blieb instinktiv stehen. Der Mann trat an ihn heran, drückte seine Kappe verlegen in den Händen und verbeugte sich höflich.

»Ach, du bist es, Hermann!« Mock blickte dem Chauffeur des Barons von der Malten in das vor Müdigkeit graue Gesicht.

Hermann Wuttke verbeugte sich noch einmal und

überreichte Mock ein Kuvert mit den goldenen Initialen des Barons. Mock las den Brief dreimal durch, steckte ihn sorgfältig wieder in den Umschlag und murmelte:

»Warte hier auf mich.«

Kurz darauf betrat er mit seiner Reisetasche in der Hand das Restaurant. Unter den Unheil verkündenden Blicken der beiden Damen näherte er sich dem Tisch, an dem seine Frau saß. Sie schaute ihn verzweifelt an und biss die Zähne zusammen, um die bittere Enttäuschung, die in ihr aufstieg, hinunterzuschlucken. Es war ihr klar, dass nun der gemeinsame Aufenthalt – ein weiterer missglückter Versuch, ihre Vernunft Ehe zu retten – zu Ende war. Auch ohne die Tasche hätte sie ihm sofort angesehen, dass er in Kürze den Kurort, von dem er seit Jahren geträumt hatte, verlassen würde. Ein Blick in seine Augen genügte. Sie waren verschleiert, melancholisch und grausam – wie immer.

Breslau, Donnerstag, 12. Juli 1934.

Zehn Uhr abends

Nach einem zweistündigen Spaziergang im Stadtzentrum, über den Marktplatz und durch die dunklen Gässchen um den Blücherplatz, wo sich allerlei Gesindel und leichte Mädchen herumtrieben, setzte sich Anwaldt in Orlich's Bierstube in der Gartenstraße unweit der Operette und studierte die Speisekarte. Es gab eine Vielzahl von Kaffeesorten, heiße Schokolade, eine große Auswahl an Likören und natürlich Kipke-Bier, aber auch etwas, auf das An-

waldt jetzt besonders große Lust hatte: Er klappte die Karte zu und bestellte einen Cognac und Deinert-Mineralwasser im Siphon. Dann zündete er sich eine Zigarette an und sah sich um. Jeweils vier der bequemen Stühle standen um die dunklen Tische herum, an der Wand, die mit Ölfarbe gestrichen und deren untere Hälfte mit Holz getäfelt war, hingen bunte Landschaftsbilder aus dem Riesengebirge, hinter grünen Plüschvorhängen verbargen sich diskrete Logen und die Eingänge zu den Nebenzimmern. Aus vernickelten Hähnen strömte Bier in die dickwandigen Krüge. Der ganze Raum war von Gelächter, lauten Gesprächsfetzen und dichtem, aromatischem Tabakrauch erfüllt. Anwaldt lauschte den Gesprächen der anderen Gäste und versuchte, ihre Berufe zu erraten. Leicht zu erkennen waren all die Handwerker, Kleinunternehmer und Besitzer der größeren Betriebe, die ihre Waren in den Geschäften verkauften, die den Werkstätten angeschlossen waren. Es gab jedoch auch eine Menge Agenten, kleine Beamte und einige Studenten in den Couleurs ihrer Burschenschaften. Von Zeit zu Zeit kamen lachende, grell gekleidete Damen vorüber. Aus Gründen, die ihm nicht ersichtlich waren, schienen sie um Anwaldts Tisch einen großen Bogen zu machen. Erst als er einen Blick auf die Marmorplatte vor sich geworfen hatte, wurde ihm die Ursache klar: Auf dem Set, bestickt mit Trebnitzer Blümchen, krabbelte ein schwarzer Skorpion. Mit gekrümmtem Leib kroch er auf dem Tisch herum, dabei hielt er seinen giftigen Stachel steil in die Höhe gerichtet, um sich gegen die Hornisse zur Wehr zu setzen, die eben angreifen wollte.

Anwaldt schloss die Augen und versuchte seine Phantasie im Zaum zu halten. Vorsichtig tastete er nach der vertrauten Form der Bierflasche, die ihm kurz zuvor an den Tisch gebracht worden war. Er öffnete den Verschluss und setzte sie an die Lippen, und das flüssige Gold prickelte angenehm in seiner Kehle. Als er die Augen wieder öffnete, waren die Biester vom Tisch verschwunden. Sogleich überkam ihn die Lust, über seine unsinnigen Ängste laut zu lachen, und als er das Päckchen Salem-Zigaretten mit der Abbildung der großen Wespe darauf sah, grinste er überlegen. Er füllte das dünnwandige Glas, trank es in einem Zug leer und rauchte hastig. Der mit einer kräftigen Dosis Nikotin versetzte Alkohol ging sofort in sein Blut über. Der Siphon gab ein freundliches Blubbern von sich. Anwaldt konzentrierte sich auf das Gespräch am Nachbartisch.

»Machen Sie sich nichts daraus, Herr Schultze, das Leben ist nun mal nicht leicht! Ich kann Ihnen versichern ...«, schwatzte ein Mensch mit einer etwas schief sitzenden Melone drauflos. »Ich sage Ihnen: Niemand kann wissen, wann es einen erwischt ... Tatsache! Nehmen Sie den letzten Unfall: Die Trambahn biegt von der Teichstraße in die Gartenstraße, dort beim Bäcker Hirschlik ... und was soll ich Ihnen sagen: rammt doch in voller Fahrt eine Droschke, die gerade zum Bahnhof unterwegs ist. Das war so ein Hüne von einem Kutscher, der hat überlebt, aber eine Frau mit Kind: tot! ... Dieser Schurke von Trambahnfahrer hat die beiden ins Jenseits befördert! Niemand weiß, wann es einen erwischt, weder Sie noch ich, weder der da noch sonst jemand ... he, du rampo- nierter Geselle, was glotzt du so?«

Der Siphon zischelte irritiert. Anwaldt senkte den Blick. Er hob die Tischdecke ein wenig an und sah, wie sich darunter zwei Hornissen begatteten, ihre Körper klebten dicht aufeinander. Hastig strich er das weiße Tischtuch glatt, und vor seinen Augen verwandelte es sich in einen Bettbezug, der den Bankier Schmetterling notdürftig bedeckte. Die krampfhaft miteinander verflochtenen Gliedmaßen gehörten zur Hälfte der hübschen Gymnasiastin Erna.

Er trank zwei Cognacs hintereinander und wagte einen Blick zur Seite, wobei er es vermied, den betrunkenen Dicken anzusehen, der Herrn Schultze in die Geheimnisse des Weltgeschehens einweihte.

»Was? Beim Bismarckbrunnen? Auf dem Königsplatz, sagst du? Da kommen die alle hin? Und hauptsächlich Dienstmädchen und Kindermädchen?«

»Ja, und ich sage dir, das ist wirklich famos! Du musst nicht groß schöntun oder dich sonst wie aufplustern. Die wollen doch dasselbe von dir, wie du von ihnen ...« Ein magerer Student trank seinen Beaujolais direkt aus der Flasche und kam immer mehr ins Schwärmen. »So ist es. Klare Sache. Du gehst hin zu einer, lächelst ein bisschen nett und nimmst sie mit. Das kostet dich weder Geld noch Ehre. Auf die Soldaten kannst du getrost pfeifen! ... Pardon, kenne ich Sie von irgendwoher?«

»Nein, ich habe gerade nachgedacht ...«, entgegnete Anwaldt. *(Ich würde gerne mit jemandem sprechen. Oder Schach spielen. Ja – Schach! So wie damals im Waisenhaus. Mit Karl, das war ein fanatischer Schachspieler. Wir stellten zwischen unsere Betten immer einen Koffer aus*

Pappe, und darauf ein Schachbrett. Einmal, als wir gerade spielten, ist der besoffene Erzieher in den Schlafsaal gekommen.) Anwaldt konnte das Klappern der Schachfiguren hören, die zu Boden fielen, er spürte wieder die Tritte, die der Erzieher dem Koffer und den beiden Jungen verpasst hatte, die unter das Bett geflüchtet waren.

»Ich sach' Ihnen was, Herr Schultze, ich sach nämlich: gut, dass man diese Professoren an die Luft gesetzt hat. Ich sach, kein Jidd soll unseren Kindern Deutsch beibringen ... die sollen nich ... die sollen nich unsere Kinder besudeln ...«

Das Summen der Gasflämmchen, das ungeduldige Zischeln des Siphons: Trink noch etwas!

»Also, diese polnischen Studenten: Die haben einfach keine Bildung – nicht für fünf Pfennig! Aber Ansprüche! Und was für Manieren! Ist gut, dass man ihnen bei der Gestapo die Flötentöne beibringt. Schließlich sind wir in einer deutschen Stadt, da sollen sie gefälligst deutsch sprechen!«

Anwaldt stolperte zur Toilette. Auf dem Weg stieß er auf zahlreiche Hindernisse: Unebenheiten im Parkett, Tische, die ihm den Durchgang verstellten, Kellner, die durch den dichten Rauch hasteten. Endlich war er am Ziel. Er knöpfte die Hosen auf, stützte sich mit beiden Händen an die Wand und gab schwankend seinem Drang nach. Durch das gleichmäßige Wasserrauschen hindurch hörte er seinen dumpfen Herzschlag. Diesem Geräusch lauschte er eine Zeit lang angestrengt. Plötzlich vernahm er einen Schrei und sah Lea Friedländers Körper über sich von der Decke baumeln. Wie von Sinnen

stürzte er zurück in den Saal. Er musste unbedingt etwas trinken, um dieses Bild in seinem Kopf zu ertränken.

»Ach, wie ich mich freue, Sie zu sehen, Herr Kriminaldirektor! Nur Sie können mir helfen!«, rief er freudig beim Anblick Mocks, der an seinem Tisch saß und eine dicke Zigarre rauchte.

»Immer mit der Ruhe, Anwaldt, das stimmt ja alles gar nicht! Lea Friedländer lebt ja.« Die kräftige, dunkel behaarte Hand tätschelte seinen Unterarm. »Keine Sorge, wir werden den Fall aufklären!«

Anwaldt blickte auf den Platz, wo Mock gerade noch gesessen hatte. Jetzt saß dort ein Kellner und sah ihn amüsiert an.

»Gut, dass der gnädige Herr aufgewacht ist. Ich wäre mir ja reichlich blöde vorgekommen, einen Kunden vor die Tür setzen zu müssen, der solche Trinkgelder gibt. Soll ich dem gnädigen Herrn eine Droschke oder ein Taxi bestellen?«

Breslau, 14. Juli 1934.

Acht Uhr morgens

Die Morgensonne umspielte das römische Profil von Baron von der Malten und die schwarzen, gewellten Haare Eberhard Mocks. Beide saßen im Garten des Barons und genossen eine Tasse Kaffee.

»Wie war die Fahrt?«

»Danke, gut. Ich war ein wenig nervös – Dein Chauffeur ist sehr schnell gefahren, obwohl er so übermüdet war.«

»Ach, Hermann, das ist ein Mann wie eine Eiche! Hast du Anwaldts Bericht gelesen?«

»Ja. Sehr präzise. Gut, dass du ihn mir gleich geschickt hast.«

»Er hat den ganzen gestrigen Tag damit zugebracht. Er behauptet, dass er nach einer ordentlichen Zecherei immer besonders gut arbeitet.«

»Hat er sich betrunken? Wirklich?«

»Leider. Bei Orlich, neben der Operette. Was gedenkst du jetzt zu tun, Eberhard? Wie sehen deine weiteren Pläne aus?«

»Ich gedenke, mir Maass und von Köpperlingk vorzuknöpfen.« Mock stieß eine dicke Rauchwolke aus. »Die werden mich hoffentlich auf die Spur dieses Türken bringen.«

»Und was hat Maass damit zu tun?«

»Lieber Olivier, es ist doch offenbar so: Von Köpperlingk hat Maass mit den hübschen Gymnasiastinnen von Madame le Goef bestochen. Anwaldt hat Recht: Maass ist zu intelligent, um nicht zu wissen, dass er es mit Freudenmädchen zu tun hat – aber andererseits ist er auch zu eitel, um das einzugestehen. Das ist meiner Meinung nach so ein Typ wie Professor Andreae. Doch mit welcher Absicht hat ihn der Baron bestochen? Das werden wir bald in Erfahrung bringen. Dann werde ich den Baron ein wenig in die Mangel nehmen. Ich bin mir sicher, dass er mir den Türken liefert! Anwaldt wird vorerst nichts mehr unternehmen. Er kennt Breslau nicht gut genug, und außerdem haben ihn die Gestapo-Leute fürchterlich zugerichtet. Jetzt werde ich aktiv werden.«

»Und wie wirst du sie zum Reden bringen?«

»Ich bitte dich ... Lass das meine Sorge sein. Ich habe meine Methoden. Oh, da kommt Anwaldt! Guten Tag! Sie sehen etwas mitgenommen aus. Sind Sie in Salzsäure gefallen?«

»Na ja, es gab da einen kleinen Zwischenfall ...« Anwaldt verbeugte sich vor beiden. Es schien ihm schon besser zu gehen. Mock begrüßte ihn mit einem herzlichen Händedruck und sagte:

»Keine Sorge! Vor der Gestapo sind sie ab jetzt sicher. Dafür habe ich gerade gesorgt.«

Der Baron reichte Anwaldt seine schlaffe Hand. (*Ja, das hat er in der Tat getan. Ich möchte nicht in der Haut von diesem Forstner stecken.*)

»Ich danke Ihnen«, krächzte Anwaldt. Drei Tage nach einem Rausch klangen seine somatischen Symptome stets ab – aber stattdessen stellte sich regelmäßig eine akute Depression ein. So wäre es auch diesmal gewesen, wäre nicht der einzige Mensch wieder aufgetaucht, der ihn davor bewahren konnte: Eberhard Mock. Allein der Anblick dieses stämmigen Mannes in dem tadellos sitzenden hellen Anzug hatte auf Anwaldt eine beruhigende Wirkung. Er blickte Mock voll aufrichtiger Reue an. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er den Eindruck, dass sich jemand um ihn sorgte.

»Es tut mir Leid. Ich habe mich betrunken. Es gibt nichts, was ich zu meiner Rechtfertigung vorbringen könnte.«

»In der Tat. Dafür gibt es keine Rechtfertigung. Und wenn es noch einmal vorkommen sollte, werde ich die

Zusammenarbeit mit Ihnen abbrechen, und Sie gehen zurück nach Berlin. Dort müssten Sie allerdings darauf gefasst sein, dass Kriminalrat von Grappersdorff Sie nicht gerade mit offenen Armen empfangen wird.« Mock musterte streng den Delinquenten, der demütig den Kopf geneigt hielt. Plötzlich aber legte er seinen Arm um ihn. »Sie werden sich nicht mehr betrinken. Denn Sie werden ganz einfach keinen Grund dazu haben. Ich bin jetzt aus dem Urlaub zurück und werde ein Auge auf Sie haben. Wir werden zusammen die Fahndung weiterführen. Herr Baron«, er wandte sich von der Malten zu, der die ganze Szene mit einem gewissen Missvergnügen verfolgt hatte, »Sie erlauben, dass wir uns verabschieden. Wir sind mit Doktor Hartner, dem Direktor der Universitätsbibliothek, verabredet.«

Breslau, 14. Juli 1934.

Zehn Uhr vormittags

Obwohl es noch früh war, brannte die Sonne bereits erbarmungslos auf Scheiben und Dach des Adlers. Anwaltd saß hinter dem Steuer, Mock gab ihm Anweisungen und erläuterte die Straßen und Gebäude, an denen sie vorbeikamen. Sie fuhren durch den Krietener Weg, an dessen Seiten sich ärmliche Arbeitersiedlungen erstreckten, dazwischen standen immer wieder kleine, blumengeschmückte Häuser. Dann verließen sie Breslau und gelangten nach Klettendorf. Die schwere Luft war vom süßlichen Geruch der Zuckerfabrik durchdrungen. Rechts

ließen sie die erst vor kurzem gebaute evangelische Kirche hinter sich, die durch den niedrigen Zaun von dem Pfarrhaus getrennt war, das sich hinter hohen Bäumen versteckte. Die Autoreifen dröhnten auf dem unebenen Asphalt der Klettendorfer Straße. Mock wurde nachdenklich und hörte unvermittelt auf, die Gegend zu kommentieren. Sie fuhren durch eine wunderschöne Vorstadtsiedlung mit vielen Gärten und Villen.

»Aha, sind wir jetzt in Opperach? Nur dass wir von einer anderen Seite kommen, stimmt's?«

»Ja. Aber es heißt Opperau und nicht Opperach.« Anwaldt stellte keine weiteren Fragen. Sie parkten vor Madame le Goefs Salon. Es war sehr still, sodass man die Rufe der Badenden hören konnte, die sich bereits um diese Zeit im zweihundert Meter entfernten Sportbad tummelten. Mock stieg nicht aus. Er zog seine Zigaretten heraus und bot Anwaldt eine an. Das gestreifte, hellblaue Papier wurde in der Hand sofort feucht.

»Sie haben Fürchterliches mitgemacht, Herbert.« Mock stieß bei jedem gesprochenen Wort kleine Rauchwolken aus Nase und Mund. »Es gab eine Zeit, da habe ich ähnliche Erfahrungen gemacht, daher weiß ich auch, wie man den Groll in sich besiegt. Man muss in die Offensive gehen, man muss jemandem an die Gurgel fahren, kratzen und beißen! Kämpfen! Sich aufraffen! Heute werden wir zum Angriff übergehen, Herbert, und als Ersten trifft es diesen käuflichen Erotomanen Maass! Und was können wir gegen ihn verwenden?« Statt einer Antwort machte er eine Kopfbewegung hin zu dem kleinen Palais in dem sonnendurchfluteten Garten. Sie löschten

ihre Zigaretten und stiegen aus. Weder am Tor noch auf dem Weg zum Eingang hielt sie irgendetwas zurück. Die Portiers verbeugten sich höflich vor Mock. Nachdem dieser einige Male ungeduldig geläutet hatte, öffnete sich die Tür einen Spalt weit. Mock versetzte ihr einen kräftigen Tritt, sodass sie aufflog, und brüllte den erschrockenen Kammerdiener an:

»Wo ist Madame?!«

Die Eigentümerin kam schon mit wehenden Schößen die Treppe heruntergelaufen, unterwegs band sie sich ihren Hausmantel zu. Sie war nicht weniger überrascht als ihr Angestellter.

»Oh, Exzellenz, was ist geschehen? Warum Sie so böse?«

Mock stellte einen Fuß auf die unterste Treppenstufe, stemmte seine Fäuste in die Seiten und donnerte los, dass die Kristalle des Lüsters in der Halle leise klinkerten.

»Was in Dreiteufelsnamen hat das zu bedeuten?! Mein Mitarbeiter wird in diesem Haus wie ein Bandit attackiert? Wie habe ich das zu verstehen?!«

»Verzeihung, aber das war Missverständnis. Junger Mann hatte keinen Dienstausweis. Aber bitte! Bitte ... In mein Zimmer ... Kurt bring Bier, einen Siphon, Eis, Zucker und Zitronen.«

Mock machte es sich hinter Madames Schreibtisch bequem, Anwaldt nahm auf dem Ledersofa Platz. Madame setzte sich auf die Kante eines Stuhls und blickte ängstlich vom einen Polizisten zum anderen. Mock schwieg. Der Diener kam herein.

»Viermal Limonade!«, befahl Mock. »Zwei für diesen Herrn.«

Gleich darauf standen auf dem kleinen Tisch vier schlanke, beschlagene Gläser, und die Tür schloss sich hinter dem Diener. Anwaldt stürzte sein Getränk gierig hinunter. Am zweiten nippte er nur.

»Bitte lassen Sie die angebliche Gymnasiastin und noch eine andere hübsche Achtzehnjährige kommen. Es sollte sich um eine ›Jungfrau‹ handeln, Sie wissen, was ich meine? Mit denen möchten wir gerne allein gelassen werden.«

Madame lächelte bedeutsam und zog sich mit einem Hofknicks zurück, nachdem sie mit einem ihrer sorgfältig geschminkten Augen Mock noch einmal viel sagend zugezwickert hatte. Sie war froh, dass »Seine Exzellenz« nicht mehr böse war.

Die »Gymnasiastin« erschien in Begleitung eines rothaarigen Engels mit hellbraunen Augen und durchsichtigem Teint. Die beiden Männer erlaubten ihnen nicht, sich zu setzen, und so standen die Mädchen verlegen und hilflos in der Mitte des Raumes.

Anwaldt stand auf, legte seine Hände auf dem Rücken zusammen und spazierte im Zimmer auf und ab. Unvermittelt blieb er vor Erna stehen.

»Hör mir gut zu. Heute wird dich der bärtige Chauffeur zu Maass bringen. Du wirst Maass sagen, dass deine Schulfreundin ganz wild darauf ist, ihn kennen zu lernen und glücklich zu machen ... Du wirst ihm sagen, dass sie ihn ungeduldig erwartet, im Hotel ... in welchem Hotel?«, fragte er Mock.

»Zur Grünen Gans, Junkerstraße 27/29.«

Anwaldt wandte sich an die Rothaarige: »Du wirst dort

auf ihn warten, Zimmer 104. Der Portier wird dir den Schlüssel geben. Du wirst sehr unschuldig tun, und du wirst dich ihm erst hingeben, nachdem du lange Widerstand geleistet hast. Madame wird dir genaue Anweisungen geben, was du tun musst, damit ein Kunde denkt, dass er es mit einer Jungfrau zu tun hat.« Anwaldt zeigte auf Erna. »Und dann wirst du dazustoßen. Kurz und gut: Ihr müsst Maass mindestens zwei Stunden in diesem Hotel festhalten. Und gnade euch Gott, wenn euch das nicht gelingt! Das ist alles. Gibt es noch Fragen?«

»Ja«, ließ sich der tiefe Alt der Gymnasiastin vernehmen. »Ist der Chauffeur einverstanden damit, uns in das Hotel zu bringen?«

»Ihm ist es völlig gleichgültig, wo du es treibst – wenn es nur mit Maass ist.«

»Ich möchte auch etwas fragen«, krächzte die Rothaarige. (*Warum haben sie eigentlich alle so raue Stimmen? Ganz gleich. Sie sind wahrscheinlich ohnehin aufrichtiger als Erna Stange mit ihrem melodischen, leisen Singsang.*)

»Woher soll ich so eine Schuluniform nehmen?«

»Zieh ein ganz normales Kleid an. Jetzt sind Sommerferien, da verlangt niemand von Schülern, dass sie Uniform tragen. Du kannst ihm außerdem sagen, dass du dich geniert hast, in der Uniform zu einem Rendezvous ins Hotel zu kommen.«

Mock erhob sich langsam. »Noch Fragen?«

Breslau, 14. Juli 1934.

Elf Uhr vormittags

Sie parkten den Adler vor dem Polizeipräsidium. Gleich nachdem sie das düstere Gebäude betreten hatten, in dem wie in einem Keller eine angenehme Kühle herrschte, trennten sie sich. Mock ging zu Forstner und Anwaldt in die Asservatenkammer. Nach einer Viertelstunde trafen sie vor der Portiersloge wieder zusammen. Beide hielten ein kleines Paket unter dem Arm.

Mit Bedauern verließen sie die dicken, schützenden Mauern des Präsidiums. Die heißen Luftschwaden auf der Straße nahmen ihnen fast den Atem. Bei ihrem Wagen stand der Polizeifotograf Helmut Ehlers, dessen großer, kahler Schädel die Sonnenstrahlen zu reflektieren schien. Alle drei stiegen ein, Anwaldt steuerte. Ihr erstes Ziel war Deutschmanns Tabaktrafik in der Schweidnitzer Straße, wo Mock seine Lieblingszigarren kaufte, und nachdem sie umgekehrt waren und die Dorotheenkirche, das Hotel Monopol, das Stadttheater und das Wertheim-Kaufhaus passiert hatten, bogen sie rechts in die Tauentzienstraße ein. Nach knapp zwanzig Metern hielten sie an. Aus einer schattigen Toreinfahrt kam Smolorz auf sie zu. Rasch nahm er neben Ehlers auf dem Rücksitz Platz und sagte:

»Sie ist schon seit fünf Minuten bei ihm. Köpperlingks Chauffeur wartet dort auf sie.« Er zeigte auf den Chauffeur, der an seinem Mercedes lehnte, eine Zigarette schmauchte und sich dabei mit seiner etwas zu kleinen

steifen Kappe Luft zu fächelte. Es war ihm deutlich anzusehen, dass er in seiner dunklen Livrée mit den Goldknöpfen und dem gestickten Monogramm des Barons kaum Luft bekam. Gleich darauf erschien Maass auf dem glühend heißen Trottoir. Er schien sehr aufgekratzt und hielt die hübsche Gymnasiastin fest an seine Seite gepresst. Eine Dame musste sich an ihnen vorbeidrängen und spuckte angewidert aus. Die beiden stiegen in den Mercedes. Der Chauffeur verzog keine Miene und ließ den Motor an. Einen Moment später war die elegante Limousine aus ihrem Blickfeld verschwunden.

»Also, meine Herren«, sagte Mock leise. »Wir haben zwei Stunden. Maass soll sich noch einmal kräftig amüsieren. Es dauert nicht mehr lang, dann sitzt er bei uns ...«

Sie stiegen aus und traten erleichtert in den Schatten des Haustors. Ein schwächlicher Hausmeister verstellte ihnen den Weg und fragte erschrocken:

»Wohin, die Herren?«

Mock, Ehlers und Smolorz schenkten ihm nicht die geringste Beachtung. Doch Anwaldt gab ihm einen Stoß, sodass der kleine Mann gegen die Wand taumelte, wo ihn Anwaldt mit einer Hand festhielt, während er ihm mit der anderen die borstige Wangen so zusammendrückte, dass sich sein Mund zu einem Rüssel kräuselte.

»Wir sind von der Polizei, aber du hast uns nicht gesehen, verstanden? Oder möchtest du Ärger kriegen?«

Der Hausmeister nickte, dass er verstanden habe, und verschwand schleunigst in den Hinterhof.

Anwaldt hatte einige Mühe, in den ersten Stock zu steigen. Er drückte die Messingklinke: Die Tür gab nach.

Obwohl das Gespräch mit dem Hausmeister und der Weg durch das Treppenhaus kaum zwei Minuten in Anspruch genommen hatten, waren die beiden Polizisten und der Fotograf unterdessen nicht nur lautlos in die Wohnung eingedrungen, sondern hatten auch bereits mit ihrer systematischen Durchsuchung begonnen. Anwaldt gesellte sich rasch zu ihnen. Mit Handschuhen hoben sie diverse Gegenstände hoch, um sie genau anzusehen und sie dann wieder genau am selben Platz abzustellen. Nach einer Stunde trafen sich alle im Arbeitszimmer von Maass, das Mock höchstpersönlich inspiziert hatte.

»Setzt euch!« Mock wies ihnen die Stühle zu, die um einen runden Tisch herumstanden. »Seid ihr mit Küche, Badezimmer, Schlafzimmer und Salon durch? Gute Arbeit! Gab es dort nichts Interessantes? Das habe ich mir gedacht. Hier gibt es nur eines, das von Interesse ist: Dieses Heft. Also los Ehlers, ans Werk!«

Der Fotograf packte seine Geräte aus, stellte das Stativ auf den Schreibtisch, regelte die Höhe und befestigte seine »Zeiss« darauf. Das Notizheft legte er auf die Tischplatte. Er schlug die erste Seite auf, legte eine Glasscheibe darüber, stellte das Objektiv ein und betätigte den Drahtauslöser. Es blitzte. Auf das Zelluloid war die Titelseite gebannt: »*Chronik des Ibn Sahim*. Übersetzt von Dr. Maass.« Das Blitzlicht flammte noch fünfzehnmal auf, bis alle mit der kleinen, säuberlichen Schrift bedeckten Seiten fotografiert waren. Mock sah auf die Uhr und sagte:

»Meine Herren, wir liegen gut in der Zeit. Ehlers, wann können Sie die Bilder fertig haben?«

»Um fünf.«

»Dann wird Herr Anwaldt sie abholen. Niemand anders als er, verstehen Sie?«

»Ich verstehe.«

»Das wär's. Ich danke Ihnen.«

Smolorz schloss die Tür wieder mit der gleichen Leichtigkeit, mit der er sie geöffnet hatte. Anwaldt spähte durch die Mosaikfenster des Stiegenhauses und konnte durch das dunkle, farbige Glas den Hausmeister erkennen, der den Hof auskehrte und dabei immer wieder ängstlich zu den Fenstern hinauf sah. Vermutlich wusste er nicht einmal, in welche Wohnung sie eingedrungen waren. Nur wenige Sekunden später befanden sie sich wieder im Wagen. Diesmal fuhr Mock: durch die Agnesstraße zum Polizeipräsidium, wo Ehlers und Smolorz ausstiegen. Mock und Anwaldt bogen in die Schweidnitzer Straße ein, fuhren über den Zwingerplatz, und als die Kaffeerösterei und der »Kaufmannszwinger« hinter ihnen lagen, gelangten sie auf die verkehrsreiche Schuhbrücke. Sie passierten die beiden Kaufhäuser »Petersdorff« und »Gebrüder Barasch«, auf dessen Dach ein beleuchteter Globus angebracht war, und ließen das Paläontologische Museum und das ehemalige Polizeipräsidium hinter sich. Sie steuerten auf die Oder zu. Beim Matthiasgymnasium bogen sie nach rechts ab und befanden sich gleich darauf auf der Dominsel. Nachdem sie den mittelalterlichen Dom mit dem roten Gebäude des Priesterseminars Georgianum passiert hatten, hielten sie schließlich in der Adalbertstraße. Und kurz darauf saßen sie im Restaurant »Lessing«, wo sie ein Kellner mit einer tiefen Verbeugung begrüßte.

Im Saal herrschte angenehme Kühle. Das Atmen fiel gleich wieder leichter. Beide wurden von einer wohligen Schläfrigkeit ergriffen, und Anwaldt schloss die Augen. Er hatte das Gefühl, von einer großen, sanften Woge geschaukelt zu werden, und nur von fern nahm er wahr, wie Besteck klapperte. Mock machte sich mit zwei Gabeln über seinen knusprigen Lachs in Krensoße her. Amüsiert schaute er seinen schlafenden Kollegen an.

»Wachen Sie auf, Anwaldt.« Er gab ihm einen Stups mit dem Ellbogen. »Ihr Essen wird kalt.«

Kurz darauf betrachtete er rauchend, wie Anwaldt gierig seinen Hackbraten mit Sauerkraut und Kartoffeln hinunterschläng.

»Herbert? Werden Sie mir nicht böse sein?« Mock strich über seinen vorstehenden Bauch. »Ich habe mehr gegessen, als mir gut tut, aber wie ich sehe, schmeckt es Ihnen. Vielleicht möchten Sie von mir noch ein Stück Lachs? Ich habe es nicht einmal angerührt.«

»Oh, danke, sehr gerne! Mit dem größten Vergnügen.« Anwaldt lächelte. Noch nie hatte jemand mit ihm sein Essen geteilt. Er vertilgte den Fisch mit Appetit und trank dazu einige Gläser starken Schwarztee.

In Gedanken entwarf Mock eine Charakteristik Anwaldts. Sie war bisher noch unvollständig geblieben, da er die erlittenen Foltern in der Gestapozelle nicht mit berücksichtigt hatte. Es wollte ihm jedoch weder eine geschickte Frage noch sonst ein Weg einfallen, auf dem er Anwaldt irgendwelche Bekenntnisse hätte entlocken können. Einige Male setzte er zu einer Frage an, verwarf sie aber wieder, weil ihm schien, dass alles, was er sagen

wollte, blödsinnig und platt war. Er musste sich mit dem Gedanken anfreunden, dass er den Mädchen bei Madame le Goef nächste Woche kein Charakterbild seines Mitarbeiters Anwaldt würde vortragen können.

»Es ist jetzt halb zwei. Bitte lesen Sie bis halb fünf die Akte des Baron von Köpperlingk durch, und überlegen Sie sich, wie man ihn in die Mangel nehmen könnte. Werden Sie auch noch die Akten unserer türkischen Mitbürger durchsehen? Vielleicht finden Sie etwas. Um halb fünf geben Sie Forstner alle Unterlagen zurück und holen die fertigen Bilder von Ehlers ab. Bringen Sie sie mir dann nach Hause. Sie können das Auto nehmen. Alles klar?«

»Alles klar!«

»Na, warum sehen Sie mich dann so merkwürdig an? Brauchen Sie noch etwas?«

»Nein, nichts ... Es ist nur, weil ... noch nie hat jemand mit mir sein Essen geteilt.«

Mock lachte schallend und klopfte Anwaldt auf die Schulter.

»Das sollten Sie aber nicht als Zeichen meiner besonderen Sympathie verstehen«, log er. »Das habe ich schon als Kind immer getan, denn ich durfte meinen Teller immer nur vollkommen leer zurückbringen ... Ich werde jetzt mit einer Droschke nach Hause fahren, da ich ein bisschen schlafen muss. Auf Wiedersehen.«

Der Kriminaldirektor schlief bereits in der Droschke ein. An der Grenze zwischen Wachen und Schlaf kam ihm ein Sonntagsessen vor etwa einem Jahr in den Sinn. Er hatte mit seiner Frau zusammen gespeist, Rippchen

mit Tomatensauce. Auch sie aß mit großem Appetit, zuerst das Fleisch. Im Gegensatz zu seiner Frau hatte Mock die Angewohnheit, sich die besten Bissen immer bis zum Schluss aufzusparen. Sie sah ihn bittend an:

»Gib mir doch ein Stückchen Fleisch.«

Mock hatte nicht reagiert, sondern das ganze Stück, das sich noch auf seinem Teller befand, auf einmal in seinen Mund gestopft.

Sie war verärgert aufgestanden: »Ich bin sicher, dass du nicht mal deinen Kindern etwas abgeben würdest ... vorausgesetzt natürlich, du könntest Kinder haben!« *(Wieder einmal war sie im Unrecht gewesen. Schließlich habe ich etwas von meinem Essen abgegeben. Und das einem Fremden!)*

Breslau, 14. Juli 1934.

Zwei Uhr nachmittags

Anwaldt verließ das Restaurant und setzte sich in den Wagen. Er warf einen Blick auf die Akte mit dem Gestapo-Siegel und das Päckchen, das er heute früh aus dem Archiv geholt hatte. Als er es auswickelte, erschauerte er: Da lag sie vor ihm, diese geheimnisvolle Schrift. Schwärzlich verfärbtes Blut auf blauer Tapete. Er packte alles wieder zusammen und stieg aus dem Auto. Unter dem Arm hielt er die Gestapo-Akte und die Reisedecke, die Mock auf dem Rücksitz verstaut hatte. Er verspürte keine Lust, durch die glühende Stadt zu fahren, stattdessen ging er in Richtung der schlanken Türme der St.-Michaels-Kirche

in den Waschteichpark. Mock hatte ihm während der Fahrt die Herkunft dieses merkwürdigen Namens erläutert: Im Mittelalter hatten die Frauen ihre Wäsche in dem Teich gewaschen. Heute rannten lärmende Kinder um ihn herum, und die meisten Bänke waren von Kindermädchen und Dienstpersonal besetzt, die sich mit schriller Stimme ihren Zankereien widmeten und sie nur ab und zu mit einem mahnenden Zuruf an die Kinder unterbrachen, die im seichten Uferwasser plantschten. Die restlichen Bänke waren von Soldaten und einigen Jugendlichen aus der Umgebung belegt, die sich wichtig machten und Zigaretten rauchten.

Anwaldt zog das Jackett aus, breitete die Reisedecke auf den Rasen und begann mit der Durchsicht der Akte Köpperlingk. Doch er konnte darin nichts Geeignetes finden, um ihn »in die Mangel zu nehmen«. Mehr noch: alle Festivitäten, die der Baron je in seiner Wohnung und auf seinem Anwesen arrangiert hatte, hatten den Segen der Gestapo. (*Mock hat mir erzählt, als Kraus von der Homosexualität seines Agenten erfahren hat, bekam er einen Tobsuchtsanfall. Aber dann, als er sich klar machte, welchen Nutzen er durch ihn haben könnte, hat er sich schnell eines Besseren besonnen.*) Eine letzte Eintragung, diesmal über den Diener des Barons, Hans Tetges, machte Anwaldt jedoch Hoffnung.

Er legte sich auf den Rücken und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Und schließlich fiel ihm eine gleichermaßen brutale wie effektive Vorgehensweise gegen den Baron ein. Zufrieden machte er sich daran, die acht Akten der von Gestapo und Kripo erfassten Türken zu studieren.

Von ihnen hatten fünf bereits vor dem neunten Juli, an dem der Maskenball bei Köpperlingk stattgefunden hatte, Breslau verlassen. Die restlichen drei schieden aus Altersgründen aus – denn es war nicht sehr wahrscheinlich, dass Anwaldts Peiniger erst zwanzig Jahre alt war (wie die beiden Studenten der Technischen Hochschule) oder gar bereits sechzig (wie ein Händler, der wegen seiner übermäßigen Spielleidenschaft in die Gestapo-Akten Eingang gefunden hatte). Aber natürlich blieb noch die Möglichkeit, dass die Erkundigungen von Smolorz beim Meldeamt und dem türkischen Konsulat weitere Informationen über andere Orientalen lieferten, die bisher noch nicht das zweifelhafte Vergnügen gehabt hatten, Gegenstand einer polizeilichen Untersuchung zu werden.

Selbst während er die Akten der Türken studierte, dachte Anwaldt fieberhaft darüber nach, wie die »Schlinge um den Hals des Barons« aussehen könnte. Aber seine Konzentration wurde immer wieder durch den lautstarken Protest eines Kindes gestört, das in Anwaldts Nähe zurechtgewiesen wurde. Anwaldt stützte sich auf den Ellbogen und hörte der gutmütigen, beschwichtigenden Stimme des nicht mehr ganz jungen Kindermädchens und dem hysterischen Kreischen des Kleinen zu.

»Aber Klaus, jetzt sage ich es dir noch einmal: Der Mann, der gestern angekommen ist, das ist wirklich dein Papa.«

»Nein! Den kenne ich gar nicht! Meine Mama hat gesagt, dass ich keinen Papa habe.« Der zornige Dreikäsehoch stampfte trotzig mit dem Fuß auf.

»Deine Mama hat das bloß gesagt, weil alle gedacht

haben, dass dein Papa von wilden Indianern in Brasilien umgebracht worden ist.«

»Meine Mama lügt nie!« Der hohe Diskant des Kleinen überschlug sich fast.

»Na, sie hat ja auch nicht gelogen. Sie hat gesagt, dass du keinen Papa hast, weil sie geglaubt hat, dass er tot ist ... Und jetzt wissen wir aber, dass er sehr wohl lebt. Jetzt hast du wieder einen Papa.« Die Frau legte eine beispiellose Geduld an den Tag.

Der Kleine gab sich nicht geschlagen. Er hieb mit seinem hölzernen Gewehr auf den Boden und brüllte:

»Du lügst! Mama lügt nicht! Warum hat sie mir nicht gesagt, dass das der Papa ist?«

»Sie ist nicht mehr dazu gekommen. Sie mussten heut schon in aller Frühe nach Trebnitz aufbrechen. Morgen Abend werden sie zurück sein, dann werden sie dir alles erzählen.«

»Mama!!! Mama!!!« Der Junge warf sich laut heulend auf die Erde und schlug mit allen vieren auf sie ein. Dabei wirbelte er Wolken von Staub auf, der auch seinen frisch gebügelten Matrosenanzug bedeckte. Das geplagte Kindermädchen versuchte ihn hochzuheben, Klaus entwand sich jedoch ihrem Griff und biss sie in den Unterarm.

Anwaldt stand auf, schichtete die Akten aufeinander, faltete die Decke zusammen und humpelte zum Auto. Er vermied es, sich noch einmal umzusehen, da er fürchtete, er werde umkehren und Klaus an seinem Matrosenkragen packen, um ihn im Teich zu ersäufen. Aber seine mörderischen Gedanken waren keineswegs nur auf das Geschrei des Kindes zurückzuführen, das sich noch aus

der Entfernung wie eine Rasierklinge in den wunden Kopf und die schmerzhaften Hornissenstiche schnitt: Nein, nicht das Geschrei brachte ihn zur Weißglut, sondern dieser gedankenlose, dumme Trotz, mit dem das verzogene Balg ein unglaubliches Glück von sich wies: die unerwartete Rückkehr eines Elternteils nach mehreren Jahren. Es war ihm gar nicht bewusst, dass er halblaut vor sich hin murmelte:

»Wie soll man so einem Trotzkopf klarmachen, dass sein Protest idiotisch ist? Man sollte ihm eine ordentliche Tracht Prügel verpassen, damit er seine Dummheit einsieht. Denn ganz sicher wird er nichts verstehen, wenn ich zu ihm gehe, ihn auf die Knie nehme und sage: ›Lieber Klaus, sei froh, dass du nie aus dem Fenster geschaut hast, alle vorbeigehenden Männer ansiehst und dir ausnahmslos bei jedem vorstellst: Das ist mein Papa, er ist sehr beschäftigt, und deshalb hat er mich in ein Waisenhaus gesteckt, aber er wird mich bald hier herausholen.«

VIII

Breslau, Samstag, 14. Juli 1934.

Halb drei Uhr nachmittags

Kurt Smolorz saß auf dem Rasen des Rehdingerplatzes und wartete auf Mock. Seine Zweifel, was die Qualität seines Berichtes betraf, wuchsen immer mehr. Er hatte darin die Ergebnisse der Überwachung von Konrad Schmidt, einem kraftvoll zupackenden Gestapo-Mann, zusammengefasst, der von Gefängniswärtern und Gefangenen nur »der dicke Konrad« genannt wurde. Der Inhalt des Berichts hätte eine wirkungsvolle Methode liefern sollen, diesem Mann »eine Schlinge um den Hals« zu legen – Mock liebte diese Metapher. Aus den von Smolorz gelieferten Informationen ging hervor, dass Schmidt ein ausgemachter Sadist war, dessen Menge an Fettzellen in umgekehrtem Verhältnis zur Anzahl seiner Hirnwindungen stand. Bevor er im Gefängnis eine Anstellung fand, hatte er als Klempner, als Zirkusathlet und als Wächter in der Spiritusbrennerei Kani sein Brot verdient. Wegen Weingeistdiebstahls war er im Gefängnis gelandet und nach einem Jahr wieder entlassen worden, womit die Chronologie seiner Akte abbrach. Alles Nachfolgende betraf Konrad, den Gefängniswärter. In diesem Beruf arbei-

tete er nun seit einem Jahr für die Gestapo. Smolorz betrachtete den ersten Eintrag in der Rubrik »persönliche Schwächen«: Er lautete »Schnapstrinker«. Ärgerlich verzog Smolorz das Gesicht. Diese Notiz würde seinen Chef kaum zufrieden stellen.

Schnaps wäre vielleicht ein geeignetes Zwangsmittel für einen Alkoholiker gewesen – was Konrad jedoch mit Sicherheit nicht war. Die zweite Notiz lautete: »Lässt sich leicht zu Schlägereien hinreißen«. Smolorz konnte sich nicht vorstellen, wie man diese Tatsache gegen Schmidt verwenden könnte, aber schließlich war es nicht seine Aufgabe, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Lediglich der dritte und letzte Eintrag ließ etwas Hoffnung aufkommen, dass die intensive Arbeit einer ganzen Woche nicht ganz umsonst gewesen war: »Höchstwahrscheinlich sexuell abnorm veranlagt, Sadist«.

Smolorz nahm es Mock auch übel, dass er ihn zu einer strikten Befolgung der Dienstvorschriften verdonnert hatte. Natürlich hätte er seinem Chef den Bericht lieber einfach auf den Schreibtisch gelegt, um dann gemütlich irgendwo ein kühles Bier zu sich zu nehmen. Stattdessen war er nun dazu angehalten worden, Mock vor dessen Haus abzupassen – noch dazu ohne zu wissen, wie lange sich diese Warterei hinziehen würde.

Es sollte nicht lange dauern. Bereits eine Viertelstunde später saß Smolorz in Mocks Wohnung vor seinem ersehnten eisgekühlten Bier in banger Erwartung des Urteils seines Chefs. Dies bezog sich vorwiegend auf stilistische Fragen:

»Also, was soll das, Smolorz, sind Sie denn nicht im

Stande, Ihre Gedanken folgerichtig und in angemessenem Amtsdeutsch zu verfassen?« Der Direktor lachte laut. »In einem halbwegs offiziellen Schreiben müsste es heißen: ›Hang zu übermäßigem Branntweingenuss‹ und nicht ›Schnapstrinker‹. Aber schon gut, schon gut, ich bin sehr zufrieden. Sie können jetzt nach Hause gehen. Ich muss mich ein wenig hinlegen, denn ich habe noch einen wichtigen Besuch vor mir.«

Breslau, 14. Juli 1934.
Halb sechs Uhr nachmittags

Der neu ernannte Direktor der Universitätsbibliothek, Doktor Leo Hartner, streckte seinen knochigen Körper und verfluchte wohl zum hundertsten Mal in Gedanken den Architekten, der das barocke Augustinerkloster an der Neuen Sandstraße umgebaut hatte, um in dessen Mauern die prunkvolle Universitätsbibliothek einzurichten. Der größte Fehler bestand Hartners Meinung nach darin, dass das repräsentative Direktionszimmer nach Norden wies – was von allen Besuchern, nicht jedoch von Hartner selbst als angenehm empfunden wurde. Seine Abneigung gegenüber allen Temperaturen unter zwanzig Grad hatte ihren Grund. Hartner, ein ausgezeichnete Kenner orientalischer Sprachen, war erst vor einigen Wochen von einem fast dreijährigen Aufenthalt in der Sahara zurückgekehrt, wo er die Sprachen und Gebräuche einiger Wüstenvölker erforscht hatte. Die Sommerglut in Breslau war für ihn also genau das Richtige, nur

dass es damit – leider – an der Schwelle zu seinen Amtsräumen vorbei war. Die dicken, isolierenden Mauern, eine unüberwindliche Barriere für jede Temperaturschwankung, irritierten ihn weit mehr als die frostigen Nächte in der Sahara, wenn sein tiefer Schlaf ihn vor der Kälte schützte. Und ausgerechnet hier, in der kühlen Abgeschlossenheit seines Arbeitszimmers, musste er nun arbeiten, Entscheidungen fällen und immer neue Dokumente unterschreiben.

Diese Kühle hatte jedoch auf die beiden Männer, die es sich auf dem Ledersofa bequem gemacht hatten, eine ganz andere Wirkung. Es atmete sich leichter – obwohl die Luft statt mit der Glut und dem Staub der Straße hier mit Sporen und Schimmelpilzen, die sich auf den vergilbten Folianten gebildet hatten, durchsetzt war.

Hartner ging nervös im Zimmer auf und ab. In den Händen hielt er das Stück Tapete mit den »Todesversen«.

»Merkwürdig ... Die Schrift ähnelt sehr den arabischen Handschriften aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, die ich in Kairo gesehen habe.« Sein waches, schmales Gesicht unter dem stacheligen, kurz geschorenen grauen Haar wurde nachdenklich. »Es ist aber nicht derselbe arabische Dialekt. Ehrlich gesagt, die Schrift sieht mir nicht danach aus, als handele es sich überhaupt um semitische Zeichen. Aber wir werden sehen, bitte lassen Sie mir die Tapete ein paar Tage hier. Möglich, dass ich es herausbekomme, wenn ich die arabische Schrift mit einer anderen vergleiche ... Wie ich sehe, haben Sie da noch etwas für mich? Was sind das für Fotos, Herr ... Herr ...«

»Anwaldt. Es sind Kopien aus dem Notizbuch von Herrn Maass. Er selbst nennt es die ›Chronik des Ibn Sahim‹, die er aus dem Arabischen übersetzt hat. Wir hätten gerne ein wenig mehr Informationen zu Thema und Autor dieser Chronik, aber auch zu der Übersetzung selbst.«

Hartner überflog den Text eilig. Nach ein paar Minuten kräuselten sich seine Lippen zu einem nachsichtigen Lächeln.

»Man kann in diesem Text viele charakteristische Stilmerkmale der wissenschaftlichen Arbeiten von Maass herauslesen. Ich möchte mich jedoch nicht zu seiner Übersetzung äußern, bevor ich nicht das Original kenne. Sie müssen nämlich wissen, verehrte Herren, dass Maass für seine Phantastereien ebenso wie für seine an Blindheit grenzende Sturheit berühmt ist. Es ist eine fixe Idee von ihm, in jedem alten Text ein mehr oder weniger verstecktes Grundmuster alttestamentarischer apokalyptischer Visionen ausfindig zu machen. In seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen wimmelt es geradezu fieberhaft von krankhaften Vorstellungen von Tod und Verderben, die für ihn wohl überall lauern – sogar in Liebesszenen oder Bacchanalien. Das kann man auch in dieser Übersetzung erkennen, aber erst der Vergleich mit dem Originaltext wird mir erlauben zu sagen, ob diese Elemente vom Übersetzer selbst stammen – oder vom Autor der Chronik, der mir übrigens nicht bekannt ist.«

Hartner war ein Wissenschaftler, der seine Forschungen in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit seines Arbeitszimmers betrieb, der die Ergebnisse seiner Untersu-

chungen nur in spezialisierten Periodika veröffentlichte und die Euphorie seiner Entdeckungen bisher nur dem Wüstenwind anvertraut hatte. Zum ersten Mal seit vielen Jahren hatte er eine Hörerschaft vor sich, die – wenn auch nicht sehr zahlreich – aufmerksam seinen Ausführungen folgte. Er schien seinen Vortrag zu genießen und lauschte dem Klang seiner eigenen tiefen Baritonstimme fast andächtig.

»Ich kenne die Arbeiten von Maass, Andreae und anderen Wissenschaftlern, die Werke analysieren, die es gar nicht gibt, und die aus diesen Analysen neue Theorien konstruieren – dabei haben sie ihre Helden aus den Mosaiksteinchen ihrer eigenen Phantasie zusammengestückt. Deshalb müssen wir, um eine Fälschung auszuschließen, herausfinden, woran Maass im Moment arbeitet: ob er wirklich ein Werk aus der Antike übersetzt oder ob er selber eines aus den Abgründen seiner Fantasie hervorzaubert.« Er öffnete die Tür und bat seinen Assistenten:

»Herr Stählin, könnten Sie mir bitte den diensthabenden Bibliothekar schicken? Er soll auch gleich das Leihregister mitbringen.« Dann wandte er sich wieder seinen Gästen zu. »Gleich werden wir sehen, was unser Todesengel so liest.«

Er trat zum Fenster und lauschte gedankenverloren den Rufen der Badenden in der Oder, die am Flusswerder gegenüber dem Dom umhertollten. Dann schüttelte er den Kopf. es fiel ihm wieder ein, dass er Gäste hatte.

»Ach, ich bitte Sie, trinken Sie einen Tee. Starker, süßer Tee ist eine wahre Wohltat bei dieser Hitze, das kann

man von den Beduinen lernen. Vielleicht eine Zigarre? Stellen Sie sich vor, das war die einzige Sache, nach der ich mich in der Sahara gesehnt habe. Ich betone: Sache, nicht Person ... Natürlich habe ich einen ganzen Koffer-raum voll Zigarren mitgenommen, aber dann hat sich herausgestellt, dass das Volk der Tibbu noch versessener auf Zigarren ist als ich. Ich kann Ihnen versichern: Der bloße Anblick dieser Menschen ist so widerwärtig, dass man ihnen gerne alles gibt, was man bei sich hat – nur um so schnell wie möglich wieder wegschauen zu können. Mir ist es gelungen, sie mit meinen Zigarren zu kaufen, damit sie mir etwas über ihren Stamm und ihre Herkunft erzählen. Das war das Thema meiner Habilitation, die vor kurzem in Druck gegangen ist.« Hartner stieß eine dicke Rauchwolke aus und wollte den Besuchern gerade seine Arbeit präsentieren, als ihn Anwaldt unterbrach:

»Gibt es dort eigentlich viel Ungeziefer, Herr Doktor?«

»Oh, ja, sehr viel sogar. Stellen Sie sich nur vor: die eiskalte Nacht, zerklüftete Steilhänge, spitze Säulen aus nacktem Fels, Sand, der sich überall hineinfrißt, in den Schluchten wohnen grauenvolle Menschen mit Teufelsfratzen, die sich in schwarze Gewänder hüllen, und im Mondlicht winden sich Schlangen, krabbeln Skorpione ...«

»So sieht der Tod aus ...«

»Wie meinen Sie, Herr Inspektor?«

»Oh, pardon, nichts. Aber Sie haben mit einer derartigen Eindringlichkeit erzählt, dass ich schon glaubte, einen Todeshauch zu spüren ...«

»Den habe ich in der Sahara oft zu spüren bekommen. Aber zum Glück hat er mich nicht zur Gänze erfasst, so-

dass es mir doch noch beschieden war. meine Familie wieder zu sehen.« Er wies auf die schlanke, blonde Frau und einen etwa siebenjährigen Jungen, die gerade das Zimmer betreten hatten.

»Ich bitte vielmals um Verzeihung, aber ich habe zweimal geklopft ...« Die Frau sprach mit deutlich polnischem Akzent. Mock und Anwaldt erhoben sich. Hartner blickte seine Familie zärtlich an und strich dem Jungen über den Kopf, der sich schüchtern hinter seiner Mutter versteckte.

»Das macht doch nichts, meine Liebe. Erlaube, dass ich dir Direktor Eberhard Mock vorstelle, er ist der Chef der Kriminalabteilung des Polizeipräsidiums. Und das ist sein Assistent Herbert ... Herbert ...«

»Anwaldt.«

»Ja, Kriminalassistent Anwaldt. Gestatten Sie, das ist meine Frau Teresa Jankewitsch-Hartner und mein Sohn Manfred.«

Sie begrüßten einander förmlich. Der Junge machte einen artigen Diener und sah Hilfe suchend seinen Vater an, der sich halblaut mit seiner Frau unterhielt. Diese hatte mit ihrer eigenwilligen Schönheit bei beiden Männern lebhaftes – wenn auch ganz unterschiedlich geartetes – Interesse hervorgerufen. Mock betrachtete sie eher instinktiv – wie Casanova es getan hätte, Anwaldt kontemplativ – wie Tizian sie hätte ansehen mögen. Sie war nicht die erste Polin, die ihn derart beeindruckte. Manchmal ertappte er sich bei dem absurden Gedanken, dass jene Frauen etwas Magisches an sich hatten. »Medea war eine Slawin«, dachte er dann. Anwaldt besah sich ihre feinen

Züge, die gebogene Nase und das zu einem Knoten gebundene Haar und hing dem melodischen Klang ihrer sanften Stimme nach. Er versuchte in Gedanken, ihre Gestalt, die geschwungene Linie ihrer Beine und ihre stolzen Brüste aus dem Sommerkleid herauszuschälen. Leider verabschiedete sich Frau Hartner, das Objekt ihrer so unterschiedlichen, aber verwandten Sehnsüchte, zog ihren Sohn hinter sich her und verließ das Zimmer. In der Tür traf sie auf den alten, buckligen Bibliothekar, der ihr einen lusternen Blick zuwarf – was ihrem Mann nicht entging.

»Na, Smetana, zeigen Sie schon her, was Sie uns da für ein Register gebracht haben.« Hartners Stimme klang wenig freundlich. Der Bibliothekar tat, wie ihm geheißen, und kehrte an seine Arbeit zurück – während Hartner sich gleich daranmachte, die geneigte gotische Schönschrift Smetanas zu entziffern.

»Ja, meine Herrschaften ... seit über einer Woche studiert Maass bei uns ausschließlich eine einzige Handschrift aus dem vierzehnten Jahrhundert, die den Titel ›Corpus rerum Persicarum‹ trägt. Ich werde mir dieses Werk morgen genauer anschauen und die von ihnen abfotografierte Übersetzung mit dem Original vergleichen. Und heute werde ich mir die Schrift auf der Tapete des Salonabteils mit den Prophezeiungen dieses unglücklichen Friedländers vornehmen und mich ein bisschen über jenen Ibn Sahim schlau machen. Vielleicht kann ich Ihnen übermorgen schon mit den ersten Ergebnissen dienen. Ich werde mich dann mit Ihnen in Verbindung setzen, Herr Kriminaldirektor.« Hartner setzte seine Brille

auf und hatte seine Gesprächspartner bereits vergessen. In dem Moment, in dem er sich an die Übersetzung gemacht hatte, war seine Leidenschaft für lehrreiche Vorträge vollkommen erloschen. Jetzt richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf die blutige Inschrift. Er murmelte etwas vor sich hin, vielleicht eine erste, intuitive Hypothese. Mock und Anwaldt erhoben sich, um sich zu verabschieden, aber Hartner antwortete nicht einmal mehr, so sehr war er bereits in seine Aufgabe vertieft.

»Sehr gefällig, dieser Doktor Hartner. Er hat in seiner Position sicherlich viele andere Pflichten. Und trotzdem möchte er uns behilflich sein. Wie ist das möglich?« Anwaldt hatte bemerkt, dass schon seine ersten Worte ein merkwürdiges Grinsen auf Mocks Gesicht hervorgerufen hatten.

»Lieber Herbert, es ist ganz einfach so, dass Hartner mir einigen Dank schuldet. Und ich kann Ihnen versichern, seine Dankbarkeit ist so groß, dass er auch die arbeitsintensivste Expertise nicht scheuen wird.«

IX

Kanth bei Breslau, Sonntag, 15. Juli 1934.

Acht Uhr abends

Baron von Köpperlingk flanierte durch den großen Park, der seinen Besitz umgab. Die untergehende Sonne rief bei ihm immer dunkle Vorahnungen und ein unbestimmtes Gefühl der Sehnsucht wach. Aber heute irritierten ihn die durchdringenden Schreie der Pfaue, die um das Palais herumspazierten, ebenso wie das Hundegebell und seine Freunde, die im Wasser des Bassins herumplantschten. Auch die unverschämte Neugier der Dorfkinder, deren Augen nichts entging, was sich hinter den Mauern des Palais zutrug, raubte ihm die Ruhe. Ihre Blicke schienen immer anwesend, auch abends und nachts, sie blitzten durch die Bäume und Hecken wie Katzenaugen. Er verabscheute diese unverschämten, schmutzigen Lümmel, die, sobald sie seiner ansichtig wurden, in spöttisches Gelächter ausbrachen. Wenn er die Mauer betrachtete, die seinen Besitz umgab, wollte ihm scheinen, als könnte er die Kinder durch die Steine hindurch sehen und hören. Trotz seines heftigen Zorns begab er sich mit würdevollen Schritten ins Palais. Mit einer Handbewegung winkte er seinen alten Kammerdiener Josef zu sich.

»Wo ist Hans?«, fragte er kühl.

»Ich weiß es nicht, gnädiger Herr. Er hat einen Telefonanruf bekommen und hat sofort das Haus verlassen. Er war sehr aufgebracht.«

»Warum hast du mir das nicht gleich mitgeteilt?«

»Ich habe es nicht für angebracht gehalten, den gnädigen Herrn während seines Spaziergangs zu beunruhigen.«

Der Baron blickte seinen altgedienten Lakaien ruhig an und zählte im Geiste bis zehn. Mit aller Beherrschung, zu der er noch fähig war, zischte er:

»Josef, du hast mir jede Information über Hans zukommen zu lassen, auch wenn du der Ansicht bist, sie sei unwesentlich. Wenn du das noch einmal vergessen solltest, dann wirst du als Bettler bei der Fronleichnamskirche enden.«

Der Baron lief die Auffahrt hinunter in die letzten Strahlen der untergehenden Sonne hinein und rief einige Male den Namen seines vertrautesten Kammerdieners. Aus dem Schatten der Hecke fixierten ihn feindliche Blicke. Er beschleunigte seinen Schritt und steuerte auf das eiserne Tor zu. Die spöttischen Augen verfolgten ihn, die dumpfe Abendluft war zum Ersticken. »Hans, wo bist du?«, kreischte der Baron. Er geriet auf dem glatten Weg ins Stolpern und verlor das Gleichgewicht. »Hans, wo bist du, ich kann nicht mehr aufstehen!« Plötzlich blitzten über den Mauern die Läufe von Maschinenpistolen auf. Ein scharfes Geknatter zerriss die lastende Atmosphäre, Kugeln pfften über die Kiesallee, wirbelten Staubwolken auf und drangen in den schwächtigen Körper des Barons

– er sank zusammen und konnte sich nicht mehr aufrichten. »Hans, wo bist du?«

Hans saß neben Max Forstner auf dem Rücksitz eines Mercedes mit laufendem Motor. Er schluchzte. Sein Schluchzen schwoll an, als zwei Männer mit rauchenden Maschinenpistolen herbeigelaufen kamen. Sie zwängten sich vorne in den Wagen und mit quietschenden Reifen fuhren sie los.

»Hör auf zu heulen, Hans.« Die Stimme Forstners klang fürsorglich. »Du hast lediglich dein Leben gerettet. Und ich übrigens meines auch.«

Breslau, 15. Juli 1934.

Acht Uhr abends

Kurt Wirth und Hans Zupitza wussten, dass sie Mock nichts abschlagen konnten. Die beiden Banditen, vor denen alle anderen Verbrecher Breslaus zitterten, schuldeten dem »lieben Onkel Eberhard« doppelten Dank: Erstens hatte er sie vor dem Strang bewahrt, und zweitens erlaubte er ihnen, ihr schmutziges, aber einträgliches Gewerbe auch weiterhin auszuüben – das natürlich im krassen Gegensatz zu den in Deutschland geltenden Gesetzen stand. Im Gegenzug verlangte er von ihnen jedoch mitunter, ihre berufliche Meisterschaft in seinen Dienst zu stellen.

Wirth hatte Zupitza vor zwanzig Jahren, auf dem Frachtdampfer »Prinz Heinrich«, kennen gelernt, der zwischen Danzig und Amsterdam verkehrte. Es hatte

nicht vieler Worte bedurft, um ihre Freundschaft zu besiegeln – Zupitza war stumm. Wirth, ein schlauer Fuchs, klein, drahtig und zehn Jahre älter als Zupitza, hatte den zwanzigjährigen Koloss unter seine Fittiche genommen – und diese Entscheidung hatte er nie bereut, denn nur einen Monat später hatte ihm Zupitza bereits das erste Mal das Leben gerettet. Es war in einer Taverne in Kopenhagen gewesen. Drei betrunkene italienische Matrosen hatten sich vorgenommen, dem kleinen, schwächlichen Deutschen in rechter Lebensart zu unterrichten – in diesem Fall darin, wie man »einen guten Tropfen« genießt. Diese Lektion in Trinkkultur bestand darin, Wirth gallonenweise billigen dänischen Säuerling einzuflößen. Als Wirth bereits vollkommen betrunken am Boden lag, beschlossen die Italiener – da man dem deutschen Fritzen ohnehin keine Manieren beibringen könne –, dass es das Beste wäre, wenn dieser unzivilisierte Kerl für immer von der Bildfläche verschwände. Als geeignete Methode, diesen Entschluss in die Tat umzusetzen, erschien es ihnen, einige Flaschen auf Wirths Kopf zu zerschlagen. Just in dem Moment betrat Zupitza die Kneipe – er hatte soeben um ein Haar den hölzernen Abtritt, in dem seine Jagd nach einer der zahlreichen Matrosentrösterinnen erfolgreich geendet hatte, in seine Einzelteile zerlegt. Doch hatte er dabei noch lange nicht seine ganze Kraft vergeudet. Es dauerte nur wenige Sekunden, und keiner der Italiener gab mehr einen Mucks von sich. Der finstere Kellner, dessen abstoßendes Äußeres fast jeden, der genauer hinsah, in die Flucht schlug, zitterte wie Espenlaub, als er zwei Tage später beim Verhör durch die Polizei stockend

und stammelnd versuchte, das Krachen der Hiebe, das Zersplittern des Glases, das Stöhnen und Röcheln der Opfer zu schildern. Als Wirth wieder zu sich gekommen war, hatte er alles Für und Wider des Matrosenberufs abgewogen und ihn daraufhin ein für alle Mal an den Nagel gehängt, als er wieder in Amsterdam angelangt war. Auch Zupitza wollte wieder Festland unter den Füßen haben, und so wurden beide unzertrennlich. Doch das Meer hatte seine Anziehungskraft auf beide nie ganz verloren. Wirth hatte eine damals in Europa noch unbekannte Weise entdeckt, seinen Lebensunterhalt zu verdienen: Er zwang die Hafenschmuggler dazu, ihm eine Abgabe zu entrichten. Zusammen hatten Wirth und Zupitza eine Methode entwickelt, die hervorragend funktionierte, der eine der Kopf und der andere der Arm der gemeinsamen Unternehmungen. Wirth verhandelte mit den Schmugglern, und wenn sie sich nicht kooperativ zeigten, trat Zupitza in Aktion: Er schnappte sich die Delinquenten und machte kurzen Prozess. Fast überall im Europa der Nachkriegszeit war die Polizei hinter den beiden Banditen her. Man fahndete von Hamburg bis Stockholm nach ihnen, auf allen Docks, wo sie ihre blutigen Spuren hinterlassen hatten. Und man versuchte, sie in den Bordellen von Berlin und Wien ausfindig zu machen, wo sie mit Bündeln von Reichsmark um sich warfen, Geld, das allerdings zu jener Zeit schnell an Wert verlor. Die beiden fühlten, dass man ihnen schon dicht auf den Fersen war. Von zufälligen Komplizen wurden sie – gegen wertlose Versprechungen der Ordnungshüter – immer häufiger bei der Polizei verpöfien. Und bald hatte Wirth nur noch

zwei Optionen: entweder nach Amerika auszuwandern, wo allerdings die Mafia regierte, die in Sachen Erpressung eine blutrünstige und rücksichtslose Konkurrenz gewesen wäre – oder einen stillen und friedlichen Rückzugsort in Europa ausfindig zu machen. Ersteres erschien zu gefährlich – und Letzteres fast unmöglich, da so gut wie alle Polizisten die Fahndungsfotos der beiden in ihren Taschen umhertrugen. Jeder Beamte träumte vom unvergänglichen Ruhm, den die Festnahme der beiden mit sich bringen würde.

Doch der blieb ihnen versagt. Es gab nur einen Menschen bei der Polizei, der freiwillig auf diese Lorbeeren verzichtete, und das war der Breslauer Kriminalkommissar Eberhard Mock, dem Mitte der Zwanzigerjahre das Ressort für so genannte »Gewohnheitstäter« im Bezirk Kleinburg unterstand, kurz vor seiner sensationellen Beförderung. Alle Zeitungen hatten über die Blitzkarriere des einundvierzigjährigen Polizisten berichtet, der von einem Tag auf den anderen zu einem der wichtigsten Beamten der Stadt wurde, zum Nachfolger von Mühlhaus, dem Chef der Kriminalabteilung der Breslauer Polizei. Am achtzehnten Mai 1925 hatte Mock im Rahmen einer Routinekontrolle in einem Bordell an der Kastanienallee zitternd vor Angst einen Wachpolizisten von der Straße beordert, um mit ihm zusammen in das Zimmer einzudringen, in dem sich das Duo Wirth & Zupitza gerade mit einem Damentrio vergnügte. Mock, der mit heftigem Widerstand rechnete, hatte überstürzt einige Schüsse auf die zwei Kriminellen abgefeuert, noch bevor diese unter ihren Gespielinnen hervorkriechen konnten. So fesselte

er beide mithilfe des Wachmanns und ließ sie in einer gemieteten Droschke nach Neu-Warnsdorf bringen. Dort, auf dem Hochwasserdamm, stellte Mock den gefesselten und blutüberströmten Banditen seine Bedingungen: Er werde sie nur dann nicht dem Gericht ausliefern, wenn sie sich für immer in Breslau niederließen und ihm ohne Einschränkungen zu Diensten wären. Sie hatten diesen Vorschlag ohne Vorbehalt angenommen. Auch der Wachmann, Kurt Smolorz, hatte gegen diese Vorgehensweise nichts einzuwenden. Er hatte sofort begriffen, worum es Mock ging. Und er hatte verstanden, dass all das auch seiner eigenen Karriere zugute kommen könnte. Die Gangster wurden daraufhin in ein Bordell überführt, das zu den Polizeibehörden geradezu freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Dort fesselte man sie mit Handschellen an ihre Betten und ließ ihnen eine gründliche ärztliche Behandlung angedeihen. Nach einer Woche präzisierte Mock gegenüber den beiden Rekonvaleszenten seine Bedingung: Er verlangte jetzt die nicht zu knapp bemessene Summe von tausend Dollar für sich und fünfhundert für Smolorz, da er nicht mehr an die Stabilität der deutschen Währung glauben mochte, die von der galoppierenden Inflation zusehends geschwächt wurde. Im Gegenzug versprach er Wirth, beide Augen zuzudrücken, was das Erpressen von Schmugglern betreffe –, die ihre illegale Ware nach Stettin schifften –, und dabei im Breslauer Binnenhafen Station machten. Eher war es Sentimentalität, die Wirth dazu bewog, dieses Angebot ohne Wenn und Aber zu akzeptieren. Denn Mock hatte damit gedroht, die Komplizen zu trennen. Er hatte Wirth versi-

chert, dass er – sollte er das Geld nicht in der vereinbarten Zeit herbeischaffen – Zupitza den Hütern des Gesetzes ausliefern werde. Ein zweiter wichtiger Grund für die Abmachung mit Mock war die Aussicht auf einen ruhigen Lebenswandel an ein und demselben Ort – anstelle der bisherigen Unrast. Zwei Wochen später waren Mock und Smolorz reiche Leute. Wirth und Zupitza hingegen, gerade erst dem Strick des Scharfrichters entkommen, hatten sich in einer Domäne eingerichtet, die ihnen bisher gänzlich unbekannt gewesen war. Das Brachland bewirtschafteten sie bald erfolgreich auf die ihnen eigene Art.

An jenem Abend hatten sie sich zu einem feuchtfröhlichen Treffen zusammengefunden, und der lauwarmer Schnaps floss reichlich in der Kneipe von Gustav Thiel an der Bahnhofstraße. Der schwächliche Wirth, dessen Fuchsgesicht zahlreiche Narben verunstalteten, und der vierschrötige, schweigende Golem neben ihm, gaben ein recht auffälliges Paar ab. Einige der Gäste grinsten hinter ihrem Rücken über sie, und ein Stammkunde, ein Dickwanst mit rötlichem, faltendurchzogenem Gesicht, bemühte sich nicht, seine Belustigung zu verbergen. Immer wieder brach er in Gelächter aus und deutete mit seinem fetten Finger auf die beiden. Da sie zudem auf seine Pöbeleien nicht reagierten, hielt er sie bald für Feiglinge. Und für ihn gab es kein größeres Vergnügen, als ängstliche Menschen bloßzustellen. Er stand auf und kam schweren Schrittes über die glitschigen Bodendielen zu seinen Opfern herüber. Vor ihrem Tischchen warf er sich in Positur und lachte heiser:

»Na, was ist, Kleiner ... trinkst du einen mit dem lieben Onkel Konrad?«

Der Angesprochene würdigte ihn keines Blickes. Ruhig malte er mit seinem Finger seltsame Figuren auf das feuchte Wachstuch. Zupitza betrachtete nachdenklich die eingelegten Gurken, die in einer trüben Salzlake schwammen. Als Wirth schließlich den Kopf hob, geschah es nicht aus eigenem Willen: Der Dicke hatte ihn am Schopf gepackt und ihm brutal die Schnapsflasche in den Mund gestoßen.

»Lass mich in Ruhe, du fettes Schwein!« Wirth verdrängte die Erinnerung an sein Abenteuer in Kopenhagen.

Der Dicke blinzelte ungläubig und packte Wirth beim Kragenaufschlag. Er bemerkte nicht, wie sich der Riese neben ihm langsam von seinem Sitz erhob. Im selben Moment, als er Wirth mit seinem Kopf einen Stoß verpassten wollte, schob sich eine riesige, flache Hand zwischen Wirths Gesicht und Konrads gesenkte Stirn und fing den Aufprall ab. Die breiten Finger packten den Dicken an der Nase und bogen seinen Kopf zurück, sodass er mit dem Hinterkopf auf den Schantisch knallte. Wirth war unterdessen auch nicht faul. Er sprang blitzschnell hinter den Tresen, packte seinen Angreifer am Kragen und hielt ihn auf das bierfeuchte Holz gepresst. Und das machte sich Zupitza zu Nutze: Er holte mit beiden Armen weit aus, um sie mit ganzer Kraft wieder zusammenschnellen zu lassen, zwischen seinen Fäusten Konrads Kopf – oder das, was nun davon übrig war: Es hatte geklungen, als hätte der Schlag beide Schläfenknochen zer-

schmettert. Wie Ruß legte sich Schwärze über Konrad. Zupitza packte den zusammengesackten Körper unter den Achseln, während Wirth ihm den Weg freimachte. Alle Anwesenden waren vor Entsetzen verstummt. Es war das letzte Mal, dass irgendjemand über das ungleiche Paar lachte, denn jeder wusste, dass man sich mit Konrad besser nicht anlegte.

Breslau. 15. Juli 1934.

Neun Uhr abends

In Zelle Nummer zwei im Untersuchungsgefängnis hatte man ein nicht gerade alltägliches Gerät aufgestellt: einen Zahnarztstuhl, an dessen Fußstützen und Armlehnen Ledergurte mit Messingschnallen angebracht waren. Jetzt spannten sich die Gurte stramm um die massiven Extremitäten eines Mannes, der vor Entsetzen beinahe seinen Knebel verschluckte.

»Herrschaften, wisst Ihr, wovor sich jeder Sadist auf der Welt am meisten fürchtet? Richtig: vor einem anderen Sadisten!« Mock drückte in aller Seelenruhe seine Zigarette aus. »Na, Schmidt, jetzt guck dir mal diese beiden da an!« Er zeigte auf Wirth und Zupitza. »Das sind die beiden übelsten Sadisten in Europa. Und weißt du auch, was die beiden am liebsten tun, na? Wenn du brav auf meine Fragen antwortest, wirst du es nie erfahren ...«

Mock gab Smolorz das Zeichen, Konrad von seinem Knebel zu befreien. Der Gefesselte atmete schwer. Anwaldt stellte ihm die erste Frage:

»Was hast du beim Verhör mit Friedländer gemacht, dass er den Mord an Marietta von der Malten gestanden hat?«

»Nichts. Er hat einfach Angst vor uns gehabt, das war alles. Er hat gesagt, dass er sie umgebracht hat.«

Anwaldt gab dem Duo ein Zeichen. Wirth zog Konrads Kinnlade nach unten, und Zupitza klemmte ihm eine Eisenstange zwischen Unter- und Oberkiefer. Mit einer Kombizange packte er einen der oberen Schneidezähne und brach ihn in der Mitte durch. Konrad brüllte etwa eine halbe Minute lang vor Schmerz – erst dann befreite Zupitza ihn von der Eisenstange. Anwaldt wiederholte seine Frage.

»Wir haben die Tochter von diesem Juden auf eine Liege gefesselt. Walter hat gesagt, dass wir sie vergewaltigen, wenn er nicht zugibt, die Frauen erstochen zu haben.«

»Welcher Walter?«

»Piontek.«

»Und? Hat er gestanden?«

»Ja. Warum zum Teufel fragst du mich das alles?« Konrad wandte sich zu Mock. »Das ist für Sie ...«

Mock ließ ihn nicht ausreden.

»Du hast sie aber trotzdem gefickt, die kleine Jüdin, was, Schmidt?«

»Klar doch.« Konrads Augen verschwanden zwischen seinen fetten Lidern.

»Und jetzt sag uns noch, wer dieser Türke ist, der zusammen mit dir Anwaldt gefoltert hat.«

»Das weiß ich nicht. Der Chef hat einfach gesagt, ich soll den da ... na, eben ...« Seine Augen wiesen auf Anwaldt.

Auf ein Zeichen hin klemmte ihm Zupitza die Stange wieder zwischen die Kiefer. Mit der Zange bekam er den Stummel des abgebrochenen Zahns zu fassen und zog kräftig daran. Das Zahnfleisch gab mit einem hässlichen Knirschen nach. Und kurz darauf hatte Zupitza auch den zweiten Schneidezahn abgebrochen. Konrad verschluckte sich an seinem Blut, er würgte und röchelte. Sie ließen noch eine Minute verstreichen, bevor sie ihm die Stange aus dem Mund nahmen. Aber Schmidt konnte nicht sprechen – sein Kiefer hing lose herab und Smolorz hatte eine ganze Weile damit zu tun, ihn wieder einzurenken.

»Ich frage noch einmal: Wer ist der Türke? Wie heißt er, und was macht er bei der Gestapo?«

»Ich weiß nicht. Ich schwöre es.«

Diesmal kniff Schmidt seinen Mund mit aller Kraft zu, um zu verhindern, dass die Stange wieder zur Anwendung kam. Aber Wirth zog einen Hammer hervor und setzte einen übergroßen Nagel auf Konrads Hand an. Er schlug zu. Konrad schrie auf, und Zupitza zeigte, nicht zum ersten Mal an diesem Tag, eine blitzschnelle Reaktion: Sobald der Gestapomann den Mund aufgerissen hatte, befand sich schon wieder die Stange darin.

»Wirst du sprechen, oder willst du noch ein paar Zähne loswerden?«, fragte Anwaldt. »Wirst du sprechen?«

Der Gefesselte nickte mit dem Kopf. Als die Stange aus seinem Mund entfernt war, sagte er hastig:

»Kemal Erkin. Er will bei der Gestapo lernen, dafür ist er hierher gekommen. Unser Chef hält große Stücke auf ihn. Mehr weiß ich nicht.«

»Wo wohnt er?«

»Ich weiß es nicht.«

Mock war sicher, dass Konrad alles gesagt hatte. Leider – sogar fast zu viel. Denn sein »Das ist doch für Sie ...« hatte das dunkle Geheimnis seiner Abmachung mit Piontek berührt. Aber zum Glück hatte er es lediglich gestreift. Es war ungewiss, ob einer der Anwesenden den abgebrochenen Satz hätte vervollständigen können. Mock sah zu Anwaldt hinüber, der trotz seiner Müdigkeit sichtlich erregt war. Nur Smolorz schien ruhig wie immer. *(Nein, sie hatten sich bestimmt nichts dabei gedacht.)* Wirth und Zupitza sahen Mock erwartungsvoll an.

»Herrschaften, mehr ist wohl nicht aus ihm herauszukriegen.« Mock trat zu Konrad und stopfte ihm den Knebel wieder in den Mund. »Wirth, von diesem Menschen darf nicht die kleinste Spur zurückbleiben, verstehst du mich? Und außerdem rate ich euch, Deutschland zu verlassen. Man hat euch in der Kneipe gesehen, wie ihr Schmidt fertig gemacht habt. Wenn ihr dort ein wenig professioneller aufgetreten wärt und gewartet hättet, bis der Kerl das Lokal verließ, dann hättet ihr völlig unbehelligt draußen euer Mütchen an ihm kühlen können. Aber ihr habt euch hinreißen lassen. Musstet ihr denn unbedingt gleich in der Kneipe mit ihm abrechnen? Ich habe nicht gewusst, Wirth, dass du so gewalttätig reagierst, wenn dir jemand einen kleinen Schnaps einflößt. Wie dem auch sei. Morgen, wenn Konrad nicht bei der Arbeit erscheint ... oder spätestens übermorgen wird die ganze Breslauer Gestapo hinter euren Visagen her sein. Und in drei Tagen wird man in ganz Deutschland nach euch su-

chen. Ich rate euch, das Land zu verlassen. Möglichst weit weg ... Was eure Schuld bei mir betrifft, so betrachte ich sie als getilgt.«

X

Breslau, Montag 16. Juli 1934.

Neun Uhr vormittags

Die Leiche von Konrad Schmidt lag schon seit über zehn Stunden auf dem Grunde der Oder, in der Nähe der Hollandwiesen, als Mock und Anwaldt sich genüsslich ihre Bairam-Zigarren ansteckten und den ersten Schluck eines starken arabischen Kaffees zu sich nahmen. Leo Hartner versuchte nicht, seine Zufriedenheit zu verbergen. Er war sicher, dass er mit seinem Bericht das Interesse seiner beiden Zuhörer wecken, sie sogar verblüffen würde. Er ging im Zimmer auf und ab und entwarf im Kopf seinen Vortrag, er legte sich die Erwiderungen auf alle Gegenargumente zurecht und formulierte schließlich eine schlüssige Quintessenz. Als er sah, dass seine Gäste durch die herrschende Stille leichte Ungeduld zeigten, begann er seine Ausführungen mit einer scheinbaren Abschweifung.

»Meine Herren, in seiner ›Geschichte der persischen Literatur‹ erwähnte Wilhelm Grünhagen ein verloren geglaubtes historisches Werk aus dem vierzehnten Jahrhundert, in dem die Kreuzzüge beschrieben sind. Dieses Werk, das den Titel ›Die Kämpfer Allahs und der Krieg

gegen die Ungläubigen« trägt, hat angeblich ein hochgebildeter Perser, ein gewisser Ibn Sahim geschrieben. Jetzt können Sie natürlich sagen: Es sind schließlich schon viele Werke verloren gegangen! ... was soll's also ... eine alte Handschrift mehr oder weniger ... doch diese Gering-schätzung wäre hier nicht angebracht. Denn wenn die Schrift des Ibn Sahim heute zugänglich wäre, dann hätten wir nicht nur eine Quelle mehr über die faszinierende Geschichte der Kreuzzüge. Sie wäre nämlich deshalb so interessant, weil von einem Mann verfasst, der auf der anderen Seite stand: von einem Mohammedaner.«

Mock und Anwaldt erfüllten die Hoffnung des Vortragenden völlig. Keiner von beiden hatte zwar die Altphilologie zu seinem Beruf gemacht, aber die epische Breite von Hartners Erzählung störte sie keineswegs. Das spornete Hartner an. Er legte seine schmale Hand auf einen Stoß Papier.

»Meine Herren, ein Traum vieler Historiker und Orientalisten ist Wirklichkeit geworden. Was hier vor mir liegt, ist das verloren geglaubte Werk des Ibn Sahim. Und wer hat es entdeckt? Richtig, es war Georg Maass. Ich weiß nicht, wie er davon erfahren hat, dass sich diese Handschrift die ganze Zeit unkatalogisiert in der Breslauer Bibliothek befand, ob er selber darauf gekommen ist oder irgendeinem Hinweis gefolgt ist. Jedenfalls ist es nicht leicht, ein Manuskript ausfindig zu machen, das, wie dieses hier, mit zwei anderen, kleineren, zusammen in einem Band eingebunden ist. Kurz und gut: Diese Entdeckung wird Maass weltberühmt machen ... umso mehr, als er das Werk auch ins Deutsche übersetzt. Und

ich muss zugeben, seine Übersetzung ist einerseits treu und andererseits gleichzeitig sehr schön. Auf den Fotografien, die ich von Ihnen bekommen habe, ist die Übertragung eines sehr interessanten Fragments dieser Chronik zu sehen. Darin ist die Rede von einem makabren Mord, den zwei Männer – ein Türke und ein Kreuzritter – an den Kindern des Emir Al-Shausi, eines Führers der Yeziden-Sekte, im Jahre 1205 begangen haben. Das ist sehr verwunderlich für alle Kenner der Geschichte der Kreuzzüge, denn der vierte Kreuzzug im Jahre 1205 gelangte nur bis Konstantinopel! Aber man kann wohl nicht ganz ausschließen, dass doch einige wenige Truppen in so entfernte Gebiete wie Anatolien oder sogar Mesopotamien vorstießen. Diese Abenteurer, die auf der Suche nach Reichtum waren, plünderten und raubten, was ihnen unter die Hände kam, und nicht selten waren sie mit den Mohammedanern äußerst gut gestellt. Häufigstes Ziel ihrer Angriffe waren die Yeziden.«

Anwaldt verfolgte angestrengt die Ausführungen. Mock sah auf die Uhr und öffnete den Mund, um Hartner höflich zu bitten, zur Sache zu kommen. Der hatte seine Absicht jedoch bereits erkannt:

»Ja, gleich, Herr Direktor, ich werde sofort erklären, wer die Yeziden waren. Es handelt sich um eine recht geheimnisumwitterte Sekte, deren Wurzeln bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichen und die es bis heute gibt – man hält sie gemeinhin für Satanisten. Doch das wäre eine grobe Vereinfachung. Es stimmt zwar, dass die Yeziden Satan huldigen, aber einem Satan, der für seine Sünden Buße tut. Trotz der Buße ist er jedoch immer noch

überaus mächtig. Diesen Gott des Bösen nennen sie Malak-Taus, dargestellt wird er als ›Engel Pfau‹. Er regiert die Welt mithilfe von sechs oder sieben Engeln, auch diese wurden als Pfauen dargestellt, aus Eisen oder Bronze. Kurz gesagt, die Religion der Yeziden ist eine Mischung aus Islam, Christentum, Judentum und Mazdaismus, also aller Bekenntnisse, deren Anhänger die Berge im Zentrum Mesopotamiens durchquert haben, um westlich von Mosul die Relikte ihres Glaubens zu hinterlassen. Im täglichen Umgang waren die Yeziden eine sehr friedfertige Gemeinschaft, ordentlich und reinlich – so hat sie jedenfalls Austen Henry Layard, ein Reisender und Archäologe, der im neunzehnten Jahrhundert gelebt hat, ausdrücklich beschrieben. Sie sind durch viele Jahrhunderte hindurch von allen verfolgt worden: von Kreuzrittern, Arabern, Türken und Kurden. Es soll Sie daher nicht wundern, wenn sich sogar die Kreuzfahrer und die Sarazenen gegen die Yeziden verbündet hatten. Für alle, die gegen diese Glaubensgemeinschaft vorgingen, war der Stein des Anstoßes der Kult um einen ›Gott des Bösen‹ – das war für sie die Rechtfertigung für ihre überaus grausamen Massaker. Und die solcherart dezimierten Yeziden revanchierten sich bei ihren Feinden mit gleicher Unerbittlichkeit: Der Aufruf zur Stammesrache wurde von Generation zu Generation weitergegeben. Bis heute leben sie an der Grenze zwischen der Türkei und Persien, sie haben ihre Riten unverändert beibehalten, ebenso ihren eigenartigen Glauben ...«

»Doktor Hartner«, Mock hielt es nicht mehr aus vor Ungeduld, »das alles ist ja sehr spannend, aber jetzt sagen

Sie uns doch bitte: Hat diese interessante Geschichte, die sich vor einigen Jahrhunderten abgespielt hat, abgesehen von der Tatsache, dass Maass sie ans Tageslicht gebracht hat, mit unserem Fall etwas zu tun?«

»Ja. Sie hat sogar sehr viel damit zu tun.« Hartner liebte es, seine Zuhörer auf die Folter zu spannen. »Denn wir müssen das präzisieren: Nicht nur Maass wusste von der Chronik, sondern auch derjenige, der Marietta von der Malten ermordet hat.« Die verwunderten Mienen seiner Zuhörer bereiteten Hartner großen Genuss. »Ich möchte behaupten, und dafür lege ich meine Hand ins Feuer, dass die Aufschrift auf der Wand des Salonwagens, in dem die unglückliche junge Frau gefunden wurde, aus dieser persischen Chronik stammt. In der Übersetzung lautet sie: ›Doch in ihren Eingeweiden tanzten Skorpionne.‹ Haben Sie ein wenig Geduld, ich werde Ihnen gleich alle Fragen beantworten ... Aber ich muss Ihnen noch ein wichtiges Detail darlegen. In einer anonymen Quelle, die wohl Ende des dreizehnten Jahrhunderts verfasst und von einem Franken überliefert wurde, finden wir Hinweise darauf, dass die halbwüchsigen Kinder des Yeziden-Priesters Al-Shausi von einem ›germanischen Ritter‹ ermordet wurden. Am vierten Kreuzzug haben allerdings nicht mehr als zwei unserer Landsmänner teilgenommen. Einer davon ist in Konstantinopel ums Leben gekommen. Aber der zweite war ein gewisser Godfryd von der Malten. Sie haben richtig gehört, meine Herren, es war ein Vorfahre unseres Barons.«

Mock verschluckte sich an seinem Kaffee und prustete kleine schwarze Tröpfchen auf seinen hellen Anzug. Und

Anwaldt begann zu zittern, er fühlte, wie ihm die Haare am ganzen Körper zu Berge standen. Beide fassten sich und rauchten schweigend. Hartner, der die Reaktionen seiner Gäste genau beobachtet hatte, glühte vor innerer Freude – eine Freude, die auf recht merkwürdige Art zu der finsternen Geschichte der Yeziden und der Kreuzzüge im Widerspruch stand. Mock brach das Schweigen:

»Herr Direktor, mir fehlen die Worte, um Ihnen angemessen für Ihr eingehendes Gutachten zu danken! Ich bin überwältigt von den neuen Perspektiven, die sich durch diese Geschichte für uns auftun – wie ich sehe, ist auch mein Assistent beeindruckt. Erlauben Sie, dass wir Ihnen noch einige Fragen stellen? Dabei wird es unvermeidlich sein, dass wir einige Geheimnisse unserer Fahn-dung preisgeben. Ich möchte Sie jedoch bitten, darüber Stillschweigen zu bewahren.«

»Selbstverständlich. Ich bin bereit.«

»Aus Ihrem Gutachten geht hervor, dass der Mord an Marietta von der Malten ein Racheakt nach hunderten von Jahren war. Davon zeugt die blutige Schrift im Salon-abteil, ein Zitat aus einem Werk, das niemandem bekannt war und das gemeinhin für verschollen galt. Erste Frage: Ist es möglich, dass Professor Andreae, der sich ja besonders gut auf dem Gebiet der orientalischen Sprachen und Handschriften auskennt, aus irgendeinem Grund dieses Zitat nicht entziffern konnte? Wenn Sie das nämlich für ausgeschlossen halten, dann liegt es auf der Hand, dass er uns bewusst in die Irre geführt hat.«

»Lieber Herr Mock, das ist vollkommen klar: Andreae hat diese Aufschrift nicht entziffern können. Er ist in er-

ster Linie Turkologe, und soviel ich weiß, ist er mit keinen anderen Sprachen vertraut als Türkisch, Arabisch, Hebräisch, Syrisch und Koptisch. Die Chronik von Ibn Sahim ist jedoch in persischer Sprache verfasst. Die Yeziden haben damals Persisch gesprochen, heute sprechen sie Kurdisch. Versuchen Sie einmal, einem Kenner der hebräischen Sprache – und sei es dem ausgezeichnetsten – einen jiddischen Text, in hebräischen Zeichen geschrieben, lesen zu lassen. Ich garantiere Ihnen, dass er, wenn er kein Jiddisch beherrscht, mit dem Text nicht das Geringste anfangen kann. Andreae kennt zwar die arabische Schrift – denn türkische Texte wurden bis vor kurzem nur mit arabischen Zeichen geschrieben. Aber Persisch kann er nicht. Das kann ich mit Gewissheit sagen, da ich bei ihm studiert habe. Er konnte also die arabischen Zeichen des Textes identifizieren, aber sicher so gut wie nichts von dessen Inhalt verstehen. Und da er um jeden Preis seinen guten Ruf als Wissenschaftler bewahren wollte, hat er sich ganz einfach eine ›Übersetzung aus dem Altsyrischen‹ aus den Fingern gesogen. Nebenbei bemerkt hat er so etwas schon öfter getan. Einmal hat er sogar eine koptische Inschrift erfunden, die dann auch noch Grundlage für seine Habilitation war ...«

Anwaldt meldete sich endlich zu Wort: »Wenn Maass der Entdecker der Chronik war, deren Verse man auf die Wand des Salonabteils geschmiert hat, dann hieße das, dass er als Mörder in Frage kommt. Es sei denn, dass jemand anderer, der schon früher einmal mit diesem Text zu tun gehabt hatte, ihn aus irgendwelchen Gründen Maass zugespielt hat. Herr Direktor, hat eigentlich vor

Maass schon einmal jemand diesen Band mit den Handschriften ausgeliehen?»

»Ich habe das Leihregister genau studiert, und ich kann Ihnen mit Sicherheit sagen, dass seit dem Jahre 1913 niemand außer Maass diese Schrift in Händen gehalten hat. Länger als zwanzig Jahre werden die Leihdaten nicht in Evidenz gehalten. Es hat auch sicher keiner die beiden mit eingebundenen Manuskripte gelesen.«

»Herbert!«, donnerte Mock, »Maass hat ein hieb- und stichfestes Alibi: Er hat am 12. Mai zwei Vorlesungen in Königsberg gehalten, das haben sechs seiner Hörer bestätigt. Aber ganz sicher hat er etwas mit den Mördern zu tun. Denn er hat uns wohl kaum lediglich aus beruflichem Ehrgeiz getäuscht und den Text aus dem Salonabteil vollkommen falsch übersetzt! Außerdem: Woher hat er gewusst, dass sich diese Handschrift in Breslau befindet? Vielleicht hat er auch unseren ›Nekrolog‹ durchgesehen und ist erst dadurch auf die Spur dieser persischen Chronik gestoßen? Aber das sind Fragen, die ich wohl Maass persönlich stellen sollte.« Er wandte sich an Hartner: »Herr Direktor, halten Sie es für möglich, dass jemand die Handschrift gelesen hat, ohne dass sie im Register eingetragen wurde?«

»Kein Bibliothekar würde eine Handschrift aus der Hand geben, ohne das im Register zu vermerken. Abgesehen davon dürfen Handschriften nur an Wissenschaftler mit entsprechenden Referenzen von einer Hochschule ausgegeben werden und nur im Lesesaal benutzt werden.«

»Er sei denn, dass der Bibliothekar mit einem der Leser

eine Vereinbarung trifft und die entsprechende Eintragung unterlässt.«

»So etwas kann ich natürlich nicht ausschließen.«

»Beschäftigen Sie jemanden in Ihrer Bibliothek, der Orientalistik studiert hat?«

»Im Moment nicht. Vor zwei Jahren hat bei mir ein Arabist als Bibliothekar gearbeitet. Er ist aber nicht mehr bei uns, da er einen Lehrauftrag an der Marburger Universität erhielt.«

»Wie hieß er?«

»Otto Specht.«

Anwaldt notierte sich den Namen. Leise sagte er: »Nur eine Frage lässt mich nicht los: Warum hat man Marietta von der Malten auf derart umständliche Weise ermordet? Vielleicht, weil auf ähnlich grausame Art die Kinder dieses Ober-Yeziden umgebracht worden sind? Ist es vielleicht so, dass die Art der Rache genau der Missetat entsprechen muss, auch wenn sie schon Jahrhunderte zurückliegt? Aber wie hat dieses Verbrechen genau ausgesehen? Was steht denn darüber in der Chronik?«

Hartner erschauerte vor Kälte und schenkte sich noch eine Tasse heißen Tee ein.

»Das ist eine sehr gute Frage. Lassen wir den persischen Chronisten berichten.«

XI

Mesopotamien, Sinjar-Gebirge,
drei Tagesritte westlich von Mosul.

Zweiter Safar, im Jahre 601 nach der Hedschra

Dies sind die Worte von Hussein, Sohn des Sahim, Allah sei ihm gnädig! Dieses Kapitel enthält den Bericht eines rechtmäßigen Aktes der Vergeltung, den ein Krieger Allahs an den Kindern eines Pirs verübte, der dem Satan huldigte, verdammt sei sein Name in alle Ewigkeit ...

Die Abendsonne sank tiefer am blauen Firmament. Die Konturen der Berge traten schärfer hervor, und die Luft wurde klarer. Am Rande eines steilen Abgrunds schob sich ein Reiterzug langsam vorwärts. An dessen Spitze ritten zwei Kommandanten: ein Kreuzritter und ein türkischer Krieger. Soeben hatten sie den Pass erreicht, hinter dem sich ihnen der Anblick einer Landschaft bot, die sanft zum Tal hin abfiel. Sie hielten ihre Pferde an und streckten sich zufrieden im Schatten einiger Felsen aus, die wie die Türme eines Minaretts emporragten. Die etwa vierzig nachfolgenden Reiter, teils Christen, teils Mohammedaner, taten es ihnen gleich. Mit großer Erleichterung setzte der Kreuzritter seinen Topfhelm ab – der Na-

ckenschutz hatte auf seinem feuchten Hals bereits einen roten, geschwollenen Striemen hinterlassen. Unter dem Vollvisier war die Hitze unerträglich geworden, und auch sein mit Malteserkreuzen bestickter Waffenrock war schweißdurchtränkt. Sein Pferd, dessen Haupt eine meisterhaft geschmiedete Rossstirn zierte, schnaubte heftig, und weiße Schaumflocken tropften von seinen Nüstern.

Dem türkischen Offizier hingegen schien die Anstrengung nicht im selben Maße zuzusetzen. Mit großem Interesse begutachtete er die Armbrust des Kreuzritters. Ähnlich wie seine Krieger war auch er in Vollvisier, seine Sturmhaube war mit einem weißen Band umwickelt. Er trug ein Kettenhemd, weiße, bis knapp über die Knie fallende Hosen und hohe schwarze Stiefel. Die Bewaffnung des Türken und seiner Gefolgsleute bestand aus Hornbögen und Köchern mit dreifach befiederten Pfeilen, dazu trugen sie einen Säbel, den die Araber *sif* nennen. Ihr Kommandant führte zusätzlich eine eiserne Streitaxt mit sich, deren silberne Intarsien sich zu arabischen Ornamenten fügten.

Nach einer kurzen Rast hatte der christliche Ritter sich erholt und der Sarazene sein Interesse an der Armbrust verloren. Beide ließen das Tal nicht aus den Augen, das sich am Ende des felsigen Hangs erstreckte. Zwischen grünen Palmen erkannte man einen flachen, weitläufigen Tempel, in dessen Wände zahlreiche Nischen eingelassen waren, worin blakende Öllampen brannten. Immer wieder trat eine Gestalt zu einem der Lichter, bewegte die rechte Hand einige Male über der Flamme, um sich dann mit den rußgeschwärzten Fingern über die rechte Au-

genbraue zu streichen. Doch es war nicht dieses seltsame Verhalten der Menschen im Tal, das die Aufmerksamkeit der beiden Kommandanten fesselte. Beide versuchten angestrengt, die Anzahl der Fremden zu erfassen, und beide kamen etwa zum selben Ergebnis: Im Umkreis des Tempels und der umgebenden Gebäude drängten sich an die zweihundert Personen beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters. Besonders die Männer waren auffällig gekleidet, sie trugen eng anliegende Bußhemden und schwarze Turbane und achteten unablässig darauf, dass keines der Öllichter erlosch. Sobald eines ausgebrannt war, hatten sie einen in frisches Öl getauchten Docht zur Hand, sodass bald eine neue Flamme zischend aufloderte.

Die Nacht senkte sich auf die Erde. Im Licht der Öllampen begann nun ein rituelles Treiben, wilde, ekstatische Tänze. Im ganzen Tal hallten leidenschaftliche Gesänge wider. Kehlige Schreie zerrissen die Luft. Der Kreuzritter zweifelte nicht, dass er Zeuge einer Orgie der babylonischen Königin Semiramis war. Die Nerven des Türken waren zum Zerreißen gespannt. Beide riefen ihren Kriegern Befehle zu. Langsam und mit Bedacht ritten sie den Berghang hinab, während in der Luft die Namen der sieben Engel wirbelten: Jibraïl, Mikaïl, Israfaïl, Azraïl, Dardaïl, Turaïl und Samnaïl. Der durchdringende Lärm der Trommeln, Flöten und Tamburine erfüllte das ganze Tal. Frauen fielen in Trance, Männer drehten sich wie hypnotisiert um ihre eigene Achse, Priester opferten das Fleisch und die Innereien eines Lammes und verteilten alles an die Umstehenden. Bis die Reihe an sie kam, kauten sie die getrockneten Feigen, die sie auf Schnüre gezogen hatten.

Plötzlich ertönte das Donnern von Pferdehufen. Die Gläubigen wandten entsetzt ihre Gesichter vom heiligen Feuer ab. Die gepanzerten, mit Kreuzen geschmückten Pferde galoppierten direkt in das Getümmel. Der Kreuzritter berauschte sich an dem süßen Gefühl seines rechten Glaubens, als er mit seinem Schwert zahlreiche menschliche Körper durchbohrte: Hier, unter seinem treuen Werkzeug, starben zum Lob des Gottes nun die Huldiger Satans und der sieben gefallenen Engel, deren klingende Namen eben noch so stolz die Luft erfüllt hatten. Die Pfeile der Türken schwirrten durch den Qualm des Feuers und der Öllampen, und Blut floss über die grellbunten Gewänder und Turbane. Nur wenige der Überfallenen zogen aus den Gurten ihre gekrümmten Waffen und versuchten, sich den rasenden Eroberern entgegenzustellen. Das Sausen der Pfeile und das Sirren der Armbrustsehnens ließen eine absonderliche Musik erklingen. Die spitzen Geschosse bohrten sich in weiches Fleisch, zersplitterten Knochen, zerrissen gespannte Muskeln. Es dauerte nicht lange, und die wilden Angreifer wandten sich den Frauen zu, die bisher als Einzige unversehrt geblieben waren. Im ehernen Zugriff der rüstungsbewehrten Arme wich das Blut aus ihren braunen Gesichtern, verzerrten sich die schönen, ebenmäßigen Züge, lösten sich die kunstvoll geflochtenen Zöpfe, verwelkten Blüten, die das Haar geschmückt hatten, klirrten die goldenen und silbernen Münzen an den Schläfen und die geschliffenen Steine über der Stirn, zerrissen die gläsernen Perlenketten. Einige der Frauen suchten in Nischen und Felsspalten Zuflucht vor der Gewalt ihrer Peiniger. Doch die

Kreuzritter und Sarazenen zerrten sie aus ihren Verstecken hervor, um sie wie von Sinnen umso heftiger in Besitz zu nehmen. Wer auf diese Art noch keine Trophäe erlangt hatte, hielt sich an die wenigen noch lebenden Männer und metzelte sie ohne Erbarmen nieder. Die überwältigten Frauen fügten sich demütig in ihr Los. Sie wussten, dass sie nun auf dem Sklavenmarkt feilgeboten würden.

Nach und nach senkte sich wieder Stille auf das Tal, nur vereinzelt ließ sich noch ein Schrei des Schmerzes oder der Wollust vernehmen.

Beide Kommandanten standen auf dem Vorplatz des Tempels, vor dem Eingang des Hauses, in dem der Mann lebte, den sie seit langem suchten: der heilige Pir Al-Shausi. In die Hauswand waren fünf Symbole eingeritzt: Schlange, Axt, Kamm, Skorpion und eine kleine Menschenfigur. Daneben las man auf Arabisch die gemeißelte Inschrift: »Allah! Es gibt keinen Gott außer Ihm, dem Lebendigen, dem Ewigen! ... Sein ist, was in den Himmeln und was auf Erden.«

Der Türke blickte den Kreuzritter an und erklärte: »Ein Vers aus der zweiten Sure des Korans.« Der Kreuzritter kannte den berühmten Spruch, denn er hatte ihn während des Massakers aus dem Munde der Sarazenen und an vielen Abenden aus dem der betenden arabischen Sklavinnen gehört. Doch er scherte sich nicht um die heiligen Worte der Inschrift, die das Haus des Al-Shausi schützen und segnen sollte – ebenso wenig, wie er sich vor einem Jahr um den Gott der Byzantiner geschert hatte, als er auf einem Beutezug den Tempel Konstantinopels geschändet und besudelt hatte.

Sie betraten das Haus. Zwei türkische Krieger bewachten die Tür, damit es niemand ungesehen verlassen konnte, die anderen machten sich drinnen auf die Suche nach dem heiligen Alten. Anstelle des Pirs trugen sie bald zwei zusammengerollte Teppiche herbei, in denen etwas heftig zappelte. Sie wurden aufgerollt, und vor den Füßen der Kommandanten lagen ein verzweifeltes, dreizehnjähriges Mädchen und ein nur wenig älterer Jüngling – die Kinder des Gesuchten. Dem Priester selbst war die Flucht in die Wüste geglückt. Wortlos warf sich der Anführer der Kreuzritter an Ort und Stelle auf das Mädchen, um sich an ihm zu vergehen – nur ein kurzer Moment, und sie war eine weitere Beute seines Kriegszugs geworden. Der Bruder des Mädchens stieß etwas von Vater und Rache hervor. Doch der Unhold beachtete ihn nicht. Im Licht der Öllampen erblickte er einige Skorpione, die aus einem gesprungenen Tonkrug gekrochen waren. Diese flößten ihm keineswegs Furcht ein, vielmehr schien das Auftauchen der gefährlichen Geschöpfe seinen Blut- rausch nur noch anzustacheln. Der Raum war erfüllt von den bestürzten Rufen der Männer, dem Gestank des Öls, den tanzenden Schatten an der Wand. Mit Genugtuung fasste der Kreuzritter den Entschluss, die Kinder des obersten Priesters der satanischen Sekte auf beispielhafte Art und Weise zu bestrafen. Er befahl seinem Gefolge, die Leiber der beiden zu entblößen. Dann hob er sein Schwert, seinen treuen Gefährten im Kampf *ad majorem Dei gloriam*, und stach mit sicherer Hand zu. Die Spitze der Klinge glitt leicht in das zarte Fleisch und durchpflügte mit einem Schnitt den samtigen Bauch des Mädchens, und

gleich darauf schlitze sie auch den Leib des Jünglings auf, der bereits den ersten Flaum trug. Aus den klaffenden Wunden quollen die Gedärme hervor. Der Kreuzritter nahm seinen Helm ab und trieb gewandt mit dem Stilet die Skorpione dort hinein. Er neigte den Helm wie ein Opfergefäß über die Eingeweide beider Opfer. Die Bestien krümmten und wanden sich wütend in den warmen Gedärmen, sie fanden keinen Halt in all dem Blut und stießen blindlings ihre giftigen Stacheln in das weiche Gewebe. Doch es dauerte noch lange, bis die beiden Opfer ihr Leben aushauchten. Dabei hielten sie die flammenden Blicke ohne Unterlass auf ihren Peiniger gerichtet.

XII

Breslau, Montag, 16. Juli 1934.

Vier Uhr nachmittags

Die Hitze wurde am frühen Nachmittag noch unerträglicher, doch sonderbarerweise schienen weder Mock noch Anwaldt davon Notiz zu nehmen. Dem Assistenten machte sein schmerzender Kiefer zu schaffen, der Zahnarzt hatte ihm eine Stunde zuvor einen Zahn samt Wurzel gezogen. Sie saßen beide in ihren Arbeitszimmern im Polizeipräsidium, und beider Gedanken kreisten um dasselbe Thema: Sie hatten den Mörder gefunden, Kemal Erkin! Damit hatte sich ihr erster, noch intuitiver Verdacht bestätigt, der auf einer einfachen Assoziation beruhte: Der tätowierte Skorpion auf der Hand des Türken – die Skorpione im Bauch der Baroness – der Türke musste der Mörder sein. Nach Hartners Vortrag hatte diese Assoziation etwas gewonnen, ohne das sie bei der weiteren Fahndung im Dunklen getappt wären: ein Motiv. Die Ermordung der Baroness Mariette von der Malten war also die Rache für das Verbrechen an den Kindern des Yeziden-Priesters Al-Shausi im Jahre 1205. Und ein Vorfahre des Barons, der Kreuzritter Godfryd von der Malten, hatte es verübt. Wie Hartner sagte, wurde die

Forderung nach Rache von Generation zu Generation weitergetragen. Doch es bestanden noch Zweifel: Warum war der Befehl erst jetzt, nach siebenhundert Jahren, vollstreckt worden? Um diese Zweifel zu zerstreuen und den Verdacht in unumstößliche Gewissheit zu verwandeln, war es unerlässlich, die Antwort auf eine Frage zu finden: War Erkin ein Yezide? Diese Frage aber würde leider noch eine Zeit lang unbeantwortet bleiben. Denn über Erkin wusste man derzeit nicht viel mehr als seinen Namen, seine Herkunft und die wenigen Brocken aus dem Mund des dicken Konrad: »Er will bei der Gestapo lernen.« Das hätte heißen können, dass der Türke bei der Gestapo in Breslau eine Art Praktikum absolvierte. Eines jedoch war sicher: Der mutmaßliche Mörder musste festgenommen werden, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln. Und er musste verhört werden. Auch das unter Anwendung aller zur Verfügung stehenden Mittel.

Das war der Punkt, an dem die übereinstimmenden Gedanken beider Polizisten auf ein ernstes Hindernis stießen. Denn die Gestapo hütete jedes Geheimnis wie ihren Augapfel. Ganz sicher würde Forstner, der seinen Hals nach dem Tod des Barons von Köpperlingk gerade »aus der Schlinge« befreit hatte, nicht mit dem ihm verhassten Mock zusammenarbeiten wollen. Folglich schien es überaus schwierig, auch nur das Elementarste über Erkin herauszufinden – ganz zu schweigen von Informationen, die vielleicht Erkins Zugehörigkeit zu einer geheimen Organisation oder Sekte beweisen konnten. Mock musste sein Gedächtnis nicht besonders strapazieren, um

auszuschließen, dass er Erkin niemals im Polizeipräsidium angetroffen hatte. Das war auch nicht weiter verwunderlich, denn die ehemalige Politische Abteilung des Präsidiums, die sich im Westflügel des Gebäudes am Schweidnitzer Stadtgraben 2/6 befand, war nach Pionteks Sturz und Forstners Aufstieg zu einem Terrain geworden, in das selbst Mocks Informanten keinen Einblick mehr hatten. Es war schon lange von Nazis durchsetzt, und nach Görings Dekret vom Februar offiziell von ihnen übernommen worden. Inzwischen war die Abteilung ein unabhängiger und undurchschaubarer Organismus, dessen zahlreiche Personendossiers sich in einigen angemieteten Villen im Stadtteil Kleinburg befanden, für jeden Außenstehenden absolut unzugänglich. Es war möglich, dass Erkin in einer dieser Villen arbeitete, aber auch dass er sich ausschließlich im »Braunen Haus« an der Neudorfstraße aufhielt. Früher hatte sich Mock einfach an den Chef der betreffenden Polizeiabteilung gewandt, wenn er eine Information benötigte, aber das war jetzt vollkommen ausgeschlossen. Der ihm feindlich gesinnte Chef der Gestapo, Erich Kraus, die rechte Hand des berühmten Breslauer SS-Chefs Udo Woyrsch, hätte sich wahrscheinlich eher zu jüdischer Herkunft bekannt, als auch nur ein Sterbenswörtchen einer noch so unwesentlichen Information nach außen dringen zu lassen.

Wie man nun an weitere Angaben über Erkin gelangen und auf welche Art man ihn festnehmen könnte, das war der Punkt, an dem sich die sonst übereinstimmenden Absichten von Mock und Anwaldt schieden. Die Gedanken des Direktors gingen in Richtung des Breslauer Abwehr-

chefs Rainer von Hardenburg, Anwaldt hingegen richtete all seine Hoffnung auf Doktor Maass.

Eingedenk des Hinweises vom selben Morgen, Kraus' Stellvertreter Dietmar Fröbe unterhalte ein Verhältnis mit einer Telefonistin, verließ Mock das Gebäude und ging durch den Schweidnitzer Stadtgraben und die Grünanlage, die das Wertheim-Kaufhaus umgab. Er betrat eine verglaste Telefonzelle und wählte Hardenburgs Nummer.

Währenddessen suchte Anwaldt im ganzen Präsidiumsgebäude vergeblich nach seinem Vorgesetzten. Ungeduldig beschloss er wenig später, auf eigene Faust zu handeln. Er steckte den Kopf durch die Tür zum Zimmer des Kriminalassistenten. Kurz Smolorz verstand sofort und trat zu ihm auf den Korridor.

»Wir brauchen noch einen Mann, Herr Smolorz, dann gehen wir Maass holen. Vielleicht muss auch er kurzfristig auf den Zahnarztstuhl.«

Sowohl Mock als auch Anwaldt spürten, dass die Hitze nun beinahe tropisch war.

Breslau, 16. Juli 1934.

Fünf Uhr nachmittags

In der Wohnung von Maass herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander. Anwaldt und Smolorz saßen nach einer hastigen Hausdurchsuchung müde und schwer atmend im Salon. Smolorz trat dann und wann ans Fenster und warf einen Blick auf den Betrunkenen, der sich an

der Ecke an eine Hausmauer lehnte und seinen verdächtigt wachen Blick umherschweifen ließ. Keine Spur von Maass.

Anwaldt besah sich ein handbeschriebenes Blatt Papier. Darauf war so etwas wie ein unfertiger Plan oder Bericht zu lesen, nur einige hastig hingekritzeltete Stichworte: »Hanna Schlossarczyk, Rawicz. Mutter?« Und darunter: »Fahndung in Rawicz. Für das Detektivbüro *Adolf Jenderko* hundert Mark.« Anwaldt beachtete weder das Klaviergeklimper aus der Wohnung über ihnen noch das zu enge Hemd, das ihm am Leib klebte – nicht einmal den bohrenden Schmerz nach der Wurzelextraktion. Er starrte das Blatt Papier an und versuchte verzweifelt, sich zu erinnern, wo ihm der Name »Schlossarczyk« schon begegnet war. Es schien gar nicht so lange her zu sein. Er betrachtete Smolorz, der nervös einige leere Papierseiten durchblätterte, die auf einem runden Kuchenteller lagen, und plötzlich entfuhr ihm ein »Heureka!«. Das war es: In dem Dossier des Dieners von Baron von der Malten, das er gestern durchgesehen hatte, war er auf den Namen gestoßen. Anwaldt atmete auf, es würde wesentlich leichter sein, an Informationen über Hanna Schlossarczyk zu gelangen als an die über Erkin. Er murmelte vor sich hin:

»Das werden wir alles vom Detektivbüro *Adolf Jenderko* erfahren.«

»Wie bitte?« Smolorz wandte sich vom Fenster ab.

»Nichts weiter, ich habe nur laut gedacht.«

Smolorz trat zu Anwaldt und sah ihm über die Schulter. Er las die Notiz aufmerksam und lachte laut auf.

»Worüber lachen Sie?«

»Ein komischer Name: Schlossarczyk.«

»Hm, und wo liegt dieses Rawicz?«

»Das ist in Polen, etwa fünfzig Kilometer von Breslau entfernt, gleich hinter der Grenze.«

Anwaldt zog die gelockerte Krawatte fest, setzte den Hut auf und betrachtete verärgert seine staubigen Schuhe.

»Herr Smolorz, Sie und unser angeblicher Säufer da draußen, Sie werden abwechselnd hier in der Wohnung und dort unten die Stellung halten, bis Maass auftaucht. Sollte unser geschätzter Dozent erscheinen, dann halten Sie ihn bitte hier fest, und benachrichtigen Sie umgehend Mock oder mich.«

Anwaldt schloss behutsam die Tür hinter sich. Dann besann er sich und kehrte noch einmal zurück. Er sah Smolorz neugierig an.

»Bitte sagen Sie mir noch eines: Warum finden Sie den Namen Schlossarczyk so komisch?«

Smolorz grinste verlegen.

»Ach, nur so. Mir fiel dabei ein: Wenn die Frau schon so ähnlich wie Schlosser heißt ... ist sie dann vielleicht das Schloss, zu dem nur Sie den Schlüssel haben? Oder war es der Schlüssel des Barons? Ha ha ha ...«

Breslau, 16. Juli 1934.

Sechs Uhr nachmittags

Der Teichäckerpark hinter dem Hauptbahnhof wimmelte von Menschen. Hier suchten alle ein wenig Abkühlung: die Reisenden, die nur einen kurzen Zwischenstopp in

Breslau hatten, die Angestellten der Eisenbahndirektion, die Überstunden machten, um endlich ihren erträumten Urlaub in Soppot oder Stralsund antreten zu können. Vor den Eisbuden lärmten die Kinder, auf den Bänken drängten sich die Dienstmädchen mit ihren ausladenden Hinterteilen und auch einige der leichteren Fälle aus dem Bethesda-Spital. Familienväter schmauchten nach der erfrischenden Dusche im öffentlichen Bad oder der Zeitungslektüre im Lesesaal in der Teichackerstraße ihre Zigarren und schauten verstohlen den träge vorbeisclendernden Prostituierten nach. Vor der Erlöserkirche spielte ein beinloser Kriegsveteran Klarinette. Als zwei elegant gekleidete Herren mittleren Alters vorbeispazierten, ließ er in der Hoffnung auf ein größeres Almosen ein Operetencouplet ertönen, doch die beiden gingen mit ungerührter Miene an ihm vorbei. Er konnte nur noch den Fetzen eines Satzes hören, eine hohe Stimme, die mit Nachdruck erklärte: »Gut, Herr Kriminaldirektor, wir werden uns diesen Erkin vorknöpfen.« Der Veteran rückte seine Tafel mit der Aufschrift »Verdun – zur Vergeltung!« zurecht und unterbrach sein Spiel. Die Männer setzten sich auf eine Bank, von der gerade zwei Halbwüchsige aufgestanden waren. Sie sahen den beiden Burschen mit ihren Pionierspaten und braunen Hemden noch eine Weile nach. Dann setzten sie ihre Unterhaltung fort. Der Musiker spitzte die Ohren, als sich die Falsettstimme des sehr distinguiert wirkenden feinen Herren mit dem sonoren Gebrumm des kleineren, untersetzten im hellen Cordanzug mischte, und schnappte über dem Straßenlärm die Fragen der hellen Stimme mühelos auf;

der tiefe Bass hingegen wurde vom Klappern der Droschken, dem Motorenlärm der Automobile und den kreischenden Trambahnen an der Ecke Sadowa- und Bohrauerstraße übertönt:

»Wenn Sie es wünschen, kann ich mich kundig machen, ob unser Gesuchter ... was war es noch für eine Sprache? ... Aha, also Kurdisch spricht.«

»...«

»Lieber Herr Kriminaldirektor, schon unser unvergesslicher Kaiser Wilhelm hat die Türkei als ›seinen östlichen Freund‹ betrachtet.«

»...«

»Ja, ja. Die militärischen Kontakte waren immer schon sehr gut. Stellen sie sich vor, noch mein Vater war ein Mitglied der Militärmission von General Goltz, der in den Achtzigerjahren beim Aufbau eines modernen türkischen Heeres mitgewirkt hat. Danach hat sich die Deutsche Bank erfolgreich in der Türkei verdingt und einen neuen Abschnitt der Bagdad-Bahn finanziert.«

»...«

»Und heute noch erinnern wir Deutschen uns daran, dass der höchste geistige Führer des Islam 1914 zum ›Heiligen Krieg‹ gegen unsere Feinde aufgerufen hat. Es ist also kaum verwunderlich, dass die höheren türkischen Offiziere sich bei uns ausbilden lassen. Ich selbst habe einige von ihnen kennen gelernt, als ich in Berlin war.«

»...«

»Aber ich bitte Sie, da können Sie sicher sein! Ich kann nicht genau sagen, wann, aber diesen Erkin kriegen wir zu fassen!«

»Keine Ursache, Herr Kriminaldirektor. Sie werden sich hoffentlich eines Tages revanchieren ...«

»Auf Wiedersehen! Wir werden uns sicher in dem von uns beiden so geschätzten Haus wieder begegnen, Sie wissen schon, wo ...«

Der Veteran hatte das Interesse an den beiden verloren, die sich gerade zum Abschied die Hand gaben. Sein Blick war auf eine Gruppe angeheiterter Männer gefallen, die mit Gummiknüppeln auf ihn zusteuerten. Als sie in seiner Nähe waren, stimmte er das Horst-Wessel-Lied an, was jedoch keiner von ihnen beachtete. Nicht ein Pfennig fiel in seinen von französischen Kugeln durchlöchernten Hut.

Im Detektivbüro *Adolf Jenderko* in der Freiburgerstraße 3, hatte Franz Huber, einer der Miteigentümer des Büros, sein Misstrauen und seine mangelnde Hilfsbereitschaft mit einem Mal abgelegt. Augenblicklich verlor er die Lust, Anwaldts Polizeiausweis zu prüfen oder durch einen Anruf im Polizeipräsidium dessen Identität festzustellen. Franz Huber war plötzlich sehr zuvorkommend. Er starrte auf die schwarze Mündung einer Pistole und antwortete erschöpfend auf alle Fragen.

»Was wollte Maass genau? Und was hat er Ihnen dabei für eine Aufgabe zgedacht?«

»Er hatte durch den alten Pförtner des Barons von einem unehelichen Kind erfahren, das der einmal einem Zimmermädchen angehängt hatte. Damals war sie die einzige weibliche Angestellte des Barons, jetzt lebt sie in Polen, in Rawicz. Sie heißt Hanna Schlossarczyk. Ich soll-

te herausfinden, ob sie wirklich ein Kind vom Baron hat und was mit ihm geschehen ist.«

»Sind Sie selbst nach Rawicz gefahren?«

»Nein, ich habe jemanden von meinen Leuten geschickt.«

»Und was war dann?«

»Er hat Hanna Schlossarczyk gefunden.«

»Und? Wie hat er sie zum Reden gebracht? Niemand gesteht ja gerne Sünden dieser Art.«

»Herr Schubert, der mit der Sache beauftragt war, hat sich als Rechtsanwalt ausgegeben. Er hat behauptet, der Baron sei verstorben, und er sei nun auf der Suche nach den Erben. Das hatte ich mir so ausgedacht.«

»Schlau! Und was hat Herr Schubert in Erfahrung gebracht?«

»Frau Schlossarczyk ist eine gut situierte ältere Dame. Aber als sie hörte, dass sie eine große Erbschaft zu erwarten hatte, hat sie sich ohne zu zögern zu ihrer Jugendsünde bekannt. Dabei ist sie in Tränen ausgebrochen, und Schubert hatte große Mühe, sie wieder zu beruhigen.«

»Also bereute sie ihren Fehltritt?«

»Nein, es gab noch einen anderen Grund. Sie war sehr aufgebracht darüber, dass sie nichts über den Verbleib ihres Sohnes wusste, der ja auch Erbe des Barons gewesen wäre.«

»Aber sie hatte auch Gewissensbisse?«

»Ja, es hat ganz danach ausgesehen.«

»Also hat der Baron einen unehelichen Sohn mit ihr. Das scheint zu stimmen. Wie heißt er, wie alt ist er, und wo wohnt er?«

»Frau Schlossarczyk hat in den Jahren 1901 und 1902 beim Baron gearbeitet. Zu der Zeit ist sie wohl schwanger geworden. Danach hat Baron Ruppert von der Malten, der Vater Oliviers, keine weiblichen Angestellten mehr geduldet, nicht einmal eine Köchin. Also müsste ihr Sohn jetzt etwa einunddreißig oder zweiunddreißig Jahre alt sein. Wie er heißt, ist mir nicht bekannt. Bestimmt nicht wie der Baron. Seine Mutter hat für ihr Schweigen so viel Geld erhalten, dass sie bis heute gut davon leben kann. Und wo dieser Bankert letztendlich abgeblieben ist, das weiß niemand. Ich weiß lediglich, dass er bis zur Volljährigkeit in einem Berliner Waisenhaus gelebt hat, dorthin musste seine Mutter ihn bringen lassen, als das Kind noch ein Säugling war, obwohl sie ihn über alles geliebt hat.«

»Welches Waisenhaus war das?«

»Das weiß sie selber nicht mehr. Irgendein Bekannter, ein polnischer Kaufmann, hat ihn dorthin gebracht.«

»Wie hieß dieser Kaufmann?«

»Das wollte sie nicht sagen. Sie hat erklärt, dass sein Name nichts zur Sache tut.«

»Und hat dieser Herr Schubert das alles geglaubt?«

»Warum hätte die Frau denn lügen sollen? Ich sagte schon, dass sie geweint hat, weil sie nichts über den Verbleib ihres Sohnes wusste. Sie würde sich sehr freuen, ihren Sohn kennen zu lernen. Außerdem hätten sie doch die Erbschaft erhalten.«

Mechanisch stellte Anwaldt die nächste Frage.

»Warum musste sie ihn in ein Waisenhaus geben? Mit dem Geld des Barons hätte sie das Kind doch bequem aufziehen können.«

»Das hat Schubert wohl nicht gefragt.«

Anwaldt steckte seine Pistole in die Tasche. Sein Atem ging pfeifend, die Hitze hatte ihm die Kehle ausgetrocknet. Sein Zahnfleisch pochte vor Schmerzen, und auch die Hornissenstiche machten sich wieder bemerkbar. Er öffnete den Mund und erkannte kaum seine Stimme.

»War Maass mit Ihnen zufrieden?«

»So halbwegs. Wir hatten ja die Aufgabe auch nur so halbwegs erledigt. Schubert fand den Verdacht bestätigt, dass Hanna Schlossarczyk ein Kind vom Baron hatte. Aber er hat weder dessen Name noch die Adresse herausgefunden. Wir haben von Maass auch nur das halbe Honorar bekommen.«

»Wie viel war das?«

»Ein Hunderter.«

Anwaldt steckte sich die türkische Zigarre an, die er vorhin in der Halle in der Gartenstraße erstanden hatte. Der beißende Rauch nahm ihm für einen Moment den Atem. Er bezwang den Hustenreiz und stieß eine dicke Rauchwolke zur Decke, lockerte seine Krawatte, öffnete den obersten Hemdknopf und kam sich recht einfältig vor. Noch vor einem Moment hatte er diesen Menschen mit der Waffe bedroht, und jetzt paffte er eine Zigarre wie bei einem alten Bekannten. *(Es war überhaupt nicht notwendig, dass ich die Nerven verloren und diesen Huber so unter Druck gesetzt habe. Meine Pistole hat ihm zwar das Maul geöffnet, aber das war auch alles. Es gibt natürlich keine Garantie dafür, dass er die Wahrheit gesagt hat. Vielleicht hat er sich alles aus den Fingern gesogen.)* Anwaldt besah sich die Diplome und Fotos an der Wand.

Eines davon zeigte Franz Huber, dem ein hochrangiger Offizier in Pickelhaube die Hand schüttelte. Unter der Fotografie war ein Zeitungsausschnitt befestigt: »General Freiherr von Campenhausen gratuliert dem Polizisten Franz Huber, der dem Kind das Leben rettete. Beuthen 1913.« Anwaldt lächelte versöhnlich. Er sah die Situation jetzt anders.

»Herr Huber, bitte verzeihen Sie mir, dass ich mit dieser Knarre herumgefuchelt habe. Sie sind doch ein ganz normaler Gendarm – ein Schkulle, wie man hier in Breslau wohl sagt –, und ich habe sie behandelt wie einen Verdächtigen. Kein Wunder, dass Sie mir gegenüber zunächst misstrauisch reagiert haben, noch dazu, da ich meinen Dienstausweis wieder einmal nicht bei mir habe. Ich habe jetzt eigentlich nichts anderes davon als die Ungewissheit, ob Sie mich angelogen haben oder nicht. Trotzdem möchte ich Ihnen noch eine Frage stellen. Ohne Revolver. Wenn Sie mir antworten, wird es vielleicht die Wahrheit sein. Darf ich?«

»Bitte sehr.«

»Ist es Ihnen nicht merkwürdig vorgekommen, dass Maass so schnell von seinem Vorhaben abgekommen ist? Wir wissen, dass er den Sohn aus dieser illegitimen Verbindung des Barons sucht. Warum hat er dann auf halbem Wege aufgegeben und die Hälfte des Honorars bezahlt – warum hat er die Dienste Ihres Büros nicht weiterhin in Anspruch genommen, um den Sohn zu finden?«

Franz Huber zog das Jackett aus und goss sich Sodawasser nach. Er schwieg einen Moment und betrachtete die gerahmte Fotografie und die Diplome.

»Maass hat sich über mich und meine Methoden lustig gemacht. Er hat geglaubt, dass ich die Sache verpfusche. Dass ich die Alte unter Druck setze. Er hat sich vorgenommen, alles selbst herauszufinden. Natürlich habe ich gemerkt, dass er ein Wichtigtuer ist, also habe ich ihn gefragt, wie er denn gedenke, den Mann zu finden. Er behauptete, dass ein Bekannter von ihm dem Gedächtnis der alten Hexe schon auf die Sprünge helfen und ihr entlocken werde, wo ihr Herr Sohn stecke.« Huber holte tief Luft. »Und jetzt hör mir gut zu, Herr Sohn. Du kannst mich mit deiner albernen Knarre nicht beeindrucken. Dieser Saujude Maass und du, ihr könnt mich beide mal am Arsch lecken!« Er schnaubte verärgert. »Ich habe dich nicht angelogen, weil ich keine Lust dazu hatte. Und weißt du auch, warum? Das kannst du Mock fragen. Ich werde bei ihm übrigens auch ein paar Erkundigungen über dich einholen. Und sollte sich herausstellen, dass Mock dich nicht kennt, dann sieh zu, dass du dich auf dem schnellsten Wege aus dem Staub machst.«

XIII

Breslau, 16. Juli 1934.

Acht Uhr abends

Anwaldt verließ Breslau tatsächlich, nicht aber wegen Huberts Drohung. Er saß in einem Erste-Klasse-Wagen, rauchte eine Zigarette nach der anderen und betrachtete gleichgültig die monotone niederschlesische Landschaft im dunkel glühenden Licht des Sonnenuntergangs. (*Ich muss diesen Spross des Barons unbedingt ausfindig machen. Wenn auf seinen Nachkommen wirklich ein Fluch lastet, dann schwebt er in Lebensgefahr, denn Erkin wird hinter ihm her sein. Andererseits, warum suche ich ihn eigentlich? Mock und ich, wir haben den Mörder gefunden. Nein, wir haben ihn noch nicht gefunden, sondern lediglich identifiziert. Erkin ist im Auftrag von Maass ans Werk gegangen. Er ist vorsichtig, und er weiß, dass wir ihm auf den Fersen sind. Also ist zweifellos Erkin »dieser Bekannte«, der die Informationen aus Frau Schlossarczyk herausgeholt hat. Wenn ich also den Sohn finden möchte, muss ich Erkin finden. Verdammt, vielleicht ist er bereits in Rawicz? Es würde mich interessieren, in welchem Berliner Waisenhaus das Söhnchen des Barons untergekommen ist. Vielleicht habe ich ihn gekannt?)* Anwaldt war ganz in Gedan-

ken versunken und verbrannte sich die Finger an seiner Zigarette. Er fluchte laut. Die Mitreisenden im Abteil des Nachtzugs schwiegen betreten. Nur ein etwa achtjähriger pausbäckiger Junge, der sehr nordisch aussah und einen dunkelblauen Anzug trug, stand direkt vor Anwaldt und hielt ein Buch in der Hand. Er sagte etwas auf Polnisch und legte Anwaldt das Buch auf die Knie. Dann drehte er sich hastig um, lief zu seiner jungen, ein wenig pummeligen Mutter und stieg auf ihren Schoß. Anwaldt schaute das Buch an: Es war eine Schulausgabe von Sophokles' »König Ödipus«. Das konnte kaum das Buch des Kleinen sein – wahrscheinlich hatte es ein Gymnasiast auf seiner Fahrt in die Ferien im Abteil liegen gelassen. Der Junge und seine Mutter sahen Anwaldt erwartungsvoll an. Dieser machte eine Geste, dass es nicht sein Buch sei, und fragte die Mitreisenden, wem es gehöre. Im Abteil saßen neben der Frau mit ihrem Kind noch ein Student und ein junger Mann, der deutlich semitische Züge aufwies. Das Buch gehörte keinem von ihnen, der Student hatte beim Anblick des griechischen Textes bloß ein »Um Gottes willen!« hervorgestoßen. Anwaldt lächelte und bedankte sich bei dem Jungen, indem er den Hut lüftete. Er schlug das Buch an einer beliebigen Stelle auf und erblickte die griechischen Buchstaben, die er einst so geliebt hatte und die ihn jetzt neugierig machten, ob er ihren Sinn nach all den Jahren noch verstehen würde. Halblaut las er den 681. Vers und übersetzte ihn, so gut es ging:

»Ein grundloser Argwohn kam auf.

Es waren Worte. Doch auch was unberechtigt ist, kann quälend sein.«

(*Ich kann noch immer ganz gut Griechisch, nur bei zwei der Wörter musste ich überlegen. Zum Glück gibt es im Anhang ein Glossar.*) Anwaldt blätterte weiter und versuchte sich an Vers 1068 – Jokastes Ausruf: »Oh, Unglückseliger! Niemals sollst du erkennen, wer du bist!« Der Ton der Prophezeiung in diesen Sätzen erinnerte ihn an ein Spiel, das er einst mit Erna gespielt hatte und das sie »Bibelorakel« genannt hatten. Sie hatten die Bibel an einer beliebigen Stelle aufgeschlagen und mit geschlossenen Augen auf die erstbeste Zeile gedeutet. Der so bestimmte Satz sollte dann eine Prognose ihrer Zukunft sein. Anwaldt lachte vor sich hin und klappte den Sophokles immer wieder auf und zu. Aber das Spiel wurde von einem polnischen Zöllner unterbrochen, der die Pässe verlangte. Er inspizierte Anwaldts Papiere gewissenhaft, tippte sich an die Mütze und verließ das Abteil. Anwaldt kehrte zu seinem Orakel zurück, doch er konnte sich nicht recht auf das Übersetzen konzentrieren, da ihn der Junge unverwandt anstarrte. Er hatte sich Anwaldt gegenübergesetzt und glotzte, ohne mit den Lidern zu zucken. Der Zug fuhr nach der Grenzstation wieder an, und der Kleine starrte weiter. Anwaldt versuchte abwechselnd, sich ins Buch zu versenken und den bohrenden Blick des Jungen zu erwidern. Es half nichts. Er dachte daran, die Mutter auf das merkwürdige Verhalten ihres Kindes aufmerksam zu machen, aber sie war selig eingeschlummert. Also flüchtete er auf den Gang, öffnete das Fenster und fingerte nach seinen Zigaretten. Dabei fühlte er erleichtert seinen neuen Dienstausweis in der Tasche, den er nach seinem Besuch bei Huber in der Personalab-

teilung des Polizeipräsidiiums abgeholt hatte. (*Wenn dich so ein Rotzlöffel aus dem Gleichgewicht bringen kann, dann steht es schlecht um deine Nerven!*) Er rauchte so gierig, dass mit einem Zug beinahe ein Viertel der Zigarette verglühte. Sie fuhren in einen kleinen Bahnhof ein – »Rawicz« stand in großen Lettern auf der Tafel.

Rasch verabschiedete sich Anwaldt von den anderen Passagieren, steckte das Buch in die Tasche und sprang auf den Perron. In seinem Notizbuch blätterte er nach der Adresse: Ulica Rynkowa 3. Als er den Bahnhof verließ, fuhr eine Droschke vor, die Anwaldt erfreut anhielt, um sich zu seinem Ziel bringen zu lassen.

Rawicz war eine hübsche, saubere, blumengeschmückte Kleinstadt, die von den roten Backsteintürmen des Gefängnisses überragt wurde. Die einbrechende Dunkelheit hatte die Einwohner nach draußen gelockt. Ganze Horden von Halbwüchsigen zogen lärmend durch die Straßen und pöbelten die einherstolzierenden Mädchen an. In den kalkgeweißten Hauseingängen saßen auf niedrigen Schemeln die Frauen, um zu schwatzen, und vor den Lokalen standen schnurrbärtige Männer in eng sitzenden Westen, die über ihren Humpen mit schäumendem Bier über die polnische Außenpolitik debattierten.

Direkt neben einer solchen Gruppe kam die Droschke zum Stehen. Anwaldt warf dem Kutscher eine Hand voll Münzen hin und betrachtete neugierig das Haus, vor dem er nun stand. Rynkowa 3.

Er trat zum Tor und suchte den Hausmeister. Doch statt eines Hausmeisters kamen zwei Männer in Hüten auf Anwaldt zu. Beide sahen sehr entschlossen drein und

stellten Anwaldt offenbar eine Frage, doch er bedeutete ihnen mit einer Geste, dass er nichts verstanden habe. Auf Deutsch nannte er ihnen das Ziel seiner Suche. Dabei fiel der Name Hanna Schlossarczyk. Und das hatte auf die Männer eine erstaunliche Wirkung. Schweigend gaben sie den Weg frei und winkten ihm, er solle nach oben kommen. Anwaldt stieg ein wenig unsicher die solide Holzterappe in den ersten Stock hinauf, wo es zwei kleinere Wohnungen gab. Eine Tür stand offen, das Licht brannte, im Vorzimmer drängten sich einige Männer, die den Eindruck erweckten, als seien sie durch nichts in Verlegenheit zu bringen. Anwaldts Instinkt täuschte ihn nicht: So sahen Polizisten aus, ganz gleich, in welchem Teil der Welt man sich befand.

Einer der beiden Schutzmänner schob Anwaldt sanft in die hell erleuchtete Wohnung und wies ihn in eine lang gezogene Küche. Dort setzte sich Anwaldt an den kleinen Holztisch und steckte sich eine Zigarette an. Aber noch bevor er sich umsehen konnte, betrat ein mittelgroßer, eleganter Herr die Küche, er war in Begleitung eines schmuddeligen, schnurrbärtigen Mannes, der einen Besen trug. Der Hauswart warf einen Blick auf Anwaldt und dann auf den anderen, schüttelte verneinend den Kopf und ging wieder hinaus. Der Beamte trat jedoch zu Anwaldt an den Tisch und warf ihm in tadellosem Deutsch ein paar Fragen hin.

»Dokumente? Vor- und Nachname? Grund Ihres Kommens?«

Anwaldt reichte dem Mann seinen Pass und antwortete:

»Kriminalassistent Anwaldt, Polizeipräsidium Breslau.«

»Haben Sie irgendwelche Verwandten in Poznań?«

»Nein.«

»Was ist der Grund Ihres Kommens?«

»Ich suche zwei Mordverdächtige, die vermutlich Hanna Schlossarczyk aufsuchen wollten. Und jetzt wüsste ich gerne, wer mich verhört.«

»Kommissar Ferdinand Banaszak von der Poznańer Polizei. Ihren Dienstausweis.«

»Bitte sehr.« Anwaldt bemühte sich, seine Stimme fest klingen zu lassen. »Abgesehen davon, was ist das für ein Verhör? Bin ich etwa ein Verdächtiger? Darf ich Hanna Schlossarczyk nicht wenigstens in einer privaten Sache sprechen?«

Banaszak lachte laut auf.

»Na, raus mit der Sprache, in welcher privaten Sache Sie sie sprechen wollen, oder Sie bekommen ein kleines Privatzimmer in dem Gebäude, für das unsere Stadt in ganz Polen berühmt ist.« Er hatte noch immer nicht zu lachen aufgehört.

Anwaldt verstand. Wenn ein Polizist aus der größten Stadt Westpolens in diesem Nest auftauchte, dann musste es einen ernsten Grund dafür geben. Ohne Umschweife erzählte er Banaszak alles, nur warum Erkin und Maass den unehelichen Sohn von Frau Schlossarezyk suchten, verschwieg er. Der Kommissar sah Anwaldt beinahe erleichtert an.

»Sie haben gefragt, ob Sie mit Hanna Schlossarezyk sprechen können. Ich muss Ihnen leider antworten, dass das nicht möglich ist. Jemand hat ihr heute Morgen mit einer Axt den Schädel eingeschlagen. Und von dem Täter

kann der Hausmeister nichts weiter berichten, als dass er ein deutsch sprechender Grusine ist.«

Poznań, Dienstag, 17. Juli 1934.
Drei Uhr früh

Anwaldt streckte seine eingeschlafenen Glieder. In dem kühlen Verhörzimmer des Poznañer Polizeipräsidiums an der Ulica Maja 3 fiel das Atmen gleich viel leichter. Banaszak hatte seine Übersetzung der Akte Hanna Schlossarezyk ins Deutsche beinahe beendet und schickte sich an zu gehen. Nachdem sie von Rawicz nach Poznañ gefahren waren, hatten sie fast die halbe Nacht damit verbracht, das Protokoll zu ordnen. Ihren Aufzeichnungen war zu entnehmen, dass die Fahndung im Fall Schlossarezyk zwischen den Polizeipräsidien in Breslau, repräsentiert durch Kriminalassistent Anwaldt, und dem staatlichen Polizeipräsidium in Poznañ, in dessen Namen Kommissar Ferdynand Banaszak agierte, aufgeteilt worden war. Die Begründung hierfür war lang und kompliziert, ihr lagen die Aussagen Anwaldts zu Grunde.

Das Protokoll und Banaszaks deutsche Übersetzung, von beiden Polizisten unterschrieben, sollten am Morgen des folgenden Tages ebenfalls durch den Polizeipräsidenten in Poznañ abgezeichnet werden. Banaszak versicherte, dass es sich dabei um eine reine Formalität handele, und gab Anwaldt zum Abschied die Hand. Er freute sich sichtlich über die Wendung, die der Fall genommen hatte.

»Ich kann nicht verhehlen, dass ich am liebsten diese

ganze stinkende Sache auf Ihre Schultern abwälzen würde, Herr Anwaldt. Aber das muss ich gar nicht tun. Es ist sowieso eine Geschichte, die hauptsächlich Sie angeht. Eine Sache zwischen diesem Türken und euch Deutschen. Und hauptsächlich Sie werden ja nun weiterermitteln. Adieu. Wollen sie wirklich noch bis in den Morgen hinein über dem Protokoll brüten? Ich muss noch eine halbe Seite übersetzen. Das werde ich morgen für Sie erledigen. Für heute bin ich zu müde. Sie werden noch viel Spaß mit diesem Fall haben!«

Noch lange konnte man sein schallendes Gelächter im Flur hören. Anwaldt trank einen Schluck des bereits kalten, aber starken Kaffees und machte sich wieder an die Lektüre der Akte. Er spürte einen säuerlichen Geschmack im Mund, und ihm war übel – das Übermaß an Kaffee und Zigaretten zeigte seine Wirkung. Noch dazu sprach Kommissar Banaszak zwar fließend deutsch (er hatte Anwaldt erzählt, dass er von 1905 bis zum Ausbruch des Krieges bei der preußischen Kriminalpolizei in Poznań gedient hatte), aber das Schreiben beherrschte er nur unzureichend. Einzig in der polizeilichen Fachterminologie und ihren üblichen Floskeln war er sattelfest, sein übriger Wortschatz schien recht dürftig – was zusammen mit den zahlreichen grammatikalischen Fehlern ein kurioses Kauderwelsch ergab. Anwaldt amüsierte sich königlich über die kurzen, ungeschlachten Sätze. Doch er störte sich nicht an dem schlechten Stil. Das Wichtigste war, dass er den Inhalt verstand, dass sich nämlich bei Walenty Mikołajczak, dem Hausmeister des Anwesens, in dem die Ermordete gelebt hatte, am 16. Juli um neun Uhr

vormittags »ein eleganter, grusinisch aussehender« Unbekannter auf Deutsch nach der Wohnung Hanna Schlossarczyks erkundigt hatte. Aus den Erläuterungen des Hausmeisters ging hervor, dass er unter »grusinischem Aussehen« schwarzes Haar und olivfarbenen Teint verstand. Er hatte dem Fremden die Auskunft gegeben und sich dann wieder seiner Arbeit zugewandt – er war gerade dabei gewesen, die Käfige zu reparieren, in denen einige der Mieter Kaninchen hielten. Doch der nicht gerade alltägliche Besuch hatte ihm keine Ruhe gelassen, denn Frau Schlossarczyk lebte überaus zurückgezogen. Noch nie hatte sich jemand nach ihr erkundigt. Also war er ab und zu vor ihre Wohnungstür getreten und hatte gelauscht, dabei jedoch nichts Verdächtiges hören oder sehen können. Etwa um zehn Uhr hatte er Durst bekommen und war in die benachbarte »Rathaus-Schenke« ein Bier trinken gegangen. Als er um halb zwölf zurückgekehrt war, hatte er an die Tür von Frau Schlossarczyk geklopft. Er hatte sich über das offene Fenster gewundert, denn Frau Schlossarczyk war eine recht wunderliche alte Jungfer, die ihre Fenster nie öffnete – aus Furcht vor Durchzug und vor Mördern. Vor Letzteren besonders wegen ihres Rufs als »reiche Dame«. Wie Mikołajczak ausführte, wussten alle, dass Frau Schlossarczyk über eine ebenso hohe Apanage wie der Bürgermeister verfügte.

Da niemand auf sein Klopfen antwortete, öffnete der Hauswart die Tür mit seinem Generalschlüssel. Der Anblick, der sich ihm bot, war Grauen erregend: In einem hölzernen Waschtrog lag die zerstückelte Leiche von Frau Schlossarczyk. Er verständigte unverzüglich die Polizei,

und drei Stunden später war auch Kommissar Banaszak mit fünf Untersuchungsbeauftragten zur Stelle. Diese stellten fest, dass der Tod durch Verbluten eingetreten war. Und sie fanden nichts, was auf einen Raubmord hingewiesen hätte. Aus der Wohnung war außer einem Fotoalbum nichts verschwunden, das versicherte Aniela Sikorowa, eine Freundin der Verstorbenen. Sie sagte auch aus, dass Frau Schlossarczyk keine Verwandten und außer ihr keine Freundinnen gehabt habe. Der einzige Mensch, mit dem sie sonst korrespondiere, sei ein Kaufmann aus Poznań, dessen Namen sie nicht preisgab. Eine Nachbarin äußerte den Verdacht, dass es sich bei dem Kaufmann um einen ehemaligen Geliebten der Hanna Schlossarczyk handelte.

Anwaldt fühlte eine bleierne Müdigkeit, und um sie zu vertreiben, zog er die letzte Zigarette aus dem Päckchen.

Während er rauchte, ging er noch einmal Banaszaks penible Notizen durch. Er verstand nichts davon, denn es handelte sich um gerade jene halbe Seite Polnisch, die der Kommissar noch nicht übersetzt hatte. Anwaldt starrte den Text fasziniert an. Schon oft hatte er sich über die merkwürdigen diakritischen Zeichen dieser Sprache den Kopf zerbrochen; das Häkchen an den »a« und »e«, der gewellte Strich durch das »l«, die schrägen Akzente auf den »s«, »z«, »n« und »o« ... Inmitten dieser Buchstaben stieß er zweimal auf seinen Namen. Aber nicht das war es, was ihn verwunderte, denn Banaszak hatte sich, wegen der Übergabe des Falles an die deutsche Polizei, öfter auf Anwaldts Aussagen berufen. Interessanter schien ihm der orthografische Fehler beim Schreiben seinen Namens –

immer fehlte das t. Anwaldt setzte schon den Stift an, um den fehlenden Buchstaben einzufügen, doch dann hielt er inne. Ein Tintentropfen fiel von der Feder auf das grüne Tischtuch und breitete sich schnell darauf aus. Anwaldt konnte die Augen nicht von seinem Namen wenden, der dort in dem polnischen Wirrwarr mit all den Häkchen und Strichen herumschwamm. Und es war nur sein Nachname, der polnische Vorname, der immer wieder daneben auftauchte, kam ihm völlig unbekannt vor, er klang fremd, fast ein wenig stolz – »Mieczysław«.

Anwaldt stand auf und begab sich in die Revierstube des Kommissariats, wo hinter einer hölzernen Abspernung ein schläfriger Wachmann herbeischlurfte. Dessen Kollege, ein älterer Polizist, der sicherlich kurz vor der Pensionierung stand, scherzte mit einem der arretierten Freudenmädchen in geblühtem Rock. Es stellte sich heraus, dass der Alte ein wenig Deutsch konnte. Anwaldt berief sich auf Kommissar Banaszak und bat ihn, die Notizen zu übersetzen. Sie gingen zurück ins Verhörzimmer, und der Polizist begann den Text zusammenzustückeln.

»Nach den Aussagen von Walenty Mikołajczak ... trug er Briefe der Schlossarczykowa aufs Postamt ... Er las und beabsichtigte den Namen des Adressierten ... nein, wie sagt man da?«

»Adressat. Was meinen Sie mit ›beabsichtigte‹?«

»Ja ... Adressat. Mit ›beabsichtigte‹ meinte ich, dass er hatte im Sinn, er erkannte. Also Adressat: Mieczysław Anwaldt, Poznań, ul. Mickiewicza 2. Walenty Mikołajczak hat sich verwundert, dass sie Briefe an die Ladenadresse schickt. Der Name der Firma klingt ...«

»Sie meinen wohl: Der Name lautet.«

»Ja, der Name der Firma lautet Seidenwaren, Mieczysław Anwald und Genossen. Dann steht da noch ... hmm, ... ich weiß nicht recht, irgendwas mit einem Fotoalbum ... he, was ist mit Ihnen? Eingeschlafen! Na so was!«

Der Polizist legte erleichtert den Text beiseite, ging aus dem Zimmer und überließ Anwaldt sich selbst. Als er die Tür schloss, warf er noch einen besorgten Blick auf den übermüdeten deutschen Polizisten, dessen Stirn auf das kratzige grüne Tischtuch gesunken war.

Er hatte sich geirrt. Anwaldt war keineswegs eingeschlafen. Mit geschlossenen Augen konnte er besser in die Vergangenheit und an einen anderen Ort zurückkehren. Jetzt saß er im Büro von Franz Huber, dem alten Detektiv gegenüber. In dem holzvertäfelten Raum tanzten winzige Staubpartikel in der Luft und legten sich in einer flockigen Schicht auf die dicken Ordner und die Wechselrahmen, in denen alte Fotografien vergilbten. Huber klopfte mit seiner geschnitzten Zigarettenspitze auf die Tischplatte und stieß zögernd Wort für Wort hervor:

»Zu der Zeit ist Frau Schlossarczyk wohl schwanger geworden ... Wie ihr Sohn heißt, ist nicht bekannt. Bestimmt nicht wie der Baron ... Und wo dieser Bankert letztendlich abgeblieben ist, das weiß niemand. Man weiß lediglich, dass er bis zur Volljährigkeit in einem Berliner Waisenhaus gelebt hat.«

»Welches Waisenhaus war das?«

»Das weiß sie selber nicht mehr. Irgendein Bekannter, ein polnischer Kaufmann, hat ihn dorthin gebracht.«

»Wie hieß der Kaufmann?«

»Das wollte sie nicht sagen.«

(Ich bin erfolgreicher gewesen als das Büro Huber, ich weiß, wie dieser Kaufmann hieß. Er hieß wie ich, nur ohne das »t« im Nachnamen. Das Berliner Waisenkind und der Seidenhändler Mieczysław Anwald aus Poznań. Zwei Menschen, zwei Städte, ein Name, ein Todesurteil.)

Poznań, 17. Juli.

Sieben Uhr morgens

Im Stoffmagazin des Mieczysław Anwald in der Ulica Północna gleich beim Frachtenbahnhof herrschte schon in aller Frühe reger Betrieb. Die Arbeiter trugen Ballen hin und her, Fuhrwerke und Lieferwagen fuhren an den Rampen vor, ein jüdischer Händler schob einen Bretterwagen vor sich her, ein Handelsvertreter der Breslauer Firma »Bielschowsky« wedelte mit seiner Visitenkarte vor der Nase eines Fahrers herum, in der Kanzlei klapperten die Rechenbretter. Kommissar Banaszak stopfte sich seine kleine Elfenbeinpfeife, während Anwaldt im Geiste wiederholte: »Es ist reiner Zufall, dass der Sohn von Frau Schlossarczyk und Baron von der Malten wie ich in einem Berliner Waisenhaus aufgewachsen ist, es ist reiner Zufall, dass jemand, der meinen Namen trägt, das Kind dort abgegeben hat, ich bin nicht der Sohn des Barons, es ist reiner Zufall, dass der Sohn von Frau Schlossarczyk wie ich in einem ...«

»Was kann ich für Sie tun?« Der stattlich gebaute

Kaufmann drehte seine dicke Zigarre zwischen den Fingern. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt sein. »Was ist es, was unser lieber Freund und Helfer von mir möchte?«

Banaszak stand auf und warf einen unwilligen Blick auf den unrasierten Anwalt, der in einem fort etwas vor sich hin flüsterte. Er zog seinen Ausweis hervor, unterdrückte ein Gähnen und sagte:

»Kommissar Banaszak, und das ist Kriminalassistent Klaus Überweg aus Breslau. Haben Sie Frau Hanna Schlossarczyk aus Rawicz gekannt?«

»Nein ... kenne ich nicht ... woher auch?« Der Kaufmann schaute sich nach den Kassiererinnen um, die ihre Rechenmaschinen plötzlich zurückhaltender bedienten. »Würden Sie mit mir in die Wohnung kommen? Hier ist es zu laut.«

Die Wohnung war groß und gemütlich. Man erreichte sie von der Kanzlei durch eine Küchentür. Zwei Dienstmädchen warfen einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann, für den die Nacht offenbar zu kurz gewesen war, aber unter den gestrengen Augen des Hausherrn wandten sie sich wieder ihrer Arbeit, dem Rupfen einer fetten Ente, zu. Die Schritte der Männer hallten auf dem Sandsteinboden. Der Kaufmann bat die beiden Polizisten in die Bibliothek, in der die Rücken unberührter Bücher verblassten und einige grüne, weich gepolsterte Sessel unter einer Zimmerpalme zum Lesen einluden. Durch das geöffnete Fenster drang der muffige, süßliche Geruch einer Fleischerei. Mieczysław Anwald wartete nicht, bis Banaszak seine Frage wiederholte.

»Ja, ich kenne Hanna Schlossarczyk.«

»Sprechen Sie Deutsch?« Die Pfeife des Kommissars schien verstopft.

»Ja.«

»Dann würde ich vorschlagen, dass wir Deutsch sprechen, da Assistent Überweg kein Polnisch versteht.«

»Bitte, gerne.«

Banaszaks Pfeife zog wieder, die Bibliothek füllte sich mit aromatischem Rauch.

»Herr Anwald, wir sollten präziser sagen: Sie *kannten* Hanna Schlossarczyk. Ihre Bekannte ist gestern Morgen ermordet worden.«

Mieczysław Anwald zuckte zusammen, sagte aber nichts. Anwaldt beendete seinen stillen Kehrreim und stellte die erste Frage:

»Herr Anwald, waren Sie derjenige, der Hanna Schlossarczyks uneheliches Kind in das Berliner Waisenhaus gebracht hat?«

Der Kaufmann schwieg. Banaszak wurde nervös. Auf Polnisch drohte er:

»Mein Lieber, wenn Sie wollen, dass Ihre Familie von der Romanze mit einer Frau von zweifelhaftem Ruf erfährt, wenn Sie wollen, dass Sie von zwei Uniformierten aus Ihrer Firma herausgeführt werden, dann brauchen Sie nichts anderes zu tun, als weiterhin zu schweigen.«

Der Hausherr blickte den unrasierten Menschen mit den glühenden Augen an und versetzte in schlesisch gefärbtem Deutsch:

»Also gut: Ja. Ich habe dieses Kind ins Waisenhaus gebracht.«

»Warum haben Sie das getan?«

»Hanna hat mich darum gebeten. Sie hat es selber nicht übers Herz gebracht, das Kind wegzugeben.«

»Und warum wollte sie sich überhaupt von dem Kind trennen?«

»Herr Assistent ...« Banaszak biss sich gerade noch rechtzeitig auf die Zunge. Um ein Haar hätte er Anwaldt beim Namen genannt. Er nahm es sich übel, dass er der seltsamen Bitte Anwaldts nachgekommen war und ihn unter falschem Namen eingeführt hatte. »Verzeihen Sie, aber Ihre Frage ist für unseren Fall wirklich nicht von Belang. Erstens hätten Sie das besser die Verstorbene fragen sollen, und zweitens würde uns die Antwort wohl kaum weiteren Aufschluss über den Verbleib ihres Sohnes geben. Und das ist ja eigentlich, was uns interessiert.«

»Herr Kommissar, ich bin nicht extra nach Poznań gekommen, um mir von Ihnen jetzt die Fragen verbieten zu lassen.«

Anwaldt starrte die kleinen gelben Scheiben der Bücherschränke an, hinter denen sich zahllose Bände reiheten, und wunderte sich über die große Auswahl an Übersetzungen griechischer Literatur. In seinen Ohren klang ihm noch der Vers des König Ödipus:

»Uns, Herr! Ist dies beängstigend! Doch bis Du Den Mann befragt hast, der dabei war, habe Hoffnung!«

»Sie war ja noch jung. Sie wollte noch heiraten.«

»In welches Waisenhaus haben Sie das Kind gebracht?«

»Das weiß ich nicht mehr. Aber es war sicher ein katholisches ...«

»Wie denn, waren Sie nun in Berlin oder nicht? Sind

Sie mit dem Kind einfach so drauflosgefahren, ohne zu wissen, wo Sie es lassen? Woher wussten Sie, dass Sie es überhaupt irgendwo unterbringen können?»

»Am Bahnhof haben zwei Klosterschwestern auf das Kind gewartet. Das hatte die Familie des Vaters so arrangiert.«

»Welche Familie? Wie hieß sie?«

»Ich weiß es nicht. Hanna hat es streng geheim gehalten, sie hat mit niemandem darüber geredet. Ich nehme an, dass sie für ihr Schweigen viel Geld bekommen hat.«

»War sonst noch etwas vereinbart?«

»Ja. Die Familie des Vaters hat im Voraus bezahlt, damit der junge das Gymnasium besuchen darf.«

Anwaldt fühlte, wie sich etwas in seiner Brust schmerzhaft zusammenkrampfte. Er stand auf, wanderte im Zimmer umher und versuchte den Schmerz zu vertreiben. Er zündete sich eine weitere Zigarette an, mit dem Resultat, dass ihn ein trockener Husten schüttelte. Als er sich davon erholt hatte, murmelte er abwesend die Zeilen Sophokles':

»Uns, Herr! Ist dies beängstigend! Doch bis Du Den Mann befragt hast, der dabei war, habe Hoffnung!«

»Wie bitte?«, fragten Anwaldt und Banaszak wie aus einem Mund. Sie starrten den Breslauer Polizisten entgeistert an, der sich dem Sessel von Mieczysław näherte und zischte:

»Welchen Namen hat das Kind bekommen?«

»Wir haben das Kind in Ostrów Wielkopolski taufen lassen. Der Priester hat uns geglaubt, dass wir ein Ehepaar sind. Er wollte lediglich meinen Pass sehen. Die

Taufpaten waren zufällige Passanten, ich habe ihnen etwas gezahlt ...«

»Werden Sie mir, zum Teufel, jetzt endlich sagen, wie dieses Kind heißt?!«

»So wie ich: Anwaldt. Wir haben ihm den Vornamen Herbert gegeben.«

Poznań, 17. Juli 1934.
Zwei Uhr nachmittags

Herbert Anwaldt hatte sich genüsslich auf dem plüschüberzogenen Diwan im Salonabteil ausgestreckt. Er blättert im »König Ödipus« und ignorierte völlig die wimmelnden Menschen auf dem Perron des Poznańer Bahnhofs. Der Schaffner kam herein und fragte höflich, was der gnädige Herr während der Reise zu essen wünsche. Anwaldt hob den Blick nicht von seinem Buch und bestellte eine Portion Eisbein und eine Flasche Baczewski-Wodka. Der Schaffner verbeugte sich und verließ das Abteil, als sich der Zug in Richtung Breslau in Bewegung setzte.

Anwaldt stand auf und blickte in den Spiegel.

»Na, fein, wie du anfängst, mit dem Geld um dich zu werfen! Aber was soll's! Weißt du, dass dein Papa eine Menge Kohle hat? Er ist ein sehr lieber Papa! Er hat mir eine Ausbildung im besten humanistischen Gymnasium von Berlin bezahlt!«

Er streckte sich wieder auf dem Sofa aus, bedeckte sein Gesicht mit dem aufgeschlagenen Buch und genoss den

schwachen Geruch der Druckerschwärze. Dabei hielt er die Augen geschlossen, um seiner vagen Vorstellung der Zukunft leichter Konturen verleihen zu können, um irgendeines der Bilder festzuhalten, die sich an der Schwelle zu seinem Bewusstsein drängten wie in einem Fotoplastikon, wo sie immer weitersprangen und nicht in ihrem vorgesehenen Rahmen bleiben wollten. Es war einer jener Momente, in denen das Rauschen in den Ohren und der Schwindel im Kopf eine Offenbarung ankündigten, einen prophetischen Traum, die Vision eines Hellsehers oder vielleicht eines orakelnden Mediums. Er öffnete die Augen und sah sich neugierig in dem geisterhaften Kolonialwarenladen um. Ein brennender Schmerz quälte ihn. Es waren die Wespenstiche, die nun zu pulsieren begannen. Der untersetzte Verkäufer mit der schmutzigen Schürze vor dem Bauch lachte und reichte ihm eine Hand voll Zwiebelschalen. Das Lachen wich nicht aus seinem Gesicht. »Du Schwein!«, schrie Anwaldt, »mein Papa wird dich umbringen!« Der Verkäufer kam hinter der Theke hervor und wollte sich auf den Jungen stürzen, der sich aber hinter der Erzieherin verstecken konnte, die gerade den Laden betrat. Sie blickte Anwaldt wohlwollend an. *(Bitte, Fräulein, sehen Sie mal, was für einen Turm ich aus den Klötzen gebaut habe! Ja, ein sehr schöner Turm, Herbert! Die Erzieherin klopfte ihm anerkennend auf die Schulter. Noch einmal. Und dann noch einmal.)*

»Bitte sehr, der Herr, einmal Eisbein.«

Anwaldt legte das Buch zur Seite, setzte sich auf und entkorkte die Flasche. Seine Hand zitterte. Ein Kind schrie. Der kleine Klaus aus dem Waschteichpark lag wie

eine vergiftete Kakerlake auf dem Rücken und strampelte mit den Beinen. »Das ist nicht mein Vater!« Das gleichmäßige Rumpeln der Räder. Es übertönte das Geschrei des kleinen Klaus. Anwaldt setzte die Flasche an. Die brennende Flüssigkeit entfaltete in seinem leeren Magen sofort die erwünschte Wirkung, sein Kopf wurde klar, seine Nerven beruhigten sich. Mit Appetit biss er in das appetitliche rosa Fleisch. Nach kurzer Zeit lag auf dem Teller nur noch der nackte, dicke Knochen. Anwaldt fühlte sich vom Alkohol benommen, und immer wieder entstand in seinem Kopf jenes Bild von Chaim Soutine, der dunkelgrüne Wald und die beiden deformierten Gestalten der vertriebenen Kinder. Nicht alle sind vertrieben worden, sagte er sich, den Kleinen aus dem Zug nach Rawicz wird niemand jemals irgendwohin treiben. Du bist auch Pole. Deine Mutter war Polin. Anwaldt setzte sich auf und trank hastig hintereinander zwei gut gefüllte Gläser Wodka. Die Flasche war leer. *(Heißer Wüstensand hatte sich auf den Steinboden gelegt. Ein zotteliger Ziegenbock glotzte in die verwüstete Gruft. Die Spuren seiner Klauen im Sand. Der Wind bläst den Sand in die Ritzen der Wand. Von der Decke fallen kleine, flinke Skorpione. Sie krabbeln um ihn herum, ihre giftigen Schwänze sind steil aufgerichtet. Eberhard Mock zertritt sie – einen nach dem anderen. Ich werde umkommen, so wie meine Schwester umgekommen ist. Es fiel ihm wieder ein, wie es bei Sophokles hieß: »Oh Unglückseliger! Dass niemals du erkennst, wer du bist!«)*

XIV

Breslau, Dienstag, 17. Juli 1934.

Sieben Uhr abends

Eberhard Mock saß mit entblößtem Oberkörper in seiner Wohnung und erholte sich von einem nervenaufreibenden Tag. Er hatte das Schachbrett aufgestellt und war nun in die Lektüre von Überbands »Schachfallen« vertieft. Bei der Analyse einer Meisterpartie versetzte er sich wie üblich in die Defensive und fand nach einiger Zeit zu seiner Zufriedenheit eine Lösung, die immerhin zu einem Patt führte. Noch einmal sah er auf das Schachbrett. An Stelle des Königs, der zwar nicht im Schach stand, jedoch keinen Zug mehr ausführen konnte, sah er sich selbst, Kriminaldirektor Eberhard Mock. Er stand in die Ecke gedrängt, bedroht vom schwarzen Springer, Olivier von der Malten, und von der Dame, dem Gestapo-Chef Erich Kraus. Der weiße Läufer, Smolorz, stand nutzlos in einer Ecke des Schachbretts, und seine Dame, Anwaldt, trieb sich auf dem Schreibtisch außerhalb des Schachbretts herum.

Mock hob den Telefonhörer nicht ab, obwohl es hartnäckig bereits zum vierten Mal klingelte. Es stand zu erwarten, dass die kühle Stimme des Barons von der Malten

von ihm einen Bericht verlangte – und was hätte Mock berichten sollen? Dass Anwaldt verschollen war? Dass der Besitzer des Hauses, in dem Maass wohnte, mit einem neuen Mieter in Maass' Wohnung erschienen war und dort Smolorz angetroffen hatte? Natürlich hätte er ihm eröffnen können, dass er den Mörder identifiziert habe. Aber wo war dieser Mann? Noch in Breslau? Oder sonst irgendwo in Deutschland? Vielleicht in den Bergen Kurdistans? Das Telefon läutete wieder. Mock zählte die Klingelzeichen, es waren zwölf. Er erhob sich und ging im Zimmer umher, bis das Telefon verstummte. Erst in diesem Moment griff er nach dem Hörer. Er dachte an Hardenburgs Prinzip. Zwölf Signale muss man abwarten. Er ging hinüber in die Küche und holte aus der Speisekammer einige Landjäger – das Kindermädchen hatte heute frei – biss sich ein großes Stück ab und nahm dazu einen Löffel geriebenen scharfen Kren direkt aus dem Glas. Mit vollen Backen kauend traten ihm die Tränen in die Augen. Er dachte an den jungen Berliner Polizisten, der in den Folterkammern der Gestapo so übel zugerichtet worden war und der auf eine Drohung hin diese vor Hitze und Lasterhaftigkeit brodelnde Stadt verlassen hatte. Das Telefon klingelte wieder. (*Wo könnte Anwaldt jetzt sein?*) Ein zweites Mal. (*Dieser verfluchte Forstner! Ich mache ihn fertig!*) Ein drittes Mal. (*Was für ein nervenaufreibender Tag, und dabei ist eigentlich doch nichts geschehen.*) Viermal. (*Wahrscheinlich gerade deswegen.*) Fünfmal. (*Schade um Anwaldt. Es war gut, jemanden wie ihn an der Seite zu haben.*) Sechs. (*Kann man nichts machen, auch sein Kopf steckt in einer Schlinge ...*) Sieben. (*Ich muss zu*

den Mädchen. Dann wird es mir besser gehen.) Es klingelte bereits zum achten Mal. (Ich kann schließlich nicht mit vollem Mund den Hörer abheben!) Zum neunten Mal. (Ja. Ich werde Madame anrufen.) Zehnmal. (Vielleicht ist es von Hardenburg?) Ein elftes Mal ertönte die Klingel. Mock stürzte ins Vorzimmer und nahm den Hörer ab, nachdem es ein zwölftes Mal geläutet hatte. Ein betrunkenes Lallen drang an sein Ohr. Ungeduldig unterbrach er den Schwall unverständlicher Entschuldigungen.

»Anwaldt! Wo bist du?«

»Am Bahnhof.«

»Warte auf mich, am Gleis eins! Ich hole dich ab, hast du gehört? An welchem Gleis sollst du warten?«

»An ... G ... Gleis ... eins ...«

Anwaldt war weder an Gleis eins noch auf irgendeinem anderen Bahnsteig zu finden. Mock ließ sich von seiner Intuition leiten und erkundigte sich bei der Bahnschutzstelle. Man hatte Anwaldt aufgegriffen und ihn auf die Wachstube gebracht, wo er laut schnarchend seinen Rausch ausschließ. Mock zeigte dem verdutzten Aufsichtsbeamten seinen Ausweis und bat höflich um Unterstützung. Der Mann war sofort zu Diensten. Er warf seinen Leuten ein paar Worte hin, woraufhin sie Anwaldt unter den Armen packten, ihn zu Mocks Auto schleppten und ihn hineinverfrachteten. Nachdem sich Mock bei allen bedankt hatte, fuhr er los. Eine Viertelstunde später trafen sie am Rehdingerplatz ein. Die Bänke auf dem Rasen waren alle besetzt, die Menschen erholten sich von der Tageshitze. Verwundert sahen sie dem stämmigen

Mann mit dem beträchtlichen Bauch zu, wie er ächzend und stöhnend den schlaffen Körper Anwaldts aus dem Fond seines Adler zog.

»Na, der hat genug für heute!«, lachte ein Halbwüchsiger im Vorbeigehen.

Mock zog dem Betrunkenen das Jackett aus, an dem Erbrochenes klebte, rollte es zusammen und warf es in den Wagen. Dann legte er sich Anwaldts linken Arm um den verschwitzten Nacken, packte ihn mit seiner Rechten um den Oberkörper und schleifte den willenlosen Körper unter dem Gelächter der Umstehenden zum Haustor. Wie es der Teufel wollte, war der Hausmeister nirgends aufzutreiben. »Jeder Fremde kann ins Haus, und dieser Idiot sitzt sicher wieder in der Wirtschaft und lässt sich mit Bier voll laufen ...«, murmelte Mock zornig. Mühsam, Stufe für Stufe, zog er sich und Anwaldt die Treppe hinauf. Seine Wange rieb am schmutzigen, feuchten Hemd Anwaldts, jedes Mal, wenn ihn eine Wolke des säuerlichen Atems streifte, fuhr er zurück, und auf jedem Treppenabsatz blieb er fluchend stehen, ohne sich um die Nachbarn zu kümmern. Einer von ihnen, Rechtsanwalt Doktor Fritz Patschkowsky, schickte sich gerade an, mit seinem Hund nach draußen zu gehen. Er blieb verwundert stehen, und sein großer Spitz zerrte heftig an der Leine. Mock warf ihm einen abweisenden Blick zu und antwortete nicht auf den herablassenden Gruß. Endlich standen sie vor Mocks Wohnungstür. Mock lehnte Anwaldt an die Wand, wo er ihn mit einer Hand festhalten musste, um mit der anderen das störrische Schloss zu öffnen. Schließlich hatten sie es geschafft: Anwaldt lag auf

dem Boden des Vorzimmers, Mock hatte sich schwer atmend auf dem Mahagonisitz der Toilette niedergelassen. Nach einer Verschnaufpause schloss er die Wohnungstür und zündete sich eine Zigarette an. Dann packte er Anwaltdt am Kragen und schleifte ihn in den Salon hinüber. Mit letzter Kraft hievte er ihn auf eine niedrige Chaiselongue und durchsuchte die Taschen Anwaltdts. Nichts. (*Die hat schon ein Taschendieb ausgeräumt.*) Mock lockerte Anwaltdts Krawatte, knöpfte das Hemd auf und zog ihm die Schuhe aus. Anwalts Kleidung war in furchtbarem Zustand, sie starrte vor Schmutz, Fettflecken und Asche, seine eingefallenen Wangen umschattete ein Zweitagebart. Mock betrachtete seinen Mitarbeiter noch eine Weile nachdenklich, dann ging er durch die Küche in die Speisekammer, wo er auf den obersten Regalen eine Reihe von grünen Einmachgläsern aufbewahrte. Jedes war mit Pergamentpapier und einem hellen Gummiband verschlossen. Endlich hatte er das Richtige mit den getrockneten Pfefferminzblättern gefunden. Zwei Hand voll davon warf er in eine große Kanne. Es kostete ihn einige Mühe, alle Utensilien zusammenzusuchen, um ein Feuer im Herd anzufachen, aber endlich setzte er einen großen, polierten Teekessel auf die glühende Platte. Aus dem Badezimmer holte er eine emaillierte Waschschüssel und stellte sie für alle Fälle neben Anwaltdts Liegestatt. Daraufhin kehrte er zurück in die Küche und goss das inzwischen siedende Wasser in die Kanne mit den Blättern. Da er nicht wusste, wie er das Feuer löschen sollte, goss er kurzerhand ein wenig Leitungswasser in die Herdklappe.

Als Nächstes nahm er ein kühles Bad, zog den Haus-

mantel über, setzte sich an den Schreibtisch und zündete sich eine der dicken türkischen Zigarren an, die er für besondere Gelegenheiten aufbewahrt hatte. Die Schachfiguren standen unverändert: der König war noch immer lahm gelegt. Die Bedrohung durch den Springer und die Dame bestand nach wie vor. Doch war nun die weiße Dame wiedergewonnen, und sie kam dem bedrängten König zu Hilfe.

Breslau, Mittwoch, 18. Juli 1934.
Acht Uhr morgens

Anwaldt öffnete seine verquollenen Augen. Das Erste, was er erblickte, waren die Kanne auf dem Tisch und ein Glas. Mit zitternden Händen schenkte er sich den abgeseihten Pfefferminztee ein und trank gierig.

»Was ist, brauchst du ein Messer, damit du die Zähne auseinander kriegst?« Mock band sich seine Krawatte, er verströmte eine Wolke von wohlriechendem Eau de Cologne und lächelte nachsichtig. »Weißt du was, ich bin nicht einmal böse auf dich. Wie kann man jemandem böse sein, den man wie durch ein Wunder wiedergefunden hat? Ein Fingerschnipsen, und Anwaldt ist da! Und schnips, weg ist er! Schnips, und er ist wieder da!« Mock wurde ernst: »Wenn es einen wichtigen Grund gab, warum du dich aus dem Staub gemacht hast, dann brauchst du nur zu nicken.«

Anwaldt bewegte vorsichtig den Kopf. Unter seiner Schädeldecke brannte ein wahres Feuerwerk ab. Er

schenkte sich Tee nach. Einen derartigen Kater hatte er lange Zeit nicht mehr gespürt. Mock stand breitbeinig daneben, faltete die Hände über dem Bauch und drehte die Daumen umeinander.

»Gut. Wie ich sehe, hast du Durst. Das heißt also, dass Schluss mit der Kotzerei ist. Ich habe dir ein Bad eingelassen. Im Badezimmer liegt eines meiner Hemden und dein gereinigter Anzug. Du hast dich gestern ordentlich eingesaut. Ich musste der Frau des Hausmeisters ein schönes Sümmchen für ihre Bemühungen hinlegen. Sie hat sicher die halbe Nacht daran gesessen. Deine Schuhe hat sie übrigens auch geputzt. Du kannst mir das Geld später zurückgeben. Gestern hat dich offenbar jemand beraubt. Und jetzt rasier dich, du siehst aus wie ein Pennbruder! Nimm mein Rasiermesser!« Mock war kurz angebunden. »Hör mir gut zu: In einer Dreiviertelstunde werden wir uns hinsetzen, und du wirst mir einen gerafften Bericht über deine Abenteuer liefern. Dann fahren wir zum Johannesdom. Dort erwartet uns um Viertel nach neun Doktor Leo Hartner.«

Sie betraten das kühle Halbdunkel. Die Wucht der Sonne prallte an den bunten Mosaikfenstern ab, die Mauern der mächtigen Kathedrale dämpften den Lärm und das Gedränge der Stadt, die in der Hitze kochte. Hier ruhten etliche schlesische Fürsten unter ihren Grabplatten, und die lateinischen Inschriften an den Wänden hielten dazu an, über die Ewigkeit nachzudenken. Auf Mocks Armbanduhr war es zwanzig nach neun. Wie verabredet setzten sie sich in die erste Bank und warteten auf Hartner, der noch

nicht erschienen war, aber stattdessen kam ein fast kahl geschorener Priester auf die beiden zu. Wortlos überreichte er Mock ein Kuvert, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand. Anwaldt wollte ihm folgen, aber Mock hielt ihn zurück. Er entnahm dem Kuvert einen maschinengeschriebenen Brief und reichte ihn seinem Assistenten.

»Lies du! Ich sehe so schlecht hier, und bevor wir wieder in diese verdammte Hitze hinausgehen ...« Erst jetzt wurde sich Mock bewusst, dass er den Sohn von Baron von der Malten die ganze Zeit über geduzt hatte. (*Wenn ich mit Marietta so vertraulichen Umgang hatte, werde ich ihn doch nicht siezen!*)

Anwaldt studierte den Brief mit dem goldenen Wappen der Universitätsbibliothek und der eleganten Schrift des Direktors.

»Sehr geehrter Herr Kriminalrat! Ich bitte vielmals um Verzeihung, dass ich nicht persönlich zu unserem vereinbarten Treffen erscheinen kann, aber familiäre Gründe haben mich gezwungen, am gestrigen Abend die Stadt zu verlassen. Einige Male habe ich versucht, Sie telefonisch zu erreichen, doch waren Sie wohl außer Haus. So werde ich Ihnen also meine Erkenntnisse brieflich mitteilen, die von einiger Wichtigkeit sein dürften. Alles, was ich Ihnen eröffne, stützt sich auf das hervorragende Werk ›Les Yesídís‹ von Jean Boyé, das vor zehn Jahren in Paris erschienen ist. Der Autor, ein anerkannter französischer Ethnograph und Reisender, hat vier Jahre bei den Yezi den gelebt, war dort wohlgelitten und in einer Weise anerkannt, die ihm Zutritt zu einigen ihrer heiligen Rituale gewährte. Unter den vielen Beschreibungen der religiösen

Kulthandlungen dieser geheimnisvollen Sekte findet sich eine, die besondere Beachtung verdient. So kam es einmal, dass der Autor mit einigen der alten Yeziden in der Wüste weilte (er schreibt nicht, wo genau). Dort besuchten sie einen hochbetagten Einsiedler, der in einer Grotte hauste. Dieser Greis vollführte des Öfteren kultische Tänze, während derer er in eine Trance fiel, ähnlich etwa den türkischen Derwischen. In einen solchen Zustand versetzt, stieß er Prophezeiungen in einer unverständlichen Sprache aus. Wie Boyé schreibt, hatte er die Yeziden sehr lange darum bitten müssen, diese prophetischen Ausrufe zu übersetzen, bis sie sich endlich dazu bereit erklärten. Ihnen zufolge verkündete der Eremit, dass nun die Zeit der Rache für die ermordeten Kinder des Al-Shausi gekommen sei. Boyé, ein ausgezeichnete Kenner der Geschichte der Yeziden, wusste, dass diese Kinder etwa um die Wende zwischen dem sechsten und siebten Jahrhundert nach dem islamischen Kalender zu Tode gekommen waren. Es wunderte ihn daher, dass die berufenen Rächer so lange mit der Erfüllung ihrer heiligen Pflicht gewartet hatten. Doch die Yeziden erklärten ihm, dass nach ihrem Recht eine Rache nur dann gültig sei, wenn sie genau dem Verbrechen entspreche, das es zu rächen gilt. Wenn also jemandem mit dem Stilett ein Auge ausgestochen wurde, dann muss sein Rächer dem Täter oder seinen Nachfahren genau dasselbe zufügen – der Racheakt darf also nicht beispielsweise mit einem beliebigen Messer ausgeführt werden, sondern nur mit einem Stilett – am besten sogar mit genau derselben Waffe. Auch die Vergeltung des Mordes an den Kindern des Al-Shausi ent-

spräche also nur dann den Gesetzen, wenn die Kinder der Nachkommen des Mörders auf eben dieselbe Art und Weise umgebracht würden. Doch jahrhundertlang hatte dies nicht geschehen können – bis zu dem Zeitpunkt, an dem der yezidische Einsiedler seine Offenbarung hatte: Die Gottheit Malak-Taus war ihm erschienen und hatte verkündet, dass nun die Zeit gekommen sei. Bei den Yeziden genießen die Eremiten großes Ansehen, man betrachtet sie als die Hüter der Tradition, und zu dieser heiligen Tradition zählt auch die Pflicht, Vergeltung zu üben. Wenn also ein Eremit verkündet, die Zeit dafür sei gekommen, wird eine Versammlung einberufen, auf welcher der Rächer bestimmt und auf dessen rechte Hand das jeweilige Symbol seiner Aufgabe eintätowiert wird. Wenn er seine Aufgabe nicht erfüllt, wird er vor aller Augen gehenkt. So weit Boyé.

Herr Direktor, auch ich vermag leider nicht die Frage zu beantworten, die auch Jean Boyé nicht losgelassen hat. Ich habe die Genealogie der Familie von der Malten lange studiert und denke, dass ich jetzt weiß, warum die Rache der Yeziden so viele Jahrhunderte lang nicht vollzogen werden konnte. Im vierzehnten Jahrhundert nämlich hat sich der Stammbaum der Familie von der Malten dreifach verzweigt: Es entstanden ein schlesischer, ein bayrischer und ein niederländischer Zweig. Doch im achtzehnten Jahrhundert gab es in den beiden letzten keine Nachfahren mehr. Auch der schlesische Zweig entwickelte sich nicht üppig: In der Familie sind fast nur Knaben zur Welt gekommen, und zwar als Einzelkinder. Doch die Rache der Yeziden gilt – wie ich eben erläuterte – nur

in dem Falle als vollzogen, wenn sie an einem Geschwisterpaar verübt wird. In der ganzen Geschichte der Familie tauchen jedoch nur fünf solcher Paare auf, in zweien der Fälle starb eines der Kinder bereits im Säuglingsalter, zwei andere Knaben fanden unter nicht bekannten Umständen den Tod. Und im letzten Fall, der Tante von Olivier von der Malten, die Schwester seines Vaters Ruppert, war es äußerst schwierig, den Racheakt auszuführen, da die Frau ein streng von der Außenwelt abgeschiedenes Leben in einem Kloster führte.

Verehrtester, ich habe erläutert, aus welchen Gründen der Racheakt bisher noch nicht begangen werden konnte. Aber es ist immer noch unklar, warum der heilige Alte in seiner Erleuchtung feierlich verkündet hat, der Moment der Rache sei gekommen: Denn der einzige gegenwärtig noch lebende männliche Nachfahre von Godfryd von der Malten, nämlich Olivier, war zu dem Zeitpunkt der Prophezeiung des Eremiten einzig Vater der unglücklichen Marietta. Somit scheint ihre schreckliche Ermordung ein tragischer Irrtum. Und es ist durchaus wahrscheinlich, dass dieser Irrtum auf Grund der Wahnvorstellung eines alten Schamanen geschah, die ihrerseits vermutlich eine Folge des dort verbreiteten Genusses von Haschisch sein musste.

Ich komme zum Ende meines allzu langen Briefes und bitte Sie um Verständnis, dass ich Maass' Übersetzung der letzten beiden Prophezeiungen Friedländers noch nicht überprüfen konnte. Das ist einerseits auf meinen Zeitmangel zurückzuführen – ich habe sehr lange mit der Erforschung der yezidischen Riten zugebracht. Anderer-

seits nötigen mich nun komplizierte Familienangelegenheiten unerwartet zur Abreise. Ich verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung, Doktor Leo Hartner.«

Mock und Anwaldt sahen sich wortlos an. Sie wussten beide, dass die Ankündigung des heiligen Alten keineswegs das Gefasel eines wahnsinnigen Schamanen im Drogenrausch gewesen war. Sie verließen die Kathedrale und stiegen noch immer schweigend in den Adler, den sie im Schatten eines der ausladenden Kastanienbäume, die in großer Zahl auf dem Domplatz wuchsen, geparkt hatten.

»Mach dir keine Sorgen, mein Sohn.« Mock betrachtete Anwaldt voller Mitleid, das Wort »Sohn« hatte er bewusst verwendet. Er erinnerte sich daran, wie der Baron sich an das Fenster seines Zugabteils gehängt und gerufen hatte: »Er ist mein Sohn!«

»Ich werde dich jetzt zu mir nach Hause bringen. Es kann sein, dass es in deiner Wohnung für dich nicht ungefährlich ist. Smolorz wird dir deine Sachen bringen. Du wirst bei mir bleiben, dich gut ausschlafen, nicht ans Telefon gehen und niemandem die Tür öffnen. Und heute Abend werde ich dich irgendwohin bringen, wo du deinen Vater und sämtliches Ungeziefer vergessen kannst.«

XV

Breslau, Mittwoch, 18. Juli 1934.

Acht Uhr abends

Die Mittwochsveranstaltung bei Madame le Goef war heute ganz im antiken Stil gehalten. Als es Abend geworden war, schlug ein nackter Sklave, dessen ganzer Körper von mahagonifarbener Schminke glänzte, einen riesigen Gong, der Vorhang hob sich, und den Zuschauern bot sich ein stilechtes Bühnenbild: Die Frontseite eines römischen Tempels, davor nackte, tanzende Körper in einem Regen von Rosenblättern, die von der Decke herabschwebten. Es waren dies Bacchanalien, während derer die Tänzerinnen und Tänzer wirkliche sexuelle Handlungen nur simulierten. Nach etwa zwanzig Minuten folgte eine ebenso lange Pause, in der sich einige der Gäste in diskrete Nebenzimmer begaben, andere die Zeit nutzten, um sich mit delikatsten Speisen und Getränken zu stärken. Dann schlug der Sklave wieder den Gong, und auf der Bühne erschienen einige Römerinnen und Römer. Sie waren in wehende Tuniken gekleidet, die sie allerdings bald abstreiften, es regnete weiter Rosenblätter, im Saal breitete sich Schwüle aus: Bei diesem Teil des Bacchanals wurde nichts mehr simuliert. Doch nach kaum einer hal-

ben Stunde fand auch dieses Vergnügen ein Ende, und die Schauspieler verließen erschöpft die Bühne. Der Saal hatte sich geleert, dafür platzten nun die Zimmer aus allen Nähten.

An diesem Abend saßen Rainer von Hardenburg, Mock und Anwaldt auf der Galerie und betrachteten von dort das einleitende Schauspiel einer ausschweifenden Orgie. Bereits zu Beginn der Vorstellung zeigte sich Anwaldt merklich aufgekratzt. Mock war das nicht entgangen – er stand auf und ging in Madames Arbeitszimmer. Sie begrüßten einander mit dem gewohnten Überschwang, bevor Mock seine Bitte äußerte. Madame war sofort einverstanden und griff unverzüglich zum Telefonhörer. Als Mock zurückgekehrt war, lehnte sich Anwaldt zu ihm hinüber und fragte flüsternd:

»Wo bekommt man hier die Zimmerschlüssel?«

»Warte noch einen Moment. Wo willst du denn so schnell hin?« Mock lachte anzüglich.

»Sehen Sie denn nicht? Man muss sich ranhalten, die Hübschesten sind schon bald alle vergeben!«

»Hier sind alle hübsch. Da, schau dir zum Beispiel diese beiden an.«

Zwei Mädchen in Schuluniform waren an ihren Tisch getreten. Die beiden Polizisten wussten, wer sie waren, doch die Mädchen taten so, als wäre es ihre erste Begegnung. Beide sahen Anwaldt mit unverhohlenem Interesse an, und schließlich legte diejenige, die Erna so sehr ähnelte, ihre Hand zart auf die Anwaldts – dabei lächelte sie ihn aufmunternd an. Er stand auf, legte seinen Arm um ihre schlanke Taille, wandte sich zu Mock, nickte kurz

und verabschiedete sich: »Mit Verlaub ...« Alle drei begaben sich auf das Zimmer, in dessen Mitte ein Spieltisch mit Schachbrett stand, das in kunstvoller Intarsienarbeit gefertigt war.

Im Salon lehnte sich Madame derweil entspannt zurück. Sie nahm es mit der Förmlichkeit gegenüber ihren Kunden nicht mehr so genau.

Von Hardenburg lächelte Mock zu:

»Da haben Sie einen guten Riecher gehabt, um diesen Menschen glücklich zu machen. Wer ist das überhaupt?«

»Ein naher Verwandter, aus Berlin. Auch ein Polizist.«

»Na, dann können wir ja einmal einen waschechten Berliner fragen, was er für einen Eindruck vom exklusivsten Breslauer Club hat. Auch wenn der hier ein wenig außerhalb Breslaus liegt.«

»Ach, was wissen schon die Berliner! Die werden sich immer über uns lustig machen. Aber mein Verwandter ist keiner von denen, der hat Manieren. Denn wissen Sie, irgendwie müssen die aus der Hauptstadt ihre Komplexe doch loswerden. Besonders diejenigen, die eigentlich aus Breslau stammen. Kennen Sie die Redensart ›Ein echter Berliner muss aus Breslau stammen?‹«

»Na, nehmen Sie zum Beispiel diesen Kraus.« Von Hardenburg rieb sein Monokel. »Er hat ganze zwei Jahre in Berlin gelebt, und dann hat ihn von Woyrsch nach Breslau geholt, nachdem Heines, Brückner und Piontek abserviert waren – als Gestapo-Chef. Kraus tat so, als sei der Wechsel ein Sprung auf seiner Karriereleiter, und um zu verbergen, dass er eigentlich enttäuscht war, hat er seine Nase ziemlich hoch getragen – unser boshafter und

einfältiger Eiferer. Dieser Mensch, der nicht mehr als zwei Jahre in Berlin gelebt hat, kommt nun daher und macht sich auf Schritt und Tritt über den schlesischen Provinzialismus lustig. Ich habe ein wenig recherchiert: Wissen Sie, woher Kraus wirklich stammt? Aus Frankenstein. Niederschlesien!«

Die beiden lachten laut und stießen darauf an. Die Schauspielerinnen unten auf der Bühne verbeugten sich und boten dabei den Zuschauern noch einmal alle Reize in ihrer ganzen Pracht. Mock fingerte seine türkischen Zigarren hervor und bot sie von Hardenburg an. Da er sah, dass der Chef der Abwehr es keineswegs eilig hatte, zur Sache zu kommen, wartete er geduldig, bis von Hardenburg selbst den Moment für geeignet hielt, seine Neuigkeiten über Erkin mit ihm zu teilen. Mock hoffte insgeheim, dass er aus seinem Gegenüber mehr herausbekäme, als aus Hartners Expertise und Brief hervorging. Vor allem hätte er gerne Erkins Adresse erfahren.

»Menschen vom Schlage Kraus' können unseren Adel, die Familientraditionen und hiesige Lebensart nicht ertragen.« Von Hardenburg blieb noch ein wenig beim Thema Schlesien. »All diese von Schaffgotsch, von Carmers und von Donnersmarcks sind ihnen ein Dorn im Auge. Und deshalb tut es ihrem Selbstwertgefühl gut, wenn sie sich über die alten Sitten und Gebräuche der Aristokraten und über die Kohlebarone lustig machen können. Aber sollen sie ruhig lachen ...«

Sie schwiegen. Von Hardenburg konzentrierte sich auf das Bühnengeschehen, während Mock überlegte, ob dieses frivole Ambiente wohl die richtige Gelegenheit böte,

um jene wichtige, ja für ihn lebenswichtige Angelegenheit anzusprechen. Nach einigem Zögern setzte er an:

»Apropos Klaus ... ich hätte da eine Bitte an Sie ...«

»Herr Eberhard«, von Hardenburg wurde immer vertraulicher. »Ich habe ja noch nicht einmal Ihre erste Bitte bezüglich dieses Türken erfüllt, und schon haben Sie eine zweite ... Aber Scherz beiseite. Bitte, sprechen Sie!«

»Herr Baron«, Mock schlug, im Gegensatz zu seinem Gesprächspartner, einen offiziellen Ton an. »Ich wäre an einer Arbeit bei der Abwehr interessiert.«

»Ach so? Weshalb denn das?« Der Kerzenschein und die diskret gedämpfte Tischbeleuchtung spiegelten sich in von Hardenburgs Monokel.

»Ganz einfach deshalb, weil meine Abteilung immer mehr von diesen Kanaillen aus dem Lager von Kraus durchsetzt wird.« Mock sparte sich umständliche Vordreden. »Schon jetzt behandelt er mich von oben herab, und es wird nicht mehr lange dauern, und er beginnt, mir dienstliche Anweisungen zu erteilen. Ich werde langsam zum Schatten eines Chefs – ich bin auf dem besten Weg, zu einem Strohmann, zu einer Marionette dieser ungehobelten Gestapo-Bande von Banditen und Barbaren zu werden. Herr Baron, ich komme aus einer armen Waldenburger Familie, die sich mit ihrem Gewerbe schlecht und recht über Wasser gehalten hat. Doch nichtsdestoweniger oder gerade deshalb möchte ich, um mit Horaz zu sprechen, *integer vitae scelerisque purus* bleiben.«

»Aber Herr Eberhard, Sie sind trotz Ihrer Herkunft im Geiste ein echter Aristokrat. Aber Sie sind sich wohl im

Klaren, dass auch die Arbeit bei uns keine leichte Sache ist, wenn man sich Ihrer Maxime verpflichtet fühlt?«

»Lieber Herr Baron, ich habe meine Unschuld schon vor langer Zeit eingebüßt – und bei der Polizei bin ich schon seit 1904, mit einer Unterbrechung während des Krieges, als ich in Russland gekämpft habe. Ich habe einiges gesehen, aber Sie werden mit mir übereinstimmen, wenn ich Ihnen sage, dass es zwischen einem staatlichen Ordnungshüter, der nicht immer nur konventionelle Methoden anwendet, und einem Henkersknecht einen Unterschied gibt ...«

Von Hardenburg zeigte sich amüsiert, und sein Monokel blitzte auf, als er sagte: »Sie sollten allerdings wissen, dass ich Ihnen keine Führungsposition anbieten könnte.«

»Ich möchte Ihnen mit einem Satz Napoleons antworten: Es ist besser, der Zweite, der Fünfte oder gar der Zehnte in Paris zu sein, als der Erste in Lyon.«

»Ich verstehe, aber ich kann Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt nichts versprechen.« Von Hardenburg studierte die Speisekarte. »Es hängt nicht nur von mir ab. Ah, das nehme ich: Rippchen mit Pilzsoße. Jetzt aber noch zu etwas anderem: Ich habe einige Informationen über Kemal Erkin für Sie. Er ist Kurde. Er stammt aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie. 1913 hat er eine elitäre Kadettenschule in Istanbul abgeschlossen. Ein guter Schüler, und am eifrigsten war er beim Erlernen der deutschen Sprache. Deutsch war schon damals Pflichtfach in jeder türkischen Handelsschule und bei der Militärausbildung. Während des Krieges war er auf dem Balkan und in Armenien im Einsatz. Von dort rührt auch sein schlimmer

Ruf. Er soll ein brutaler Sadist während des Massakers an den Armeniern gewesen sein. Mein türkischer Informant wollte bei seinem Bericht in diesem Punkt nicht weiter ins Detail gehen, da das weder im Leben Erkins noch in der türkischen Geschichte ein allzu interessantes Kapitel sei. 1921 wurde Erkin als junger Offizier des türkischen Geheimdienstes für zwei Jahre zu ergänzenden Studien nach Berlin geschickt und hat dort zahlreiche Freundschaften geschlossen. Nach seiner Rückkehr ist er bei der türkischen politischen Polizei immer höher aufgestiegen. Dann, im Jahre 1924, kurz bevor er das Amt des Geheimpolizeichefs in Smyrna antreten sollte, hat er plötzlich um seine Versetzung nach Berlin gebeten. Er hatte erfahren, dass am türkischen Konsulat in Berlin die Stelle des stellvertretenden Militärberaters frei geworden war. Es war wohl so, dass Erkin, ähnlich wie Sie, lieber der Zweite in Paris als der Erste in Lyon sein wollte. Man ist seiner Bitte nachgekommen, und daher lebt er nun schon seit 1924 in Deutschland. Er hat die ganze Zeit in Berlin verbracht, wo er das bescheidene und gleichförmige Leben eines Beamten im diplomatischen Dienst geführt hat. Die einzige Abwechslung waren für ihn die Ausflüge nach Breslau. Ja, ja, Herr Mock, so war es: Erkin hat sich sehr für unsere Stadt interessiert. Im Laufe von sechs Jahren war er zwanzigmal in Breslau. Wir hatten gleich zu Beginn ein Auge auf ihn. Es existiert eine dicke Akte über ihn, aber deren Inhalt wird Sie enttäuschen: Er kam zu seinem Vergnügen in unsere Stadt, namentlich zu künstlerischen Veranstaltungen. Er war ein eifriger Konzertbesucher, verbrachte viel Zeit in Museen und Bibliotheken. Auch

einem gelegentlichen Bordellbesuch gegenüber war er nicht abgeneigt. Dort war er bald für seine geradezu unerschütterliche Manneskraft berühmt, ja geradezu berüchtigt. Eine der Damen hat behauptet, dass Erkin im Laufe einer halben Stunde zweimal den Beischlaf vollzogen hat, ohne – pardon! – ihren Körper zu verlassen. Er hat sich übrigens mit einem Bibliothekar der Universitätsbibliothek angefreundet, dessen Namen ich leider vergessen habe. Im Dezember 1932 hat er sich bei der Staatspolizeileitstelle in Oppeln um ein Praktikum beworben. Bitte stellen Sie sich das vor: Trotz seiner sicheren Stellung in Berlin beschließt er aus heiterem Himmel, in den hintersten Krähwinkel zu übersiedeln und bei den schlesischen Provinzlern zu lernen. Das sieht so aus, als hätte er vorgezogen, der Zehnte in Oppeln zu sein, anstatt der Zweite in Berlin.«

Von Hardenburg bestellte bei der vorbeieilenden Kellnerin seine Rippchen, klopfte mit einer Zigarette auf sein goldenes Etui mit dem eingravierten Wappen und sah Mock erwartungsvoll an.

»Aber vielleicht können gerade Sie mir die merkwürdige Vorliebe Erkins für diesen wunderschönen schlesischen Landstrich, unsere Schweiz des Nordens, erklären?«

Mock gab ihm schweigend Feuer. Auf der Bühne begann man wieder mit der Aufführung bacchischer Rituale, und von Hardenburg setzte sein Monokel wieder ein und verfolgte das Schauspiel.

»Sehen Sie nur, diese Rothaarige, dort rechts! Das nenne ich eine echte Künstlerin!« Mock sah nicht hin.

Gedankenverloren starrte er in die dunklen Lichtreflexe in seinem Rotweinglas. Auf seiner Stirn waren zwei steile Denkfalten sichtbar geworden. Von Hardenburg löste seinen Blick von der Bühne und hob sein Glas.

»Wer weiß, vielleicht werden Ihre Hinweise sowohl mir als auch meinem Vorgesetzten in Berlin dabei behilflich sein, eine für Sie günstige Entscheidung zu treffen? Ich habe gehört, dass Sie eine ganz ansehnliche Sammlung von Typencharakteristiken verfasst haben ...«

Eine recht üppige Dame war an den Tisch getreten und lächelte von Hardenburg an. Auch Mock lächelte ihm zu und hob sein Glas. Fast lautlos stießen sie an.

»Also dann, treffen wir uns morgen in meinem Büro? Für heute bitte ich Sie, mich zu entschuldigen. Ich habe eine Verabredung mit dieser Schönheit ... Bacchus ruft mich zu seinem Mysterienspiel ...«

An diesem Abend kam es zu keiner Schachpartie mit Mocks Gespielinnen – aus dem einfachen Grund, weil das Schachspiel für die Mädchen nur eine angenehme Nebenbeschäftigung war. Heute erfüllten sie mit anderen Kunden, mit denen bereits zu einem früheren Zeitpunkt ein Stelldichein vereinbart war, ihre eigentlichen Aufgaben in einem der verschwiegenen Séparées. So musste Mock also auf das königliche Spiel verzichten, was jedoch keineswegs bedeutete, dass seine anderen Bedürfnisse an diesem Abend zu kurz kamen. Um Mitternacht verabschiedete er sich von einer drallen Brünetten und begab sich zu dem Zimmer, in dem er sich gewöhnlich freitagabends die Zeit vertrieb. Sein mehrmaliges Klopfen blieb

ohne Antwort. Also öffnete er die Tür einen Spalt und riskierte einen Blick: Anwaldt lag vollkommen entkleidet auf einem Berg mauretanischer Kissen, während die Gymnasiastinnen sich gerade wieder langsam anzogen. Mit einer Geste trieb sie Mock zur Eile an. Auch Anwaldt schlüpfte, peinlich berührt, rasch in Hemd und Hose. Sobald die kichernden Mädchen verschwunden waren, stellte Mock eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser auf den Tisch. Anwaldt, der noch immer die Auswirkungen seines Katers spürte, kippte hastig zwei Gläser hintereinander hinunter.

»Wie geht es dir? Hat die älteste und beste Methode gegen Depressionen gewirkt?«

»Leider hält die Wirkung dieses Mittels nie sehr lange an.«

»Weißt du, dass die Impfung gegen eine Krankheit nichts anderes ist als der Kontakt mit dem Virus, das gerade diese Krankheit hervorruft?« Diese Metapher gefiel Mock sichtlich. »Daher infiziere ich dich jetzt endgültig: Von Hardenburg hat unseren Verdacht bestätigt – Erkin ist der Yezide, der in verbrecherischer Mission nach Breslau gekommen ist. Und zur Hälfte hat er sie auch *par excellence* erfüllt.«

Anwaldt sprang so hastig auf, dass er den Tisch beinahe umgestoßen hätte. Die Weingläser tanzten auf ihren zierlichen Füßen.

»Mock, Sie vollführen hier ihre rhetorischen Spielchen, aber was sich da über mir zusammenbraut, das ist wohl kein Scherz! Irgendwo in der Nähe, vielleicht sogar in diesem Bordell, lauert auf mich ein Fanatiker, der meinen

Bauch mit Skorpionen spicken will! Da, sehen Sie, ist diese Tapete nicht wie geschaffen dafür, dass jemand mit meinem Blut ein paar persische Verse darauf schmiert? Sie haben mir das Bordell als Therapie anempfohlen ... aber was für eine Therapie kann einem Menschen helfen, für den die Entdeckung, dass er einen Vater hat – bis dahin sein größter Traum –, im selben Moment zum größten Verhängnis geworden ist?«

Was Anwaldt sonst noch sagen wollte, blieb unklar – er brachte die Worte durcheinander, und seine Redeschwall kam ins Stocken. Er begann zu weinen wie ein Kind. Sein verwüstetes und zerstochnes Gesicht verzerrte sich, er schluchzte. Mock öffnete die Tür und sah auf den Korridor hinaus. Man konnte einen betrunkenen Kunden unten randalieren hören. Er schloss die Tür und ging zum Fenster, um es weit zu öffnen. Aus dem Garten drang eine Duftwolke der blühenden Linden ins Zimmer. Aus einem der angrenzenden Räume war das Stöhnen einer der Bacchantinnen zu vernehmen.

Mock war in Verlegenheit, er seufzte, öffnete den Mund und wollte schon sagen: »Nun hör doch schon auf zu flennen, du bist doch ein Mann!«, doch er biss sich im letzten Moment auf die Zunge. Er meinte nur: »Komm schon, übertreib nicht, Anwaldt. Du wirst jetzt gut auf dich aufpassen, auch solange wir diesen Erkin nicht geschnappt haben, wird dir nichts geschehen. Und sobald wir ihn schnappen, wird sowieso nichts aus seiner Mission.«

Anwaldt hatte seine Tränen schon getrocknet. Er wick Mocks Blick aus, knackte nervös mit seinen Fingergelen-

ken, strich sich ein ums andere Mal über seine Kerbe am Kinn, seine Augen huschten von einer Seite zur anderen.

»Ist schon gut, Anwaldt!« Mock empfand tiefes Verständnis für den Zustand seines Assistenten. »Wer weiß, vielleicht sind alle unsere Neurosen nur das Resultat davon, dass wir unsere Tränen zurückhalten? Auch Homers Helden haben geweint. Und das hemmungslos!«

»Und Sie ... Weinen Sie auch manchmal?« Anwaldt sah Mock hoffnungsvoll an.

»Nein«, log dieser.

Eine Welle des Zorns überwältigte Anwaldt. Er stand auf und rief hell empört: »Ja, selbstverständlich: Warum sollten Sie auch weinen? Sie hat man nicht ins Waisenhaus gesteckt, niemand hat ihnen nahe gelegt, ihre eigenen Exkremete zu fressen, wenn Sie den Spinat nicht hinuntergekriegt haben! Ihre Mutter war kein Flittchen und ihr Vater kein verfluchter preußischer Aristokrat, der von seinem Kind nichts wissen wollte. Sie haben keine Ahnung, wie es ist, wenn man morgens aufwacht und sich freut, dass man den gestrigen Tag überlebt hat, weil niemand Ihnen den Wanst aufgerissen hat, um Ihnen eine Hand voll giftiger, schwarzer Bestien in die Gedärme zu setzen. Menschenskind, diese Leute haben sieben Jahrhunderte gewartet, bis endlich ein Geschwisterpaar auf die Welt kommt ... und die werden diese Gelegenheit nicht einfach verstreichen lassen! Dieser besessene Prophet hat seine Erscheinung gehabt ... die Zeit rückt immer näher ...«

Mock hörte nicht zu. Wie einer, der bei einem förmlichen Empfang das Schweigen am Tisch nicht erträgt und

sich bemüht, seinem Gedächtnis einen Witz, einen Schwank oder Kalauer zu entlocken, durchforschte er fieberhaft sein Gehirn ... Ein Schrei entfuhr Anwaldt. Jemand hatte an die Tür geklopft. Er zitterte. Es klopfte lauter. Hinter der Wand ließ sich ein nicht ganz aufrichtiger Lustschrei vernehmen und hallte durch das geöffnete Fenster im Garten wider. Anwaldt wurde hysterisch. Das Klopfen an der Tür geriet zu einem Hämmern.

Mock stand auf und holte aus. Seine Hand landete klat-schend auf dem Gesicht des schreienden Assistenten. Stille. Das Klopfen hatte aufgehört, nebenan raschelten nur leise die Kleidungsstücke, die eines der Mädchen wohl vom Boden zusammenklaubte. Anwaldt war erstarrt, und Mock hatte plötzlich seinen Gedanken wiedergefunden. Er hörte noch seine Worte: »Du wirst jetzt gut auf dich aufpassen, und auch solange wir diesen Erkin nicht geschnappt haben, wird dir nichts geschehen. Und sobald wir ihn schnappen, wird sowieso nichts aus seiner Mission ... wird sowieso nichts aus seiner Mission ...«

Er stand nahe bei Anwaldt und blickte ihm scharf in die Augen. »Hör zu, mein Sohn, Doktor Hartner meint, dass die Rache nur unter genau denselben Umständen vollzogen werden darf, wie sie bei dem ursprünglichen Verbrechen geherrscht haben. Und jetzt stell dir vor: Die Yeziden haben jahrhundertlang darauf gewartet, dass in der Familie von der Malten ein Sohn und eine Tochter geboren werden ... Doch einmal hat es bereits ein solches Geschwisterpaar gegeben: Olivier von der Maltens Vater Ruppert und dessen Schwester. Warum haben die Yeziden die beiden damals nicht umgebracht? Sie zuerst ge-

schändet und ihnen Skorpione in die Eingeweide gesetzt? Hartner hat zwar den Verdacht geäußert, dass es in der Abgeschlossenheit eines Klosters unmöglich gewesen wäre, den Racheakt auszuführen.« Mock schloss die Augen, ihm graute vor sich selbst. »Aber das glaube ich nicht. Weißt du, warum? Weil ihr Vater bereits nicht mehr am Leben war. Die Zwillinge wurden erst nach dem Tod ihres Vaters geboren, da er in der Schlacht von Solferino gefallen war. Das weiß ich genau. Denn Olivier von der Malten, mein geschätzter Studienkollege, hat mir alles über seinen heldenhaften Großvater erzählt. Also waren die Umstände nicht die gleichen ... Wenn nun auch Olivier von der Malten plötzlich sterben würde, dann ...«

Anwaltdt war zum Tisch getreten, hatte die Flasche ergriffen und sie angesetzt. Mock sah zu, wie ihm der Wein über das Kinn floss und sein Hemd verfärbte. Anwaltdt trank die Flasche leer, vergrub sein Gesicht in den Händen und presste hervor: »Also gut. Ich werde es tun. Ich werde den Baron umbringen.«

Mock fühlte ein Würgen in der Kehle. Der Abscheu vor sich selbst schien ihm die Luft zu nehmen.

»Das kannst du nicht tun. Er ist doch dein Vater.«

Anwaltdts Augen blitzten zwischen seinen Fingern hervor.

»Nein. Mein Vater, das sind Sie.«

Breslau, Donnerstag, 19. Juli.

Vier Uhr morgens

Der schwarze Adler hielt vor dem Palais der Familie von der Malten. Ein Mann stieg aus, näherte sich schwankend dem Tor, und die nächtliche Stille wurde durch ein schrilles Läuten zerrissen. Der Adler fuhr mit quiet-schenden Reiten an, während der Mann am Steuer einen Blick in den Rückspiegel warf und sich für einen Moment in den Anblick, der sich ihm bot, vertiefte.

»Du bist ein Dreckskerl«, sagte er zu dem müden Gesicht, das ihm entgegenblickte. »Du hast diesen jungen Menschen in ein Verbrechen getrieben. Du hast ihn zu deinem Instrument gemacht. Ein Instrument, mit dem du dich des letzten Zeugen deiner freimaurerischen Vergangenheit entledigen möchtest.«

Olivier von der Malten stand auf der Schwelle zu seiner weiträumigen Empfangshalle. Es sah aus, als hätte er sich noch gar nicht zur Ruhe begeben. Er wickelte sich fester in seinen bordeauxroten Hausmantel und blickte streng auf Anwaldt, der auf wackligen Beinen vor ihm stand.

»Junger Mann, was glauben Sie eigentlich? Dass dies hier eine Ausnüchterungszelle oder ein Nachtasyl für Alkoholiker ist?«

Anwaldt lächelte, und um sein Lallen ein wenig zu verbergen, dämpfte er die Stimme:

»Ich habe wichtige Informationen für den Herrn Baron ...«

Der Gastgeber trat zurück in die Halle und bedeutete Anwaldt, er möge eintreten. Den verschlafenen Diener schickte er fort. An allen Wänden der geräumigen, holzgetäfelten Eingangshalle hingen Porträts der von der Maltens. Und was Anwaldt in den Gesichtern erkennen konnte, waren nicht so sehr Strenge und Ernst, sondern eher Hochmut und Durchtriebenheit. Vergeblich sah er sich nach einer Sitzgelegenheit um. Der Baron tat, als hätte er es nicht bemerkt.

»Was möchten Sie mir Neues zu der Sache erzählen? Ich habe heute mit Mock zu Mittag gegessen, und so denke ich doch, dass ich auf dem Laufenden bin. Oder ist heute Abend noch etwas vorgefallen?«

Anwaldt hatte sich eine Zigarette angesteckt. Da er nirgends einen Aschenbecher entdeckte, schnippte er die Asche auf das polierte Parkett.

»Also hat Mock dem Herrn Baron sicher auch von der Rache der Yeziden erzählt. Hat er auch erwähnt, dass dieser Racheakt bis jetzt nur zur Hälfte ausgeführt worden ist?«

»Ja. Er hat Hartner zitiert. Das Ganze sei gescheitert, auf Grund der irrigen Wahnvorstellung eines alten Propheten. Junger Mann, kommen Sie um vier Uhr nachts in völlig betrunkenem Zustand zu mir, um mich über mein Gespräch mit Mock auszufragen?«

Anwaldt musterte den Baron aufmerksam und entdeckte einige Mängel an dessen Garderobe: einen abgerissenen Hemdknopf, die Bänder seiner Wäsche, die aus dem Hausmantel heraushingen. Albern prustete er los und verharrte eine ganze Weile in einer merkwürdig ge-

krümmten Haltung, während er sich vorstellte, wie dieser ältere Herr schwer atmend auf dem Klosett saß und dann von seinem sturzbetrunkenen Sohn in der geheiligten Ruhe seiner noblen Residenz gestört wurde. Das Lachen war noch nicht ganz von Anwaldts Lippen gewichen, als er voll Bitterkeit und Zorn hervorstieß:

»Lieber Papa, wir wissen beide, dass die Offenbarung des Sehers überraschenderweise genau mit unseren Familienbanden übereinstimmt. Natürlich nur mit den inoffiziellen. Letztendlich ist der Yeziden-Gott wohl doch ungeduldig geworden und hat auch die unehelichen Kinder anerkannt. Andererseits: Ist es wirklich so gewesen, dass in deinem Rittergeschlecht kein einziger Krieger Manns genug war, eine Bedienstete zu schwängern, und nicht einer der zahlreichen Krautjunker je mit einer hübschen Bäuerin ins Heu gestiegen ist? Alle haben keusch den ehelichen Treueschwur eingehalten. Sogar mein lieber Papa. Denn schließlich hat er mich vor seiner Heirat gezeugt.«

»An deiner Stelle würde ich nicht scherzen, Herbert.« Der Tonfall des Barons war unvermindert herablassend, doch sein Gesicht schien plötzlich zu verfallen. Von einem Moment auf den anderen war aus dem stolzen Aristokraten ein erschrockener Greis geworden. Die zuvor sorgfältig frisierten Haare klebten ihm wirr an den Schläfen, seine Lippen waren eingefallen, da er offenbar sonst eine Zahnprothese trug.

»Ich wünsche nicht, dass Sie mich duzen!« Anwaldt hatte aufgehört zu lachen. »Warum haben Sie mir das alles nicht von Beginn an gesagt?«

Vater und Sohn standen sich gegenüber, während sich fast unmerklich einige zarte Strahlen der aufgehenden Sonne durch das Fenster in die Halle stahlen. Der Baron erinnerte sich: An die Juninächte im Jahre 1902. Wie er sich damals zu dem Dienstmädchen geschlichen hatte. An das schweißnasse Bettzeug, als er sie wieder verlassen hatte, und die disziplinären Maßnahmen, die Ruppert von der Malten seinem zwanzigjährigen Sohn eigenhändig angedeihen ließ. Und er erinnerte sich an die angsterfüllten Blicke von Hanna Schlossarczyk, als sie die herrschaftliche Residenz verlassen musste, wie sie buchstäblich den Fußritten der anderen Bediensteten ausgesetzt war. Er brach die Stille und begann sachlich zu berichten.

»Von diesem Fluch der Yeziden habe ich erst heute erfahren. Und von unserer näheren Verwandtschaft hätte ich Sie in Kenntnis gesetzt, wenn Sie bei den Ermittlungen nicht weitergekommen wären. Das hätte Sie vielleicht motiviert.«

»Nähere Verwandtschaft ... *(Hast du denn nicht irgendeinen Verwandten, hatte die Erzieherin gefragt, nicht einmal einen entfernten? Schade, dann hättest du wenigstens Weihnachten außerhalb des Waisenhauses verbringen können.)* Sogar jetzt haben Sie nicht aufgehört zu lügen! Sie wollen die Dinge nicht beim Namen nennen. Nicht genug damit, dass Sie mich in irgendein Heim abgeschoben haben. Nicht genug damit, dass Sie sich Ihren Seelenfrieden mit dem Schulgeld für neun Jahre Gymnasium erkaufte haben. Wie viel haben Sie dem Kaufmann Anwald aus Poznań für seinen Namen gezahlt? Wie viel haben Sie meiner Mutter gezahlt, damit sie das alles ver-

gisst? Wie viel Geld braucht man, um ein Gedächtnis zu löschen? Doch das Gewissen hat sich offenbar schließlich doch noch zu Wort gemeldet. Lassen wir Anwaldt nach Breslau kommen. Wir können ihn hier ganz gut brauchen. Zufällig ist er Polizist, da kann er gleich bei den Untersuchungen zum Mord an seiner Schwester mitarbeiten. Über die Familienverhältnisse kann ich ihn dann immer noch aufklären, um ihn eventuell ein wenig zu motivieren – war es nicht so? Wenn man sein Gewissen beruhigen kann – schön und gut –, aber wenn das noch einen praktischen Vorteil bringt ... War es immer so, bei den von der Maltens?«

»Das, was Sie einen praktischen Vorteil nennen«, der Baron warf einen blasierten Blick auf seine Ahnengalerie, »das würde ich treffender als Familienstolz bezeichnen. Ich habe Sie kommen lassen, damit Sie den Mörder Ihrer Schwester zu fassen kriegen und diesen abscheulichen Mord rächen. Als Bruder wären Sie vollauf dazu berechtigt.«

Anwaldt nahm seine Pistole aus der Tasche, entsicherte sie und zielte auf das erste der Gemälde. Er drückte ab. Das Projektil bohrte sich mit einem trockenen Knall in das Porträt. Anwaldt begann fieberhaft seine Taschen zu durchsuchen. Der Baron packte ihn am Arm, zog aber seine Hand sofort wieder zurück. Der Polizist sah ihn mit getrübttem Blick an.

»Ich halte es nicht aus ... die Rache ... wie ein deutscher Yezide ...«

Der Baron straffte seinen ganzen Körper und nahm eine aufrechte Haltung an. Noch immer standen sie sich in dem gedämpften, orangefarbenen Licht gegenüber.

»Ich möchte Sie bitten, vernünftig zu sein. Lassen Sie mich ausreden. Ich habe von Familienstolz gesprochen. Er hat bei uns eine jahrhundertelange Tradition und hat sich aus den Heldentaten unserer Vorfahren entwickelt. Das alles könnte mit einem Mal nicht mehr sein. Mein Tod würde das Ende unseres Geschlechts bedeuten, denn der letzte Spross unseres schlesischen Stammbaums, das bin ich.« Er packte Anwaldt an der Schulter und drehte ihn so, dass er direkt in von der Malten einstmals edles und nun so verwüstetes Gesicht blicken musste. »Doch unser Geschlecht wird weiterexistieren, und zwar in der Person Herbert von der Malten.«

Plötzlich ergriff er das Schwert mit den elfenbeinernen Intarsienarbeiten und dem goldenen Griff, das neben ihm an der Wand hing. Die Klinge wies einige Scharfen auf. Er hielt es mit ausgestreckten Armen und trat zu Anwaldt. Eine Zeit lang sah er ihn fest an, er versuchte seine Rührung zu verbergen und sich männlich und ritterlich zu geben.

»Mein Sohn, vergib mir!« Er senkte den Kopf. »Alles, was du hier siehst – du wirst es erben! Nimm unser Wappen und unser geheiligtes Familiensymbol – das Schwert unseres Urahnen Boleslaw von der Malten, Ritter im Dreißigjährigen Krieg. Durchbohre damit das Herz des Mörders! Rache deine Schwester!«

Anwaldt nahm das Schwert feierlich entgegen. Er stand breitbeinig da und neigte den Kopf, als ob er nun erwartete, zum Ritter geschlagen zu werden. Seinem Mund entfuhr ein dünnes, zittriges Kichern.

»Lieber Herr Vater, dein Pathos kommt mir einiger-

maßen lächerlich vor. Haben die von der Maltens alle in diesem salbungsvollen Ton gesprochen? Ich werde dir ganz schlicht antworten: Ich heiße Herbert Anwaldt und ich pfeife auf eure ehrenvolle Ahnengalerie, deren krönender Abschluss du bist. Ja, du! Denn ich werde meinen eigenen Stammbaum beginnen, ich, der Bankert eines polnischen Dienstmädchens und eines unbekanntes Vaters. Nach sieben Jahrhunderten wird niemand mehr etwas davon wissen, denn es werden sich ein paar Chronisten finden, die für entsprechendes Entgelt die Lebensläufe ein wenig frisieren. Aber um mein eigenes Geschlecht zu gründen, muss ich am Leben bleiben. Und mein Leben ist gleichzeitig der Tod des Geschlechtes der von der Maltens. Mein Leben wird aus eurer Asche neu erstehen. Ist das nicht eine schöne Metapher?»

Anwaldt hob das Schwert und schlug zu. Die Kopfhaut des Barons platzte auf, der blanke Schädelknochen kam zum Vorschein, und ein Blutschwall ergoss sich über sein Gesicht. Der Baron stürzte mit einem Aufschrei auf die Treppe: »Polizei!«

»Ich bin von der Polizei.« Anwaldt folgte seinem Vater ein paar Stufen. Von der Malten stolperte und fiel. Er spürte plötzlich wieder das feuchte Bettzeug in der Schwüle des Dienstbotenzimmers. Auf dem beigefarbenen Treppenläufer breiteten sich dunkle Blutflecken aus. Seine lächerlichen Hosenbänder hingen aus dem Schlafrock, die eleganten Lederpantoffeln hatte er verloren.

»Ich flehe dich an, bring mich nicht um ... Du kommst ins Gefängnis ... und hier hättest du ein Vermögen ...«

»Ich bin unerbittlich und unbestechlich, antwortet der

Tod.« Anwaldt setzte die Schwertspitze zwischen die Rippen des Barons. »Kennst du dieses Traktat? Es ist zu der Zeit entstanden, als Opa Godfryd mit seinem Säbel die Bäuche arabischer Jungfrauen aufgeschlitzt hat.« Die Schwertspitze stieß auf ein Hindernis. Es war die Stufe unter dem Rücken des Barons. Anwaldt ließ das Schwert und den zusammengekrümmten Leib des Barons auf der Treppe zurück und wandte sich dem alten Diener zu, der stumm vor Entsetzen die ganze Szene beobachtet hatte.

»Schau her, Alter, hier hat Ritter Heribert von Anwaldt, der Ungebrochene, diesem Wüstling, Satanisten und Yeziden seine gerechte Strafe zukommen lassen ... Nun braucht es noch ein paar Skorpione, sodass wir das uralte Orakel erfüllen können ... gibt es hier etwa keine? ... Warte nur!«

Als sich Anwaldt auf den Boden gekniet hatte und auf allen vieren fieberhaft den Boden nach Skorpionen absuchte, stürzte Hermann Wuttke, der Chauffeur des Barons, in die Halle. Er zögerte nicht lange und griff nach einem schweren silbernen Kerzenleuchter.

Die Sonne ging auf. Die Breslauer sahen den wolkenlosen Himmel und verfluchten den nächsten glühenden Tag.

XVI

Oppeln, Dienstag, 13. November 1934.

Neun Uhr abends

Der Zug Breslau-Oppeln hatte zwei Minuten Verspätung, was Mock, der an deutsche Pünktlichkeit gewöhnt war, ungeheuerlich erschien. (*Kein Wunder, dass in einem Land, in dem ein österreichischer Gefreiter regiert, alles dem Niedergang entgegenstrebt!*) Langsam fuhr der Zug ein. Durch das Fenster konnte Mock einen Mann sehen, der breit lachte und winkte – es war aber nicht ersichtlich, wen er grüßte. Mock blickte Smolorz fragend an – auch der hatte den fröhlichen Reisenden bemerkt. Smolorz eilte zur Wartehalle und tat, als würde er das hohe, dekorative Gewölbe bewundern. Der Zug hielt. Im selben Fenster konnte Mock nun Kemal Erkin erkennen, und gleich hinter ihm diesen gut gelaunten Menschen, der einer Dame dabei behilflich war, ihren schweren Koffer aus dem Zug zu hieven. Erkin sprang schwungvoll auf den Bahnsteig und begab sich geradewegs in die Wartehalle. Der Fröhliche ließ, zum sichtlichen Missvergnügen der Dame, den Koffer nachlässig auf den Perron fallen und beeilte sich, Erkin einzuholen.

In der Wartehalle hielten sich nur wenige Fahrgäste

auf. Der Türke nahm von dort die Unterführung in Richtung Stadt, die der Länge nach durch eine eiserne Barriere in zwei Fußwege geteilt war. Erkin ging auf der rechten Seite, denn nach seinem jahrelangen Aufenthalt in Deutschland, war er an die hier herrschende Ordnung gewöhnt – so geschah es fast instinktiv, dass er beim Anblick eines Mannes, der ihm auf derselben Seite des Geländers entgegenkam, misstrauisch in seiner Tasche nach dem Revolver tastete. Doch sein Griff lockerte sich, als er erkannte, dass der Mann größte Mühe hatte, sich vorwärts zu bewegen, er taumelte von einer Seite auf die andere. Etwa auf gleicher Höhe wie der Betrunkene, jedoch auf der richtigen Seite, schritten vier SS-Männer und ein buckliger Angestellter mit Hut. Der Betrunkene kam näher und stellte sich Erkin in den Weg. Er schwankte so sehr, dass er kaum stehen konnte, und versuchte dabei, sich eine zerdrückte Zigarette in den Mund zu stecken. Der Türke lächelte innerlich über seinen anfänglichen Verdacht. Er gab zu verstehen, dass er kein Feuer habe, und wollte schon an ihm vorbeigehen, als er einen heftigen Schlag in die Magengrube erhielt und sich unwillkürlich zusammenkrümmte. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie die SS-Männer über die Barriere sprangen. Bevor er sich mit dem Rücken an die Wand lehnen konnte, hatten sie ihn auch schon überwältigt. Von der Warthalle kam die gekränkte Dame getrippelt, die ihren schweren Koffer nun selbst schleppte. Einer der SS-Männer, ein untersetzter Kerl in zugeknöpftem Mantel und Mütze, stieß sie brutal zur Seite. Er hielt einen Revolver in der Hand. Erkin griff in seine Tasche – die letzte

Bewegung, die er noch ausführen konnte. Ein weiterer Stoß katapultierte ihn gegen die Barriere, an der er einen Moment lang hängen blieb. Zwei der SS-Männer hielten ihn an die Stange gepresst, und der vermeintliche Angestellte versetzte ihm mit dem Gummiknüppel einen fürchterlichen Hieb. Erkin blieb bei Bewusstsein, aber er leistete keinen Widerstand mehr. Er sah noch, wie der Untersetzte in dem zu engen Mantel langsam auf den hinzugeeilten Beamten der Bahnschutzbehörde zuging, wie er versuchte, ihn zu beschwichtigen, er sah den emporgehaltenen Ausweis. Der SS-Mann lachte breit, und der Beamte mit dem Gummiknüppel, der über den nur mittelmäßigen Effekt seines ersten Schlags sichtlich erbost war, biss sich auf die Lippen und holte ein zweites Mal weit aus.

Oppeln, Mittwoch, 14. November 1934.

Ein Uhr nachts

Ein ungewöhnlich eisiger Wind pfiff durch die Spalten der Garagentür. Die Kälte ließ Erkin wieder zu Bewusstsein kommen. Er fand sich in einer unnatürlichen, halb sitzenden Position, beide Hände waren mit Handschellen an eiserne Ringe in der Wand gefesselt. Er zitterte. Er war nackt, seine Augen blutverklebt. Durch einen rötlichen Nebel konnte er einen untersetzten Mann erkennen. Mock ging auf ihn zu und sagte leise:

»Endlich ist der Tag gekommen, Erkin, um die arme Marietta von der Malten zu rächen. Und wer wird sie rä-

chen? Ich. Du wirst das schon verstehen – auch wenn die Vergeltung eigentlich eure heilige Pflicht ist. Auch mir gefallen eure yezidischen Gepflogenheiten.« Mock durchsuchte seine Taschen und zog ein enttäuschtes Gesicht.

»Leider habe ich weder Hornissen noch Skorpione bei mir. Aber keine Sorge, es gibt doch etwas, worin dein Tod dem Tod von Marietta ähnlich sein wird: Du wirst deine Jungfräulichkeit verlieren ...« Mock blickte zur Seite. Aus der Dunkelheit tauchte ein Mann auf. Die winzigen Augen in seinem pickelübersäten Gesicht glühten, und den Türken ergriff ein Schauer. Er zitterte am ganzen Leib, als er das Klirren der Gürtelschnalle und das Geräusch der abgestreiften Hose vernahm.

»Schlesische Tageszeitung« vom 22. Juli 1934, Seite 1:
DER ELENDE TOD EINES FREIMAURERS

Gestern im Morgengrauen wurde Baron Olivier von der Malten, Mitglied und einer der Gründer der Freimaurerloge »Horus«, in seiner Breslauer Residenz, Eichenallee 24, ermordet. Die Tat verübte sein unehelicher Sohn Herbert Anwaldt. Der Zeuge Matthias Döring, Kammerdiener des Barons, berichtet, dass der Täter in der Nacht die Residenz des Barons aufsuchte, um seinem Opfer angeblich wichtige Informationen zu überbringen. Wie uns aus sicherer Quelle mitgeteilt wurde, hatte Herbert Anwaldt an ebendiesem Tag erst erfahren, dass er der uneheliche Sohn des Barons sei, und wollte sich offenbar – ungeachtet der späten Stunde – mit seinem Opfer darüber auseinandersetzen. Die Verzweiflung und die heftigen Emotionen des verstoßenen Kindes, das allein gelassen in fremder Obhut aufwachsen musste, hatten den Mörder wohl all seiner Vernunft beraubt. Nach einem hitzigen Streit erstach er seinen Vater mit einem Schwert. Dem hinzugekommenen Chauffeur des Barons, H. Wuttke, gelang es, den Täter unschädlich zu machen, indem er ihn mit einem Kerzenleuchter niederschlug. Der Angeklagte wurde schwer verletzt in das Universitätsklinikum überführt, er steht dort unter polizeilicher Aufsicht. Diese traurige Geschichte zeigt uns einmal mehr die moralische Verkommenheit der Freimaurer. Sie gehören aus unserer Gesellschaft eliminiert.

»Tygodnik Ilustrowany« vom 7. Dezember 1934. Seite 3:
(Ausschnitt aus dem Artikel »Abgrund der Dummheit«):

Unseren westlichen Nachbarn scheint jedes Mittel für ihre Hetze gegen Juden und Freimaurer recht zu sein – sogar ein abscheuliches Verbrechen. Hier ein Beispiel: Vor einigen Monaten ermordete ein geistig verwirrter Polizeibeamter in Breslau einen allseits

angesehenen Aristokraten, Mitglied der Freimaurerloge »Horus«, den er für seinen Vater hielt. Propagandablätter vom Schlage des »Völkischen Beobachters« überboten sich daraufhin in ihrem gegen die Freimaurer gerichteten Gezeifere. Der mutmaßliche Vater des Täters (kein Wort fiel über die Mutter) wurde als ein wüster Lebemann dargestellt, der sein eigenes Kind der Gosse preisgegeben habe. Hingegen verteidigen alle Organe wie aus einem Mund den unglücklichen Täter: Seine Tat sei nichts als ein gerechter Vergeltungsakt für all das Schlimme gewesen, das ihm widerfahren sei. Mit dem Resultat, dass der geistesgestörte Messerstecher nach einer Gerichtsverhandlung, die einer Farce gleichkam, eine Freiheitsstrafe von lediglich zwei Jahren zu verbüßen hat.

»Breslauer Neueste Nachrichten« vom 29. November 1934. Seite 1:
VATERMÖRDER ZU ZWEI JAHREN GEFÄNGNIS
VERURTEILT

Nach einem beinahe viermonatigen Prozess wurde der ehemalige Polizeiassistent Herbert Anwaldt zu zwei Jahren Freiheitsstrafe verurteilt. Nach Abbüßen der Strafe soll der geistesgestörte Täter, der seinen Vater, Baron Olivier von der Malten, tötete, in eine psychiatrische Anstalt überwiesen werden. Das milde Urteil wurde vom Gericht mit dem himmelschreienden Unrecht begründet, das der stadtbekannte Aristokrat und Liberale, der sich stets in der Öffentlichkeit für karitative Zwecke eingesetzt hatte, dem Angeklagten zugefügt habe, indem er ihn in einem Waisenhaus aufziehen ließ. Diese Diskrepanz zwischen moralischem Auftreten und der verwerflichen Haltung des Barons, seine ruchlose und schändliche Verhaltensweise, erschienen dem Gericht teilweise als Rechtfertigung des Verbrechens, bei dem es sich wohl um eine Affekthandlung des nervenkranken Anwaldt gehandelt habe ...

»Breslauer Zeitung« vom 17. Dezember 1934:
ABSCHIED DES DIREKTORS DER KRIMINALABTEILUNG
DER BRESLAUER POLIZEI EBERHARD MOCK.
DER VERDIENTE POLIZIST WECHSELT ZU EINER
ANDEREN STAATLICHEN STELLE.

Heute fand im Breslauer Polizeipräsidium die feierliche Verabschiedung Eberhard Mocks mit Marschmusik des Garnisonsorchesters statt: Der Beamte, bisher Chef der Kriminalabteilung, wird jedoch weiterhin dem Staat dienen – allerdings an anderer Stelle. Er schied gerührt aus der Institution, mit der er seit seiner Jugend eng verbunden war. Aus nicht offizieller Quelle wurde verlautbart, dass er die Stadt, der er so viel verdankt, jedoch nicht verlassen wird ...

»Schlesische Tageszeitung« vom 18. September 1936. Seite 1
DER RÄCHER WIRD ENTLASSEN

Zahlreiche Breslauer warteten heute vor dem Gefängnis in der Kletschaustraße auf die Entlassung von Herbert Anwaldt, der vor zwei Jahren an seinem Vater, dem Freimaurer Olivier von der Malten, einen denkwürdigen Rachemord begangen hatte. Einige der Schaulustigen hatten zur Begrüßung Anwaldts Transparente mitgebracht, deren Parolen sich gegen die Freimaurer richteten. Es ist erfreulich, dass die Bewohner unserer Stadt bereits vor zwei Jahren so lebhaft gegen die offensichtliche Ungerechtigkeit reagiert haben, die der Richter, ein verkappter Freimaurer, zu verantworten hat, indem er diesen aufrechten Menschen zu einer Gefängnisstrafe von zwei Jahren verurteilte.

Anwaldt verließ das Gebäude um zwölf Uhr und wurde – wie wir in Erfahrung bringen konnten – unverzüglich in einem bereitgestellten Wagen in eine Klinik überstellt, wo er laut Urteil zwangshospitalisiert wird. Dieses Urteil muss widerrufen werden!

Wer gegen die Freimaurer vorgeht, verdient eine Medaille – keinesfalls jedoch, in eine psychiatrische Anstalt eingewiesen zu werden. Mit seiner Tat hat Anwaldt seine beispiellose Einsicht bewiesen. Ihr luden und Freimaurer! Macht aus diesem wackeren Deutschen keinen Wahnsinnigen!

XVII

Breslau, 12. Oktober 1934.

Zehn Uhr morgens

Das monströse, moderne Bürogebäude an der Ecke zwischen Markt und Blücherplatz, in dem sich die Direktionen vieler städtischer Behörden sowie eine Bank befanden, war mit einem Aufzug besonderer Art ausgestattet: Dieser bestand aus vielen kleinen Einzelkabinen, die türlos hintereinander aufgereiht und ununterbrochen in langsamer Bewegung waren. Die Menschen mussten während der Fahrt ein- und aussteigen, und wenn jemand nicht aufgepasst und den Ausstieg versäumt hatte, konnte er, ohne irgendetwas befürchten zu müssen, die ganze Schleife über den Dachboden oder durch den Keller fahren, bis er sein Stockwerk abermals erreichte. Das war für jeden Passagier ein unvergessliches Erlebnis: In der Kabine wurde es stockfinster, sie bewegte sich rumpelnd und knirschend mithilfe einer komplizierten Kettenkonstruktion weiter, bis sie wieder im gewünschten Geschoss angekommen war.

Der »Paternoster« hatte gleich nach der Errichtung des grässlichen Eisenbetongebäudes Neugier geweckt. Besonders die Kinder, welche die schmutzigen Straßen und

heruntergekommenen Höfe der nächsten Umgebung bevölkerten und nichts anderes im Kopf zu haben schienen, als den Pedell an der Nase herumzuführen, fühlten sich von ihm magisch angezogen.

Der Hauswart Hans Barwick war an diesem Tage besonders wachsam, da einige Lausbuben bereits seit dem frühen Morgen versucht hatten, die aufregende Reise zwischen Dachboden und Keller über alle Stockwerke hinweg zu unternehmen. Er musterte jeden einsteigenden Klienten aufmerksam. Gerade war ein Mann mit Ledermantel und tief in die Stirn gedrücktem Hut eingestiegen. Barwick hatte eigentlich vor, ihn zu kontrollieren, doch er überlegte es sich gleich wieder anders. Einen solchen Menschen anzusprechen würde sicher nichts als Ärger bereiten. Einige Minuten später passierte der Polizist Max Forstner den Pedell. Barwick erkannte ihn. Sie hatten sich im vorigen Jahr während einer Zeugeneinvernahme kennen gelernt, als ein Überfall auf die Bank im Hause fehlgeschlagen war. Seither machte der Pedell immer einen besonders artigen Diener, wenn der Beamte das Gebäude betrat – und dies geschah jeden Freitag. Offenbar hatte Forstner dann in der Bank zu tun, allerdings war Barwick unklar, was genau der andere hier regelmäßig erledigen musste.

Forstner stieg in den aufsteigenden Paternoster und verlor Barwick aus den Augen, während er langsam nach oben fuhr. Zwischen zwei Stockwerken erlebte er stets einen Moment der Unbehaglichkeit und war froh, wenn sich der Boden der Kabine dem Niveau des nächsten Stockwerks näherte, wo er – mit einem weltmännischen

Lächeln – behände herausspringen konnte. Als er sich diesmal dem zweiten Stock näherte, wunderte er sich zunächst, dann wurde er wütend: Ein Kerl in Ledermantel stand direkt vor dem Ausstieg und machte keine Anstalten, auch nur einen Schritt zur Seite zu treten.

»Weg da!«, schrie Forstner und versetzte dem Mann, der ihm den Weg verstellte, einen Stoß. Die Kraft, die er dafür aufwandte, war jedoch unvergleichlich geringer als die Wucht, mit welcher der Mann Forstner zurück ins Innere der Kabine beförderte. Der Polizist wurde gegen die Wand gedrückt und dort festgehalten. Sie passierten den dritten Stock. Forstner versuchte an seinen Revolver zu gelangen – da fühlte er einen Stich in seinem Hals. Neunter Stock. Das Rattern der Maschinerie, das Rütteln der Kabine, das Eintauchen in die Schwärze – Forstner konnte all das nicht mehr wahrnehmen. Der Aufzug vollführte seine Wende in der Dunkelheit des Dachbodens und befand sich wieder im neunten Stock. Hier sprang der Mann im Ledermantel hinaus und stieg die Treppe hinunter.

Hans Barwick hörte plötzlich ein Knirschen im Mechanismus und das hohe Kreischen der Ketten. Das Geräusch ging ihm durch und durch, und sofort schoss ein Gedanke in seinen Kopf: »Verdammt, schon wieder hat es jemandem ein Bein zerquetscht!« Er hielt den Lift an und stieg langsam, Stock für Stock, die neun Treppen hoch. Erst als er ganz oben angekommen war, musste er feststellen, dass seine Befürchtung noch zu optimistisch gewesen war: Zwischen dem Trennboden zweier Aufzugskabinen und der Schwelle zum neunten Stockwerk zuckte der unnatürlich verrenkte Körper von Max Forstner.

Dresden, Montag, 17. Juli 1950.
Halb sieben Uhr nachmittags

In der Grünanlage um das Japanische Palais, unweit des Karl-Marx-Platzes, wimmelte es vor Menschen, Hunden und Kinderwagen. Wer es geschafft hatte, ein Plätzchen im Schatten zu ergattern, konnte von Glück sagen. Zu ihnen gehörten der Direktor der psychiatrischen Klinik Ernst Bennert sowie ein älterer Herr, der in eine Zeitung vertieft war. Sie saßen an den äußeren Enden der selben Bank, aber der ältere Herr schien nicht im Geringsten verwundert zu sein, als Ernst Bennert halblaut zu sprechen begann. Doch als eine junge Frau mit einem neben ihr her trippelnden Knaben auf sie zukam und sich höflich erkundigte, ob sie sich dazu setzen dürften, blickten sich beide Männer an und verneinten in offensichtlichem Einverständnis. Die Frau entfernte sich und murmelte etwas Abschätziges über alte Männer im Allgemeinen, während Bennert unbekümmert seinen Monolog wieder aufnahm. Der ältere Herr hörte zu, bis Bennert geendet hatte, schließlich ließ er sein von zahlreichen Narben entstelltes Gesicht hinter der Zeitung zum Vorschein kommen und dankte dem Arzt mit leisen Worten.

Auszug des Berichts eines amerikanischen Geheimagenten in Dresden – M-234. 7. Mai 1945:

»... während des Bombenangriffs auf Dresden kam unter anderen um: ... der ehemalige Chef der Kriminalabtei-

lung der Breslauer Polizei, später Vizechef der Inneren Abwehr, Eberhard Mock. Aus den Meldungen des für ihn zuständigen Agenten GS-142 geht hervor, dass Mock in den Jahren 1936–1945 alle zwei Monate nach Dresden gereist ist, um seinen Verwandten Herbert Anwaldt zu besuchen, der dort in verschiedenen Spitälern zur Behandlung untergebracht war. Nach den von Agent GS-142 eingeholten Informationen hielt sich Anwaldt zunächst im psychiatrischen Krankenhaus an der Marienallee auf. Der Krankenhausbetrieb wurde jedoch im Februar 1940 auf Anordnung der SS eingestellt. Anwaldt wurde nicht wie die anderen Spitalinsassen im Wald in der Umgebung von Rossendorf erschossen, sondern in das Krankenhaus für Kriegsveteranen in der Friedrichstraße überstellt. Der offizielle Krankenbericht enthält gefälschte Angaben über eine angebliche Teilnahme Anwaldts an einer antipolnischen Kampagne. Der Patient überlebte den Bombenangriff auf Dresden in diesem Spital. Seit März dieses Jahres wird er wieder im psychiatrischen Krankenhaus an der Marienallee stationär behandelt. Es ist unserem Agenten nicht gelungen, das genaue Verwandtschaftsverhältnis zwischen Mock und Anwaldt in Erfahrung zu bringen, da die Auskünfte des Krankenhauspersonals lediglich die Wiedergabe von Gerüchten sind: Die einen behaupteten, dass Anwaldt Mocks unehelicher Sohn, andere hingegen, dass er sein Liebhaber gewesen sei.«

Dresden, Montag, 17. Juli 1950.

Mitternacht

Direktor Bennert stieg in vollkommener Stille eine Nebentreppe hinunter, die sonst nur für Notfalleвакуierungen benutzt wurde – eine Maßnahme, die in letzter Zeit zum Glück nicht oft angewendet werden musste. Der Lichtkegel seiner Taschenlampe schnitt in die Finsternis. Seit dem Bombenangriff wurde er auf dieser Treppe noch immer von entsetzlicher Angst ergriffen, jedes Mal erinnerte er sich, wie er an jenem 13. Februar 1945, gleich beim Krachen der ersten Bombe, in den Keller hinabgerannt war, den man als provisorischen Bunker eingerichtet hatte. Er hatte die Namen seiner beiden Töchter gerufen und sie in dem Gedränge auf der Treppe gesucht – vergeblich. Sein Rufen war im Explosionslärm des nächsten Bombardements und im Geschrei der Kranken untergegangen.

Er schüttelte die grässlichen Erinnerungen ab und öffnete die Tür, die in den Park des Spitals führte. Dort wartete Major Mahmadow. Er klopfte Bennert jovial auf die Schulter und ging an ihm vorbei die Treppe hinauf. Nach ein paar Schritten trat er leiser auf. Bennert ließ die Tür angelehnt und schleppte sich langsam wieder nach oben. Auf dem Absatz blickte er durch das Fenster, und wieder meinte er den älteren Mann in seiner Uniform zu sehen, wie er über den Rasen hastete, auf den sich das Mondlicht ergoss – ein Anblick, den Bennert seit damals nicht mehr vergessen konnte. Wieder hörte er den Lärm der Bomben

und das Geschrei der Patienten, und wieder sah er durch ebendieses Fenster den Mann mit den Funken im Haar und dem von Brandwunden verunstalteten Gesicht, der seine bewusstlose Tochter über der Schulter trug.

Der Pfleger Jürgen Knopp hatte sich mit seinen Kollegen Frank und Vogl an einen kleinen Tisch gesetzt und begann die Karten zu mischen. Skat war die Leidenschaft des ganzen unteren Personals. Knopp sagte Pik an und spielte gleich den Kreuzbuben aus, um sich die Trümpfe zu sichern. Gerade als er seinen Stich einstreichen wollte, ließ sich ein fast unmenschliches Gebrüll vernehmen, das über den ganzen dunklen Hof bis zu ihnen drang.

»Sieh mal einer an, was haben wir denn da für einen Brüllaffen?«, dachte Vogl laut.

»Das ist Anwaldt. Gerade ist das Licht bei ihm angekommen.« Knopp lachte. »Wahrscheinlich hat er wieder eine Kakerlake gesehen.«

Knopp hatte nur teilweise Recht. Es war zwar wirklich Anwaldt, der geschrien hatte – allerdings nicht wegen einer Kakerlake. Über den Boden seines Krankenzimmers waren soeben – während sie merkwürdig mit ihren langen Schwänzen zuckten – vier ausgewachsene, schwarze Wüstenskorpione spaziert.

Fünf Minuten später

Die Skorpione krabbelten über die Uniformhose und die dicht behaarte Hand. Einer hatte seinen Hinterleib ganz eingerollt und war auf das Kinn geklettert. Beim halb of-

fenen Mund hielt er schwankend inne und fand dann Halt auf der fleischigen Wange. Ein anderer hatte die Ohrmuschel untersucht und kroch nun weiter durch das dichte schwarze Haupthaar. Und ein dritter huschte über das Parkett davon, als wollte er vor der Blutlache flüchten, die unter der durchschnittenen Kehle des Majors Mahmadow entstanden war und sich schnell auf dem Boden ausbreitete.

Berlin, 19. Juli 1950.

Acht Uhr abends

Anwaldt erwachte in einem dunklen Zimmer. Als er die Augen öffnete, sah er auf der Zimmerdecke Wasserreflexe tanzen. Er erhob sich und ging auf unsicheren Beinen zum Fenster. Dort unten sah er einen Fluss. Auf einem Geländer saß ein Pärchen, das sich zärtlich umarmte. Von weitem funkelten die Lichter einer großen Stadt. Irgendwie kam Anwaldt diese Stadt bekannt vor, doch sein Gedächtnis versagte ihm den Dienst. Es waren die Beruhigungsmittel, die seine Erinnerung nahezu lahm gelegt hatten. Er blickte im Zimmer umher. Das Grau des Fußbodens wurde von einem goldenen Lichtstreifen durchbrochen, der durch die angelehnte Tür fiel. Anwaldt öffnete sie und betrat einen fast leeren Raum, dessen spartanische Einrichtung lediglich aus einem Tisch, zwei Stühlen und einem Plüschsofa bestand. Auf Boden und Sofa verstreut lagen achtlos hingeworfene Kleidungsstücke. Das interessierte ihn: Er betrachtete die Sachen lange und

kam zu dem Schluss, dass sie einem Mann und einer Frau gehören mussten, dass der Mann wohl noch einen Socken sowie seine Unterhose anhaben musste und die Frau lediglich Strümpfe. Erst dann sah er das Paar vor sich am Tisch sitzen und freute sich über seine präzise Analyse. Fast alles stimmte: Die mollige Blondine hatte tatsächlich nichts als ihre Strümpfe am Leib – und der alte Mann mit dem roten, von Narben entstellten Gesicht war zwar wirklich nur mit seiner Unterhose, aber lediglich einem Socken bekleidet. Anwaldt sah ihn lange an und verfluchte einmal mehr die Schwäche seines Gedächtnisses. Er ließ seinen Blick über den Tisch schweifen, und plötzlich erlebte er wie in einer griechischen Tragödie seinen *anagnorismos* – das Motiv des Wiedererkennens. Oft genügte der Geruch eines Menschen, eine Haarsträhne, ein beliebiger Gegenstand, um eine ganze Kette von Assoziationen in Gang zu setzen: Verschwommene Umrisse gewannen an Klarheit und Deutlichkeit, und längst Vergangenes tauchte wieder auf. Das Schachspiel auf dem Tisch brachte eine vergessene Saite in ihm wieder zum Schwingen.

Berlin, 19. Juli 1950.

Elf Uhr abends

Anwaldt erwachte in dem kahlen Zimmer auf dem Plüschsofa. Die Frau, und mit ihr die Kleidungsstücke, waren verschwunden. Neben dem Sofa saß der alte Mann, der ihm ungeschickt eine Tasse heißer Bouillon reichte. Anwaldt setzte sich auf und trank ein paar Schlucke.

»Hätten Sie vielleicht eine Zigarette für mich?«, fragte er mit merkwürdig fester Stimme.

»Sag ruhig du zu mir, mein Sohn!« Der Alte hatte seine silberne Zigarettendose hervorgezogen und hielt sie Anwaldt hin. »Wir haben genug zusammen durchgemacht, dass wir zu unserer Vertrautheit stehen können.«

Anwaldt ließ sich auf das Kissen zurückfallen und nahm einen tiefen Zug. Er sah Mock nicht an, als er sagte:

»Warum hast du mich angelogen? Du hast mich auf den Baron gehetzt, aber das hat die Rache der Yeziden nicht verhindern können. Warum hast du mich auf meinen eigenen Vater gehetzt?«

»Es hat die Rache der Yeziden nicht verhindert, sagst du. Und du hast wohl Recht. Aber woher hätte ich das damals wissen sollen?« Mock zündete sich eine neue Zigarette an, obwohl er die erste noch nicht zu Ende geraucht hatte. »Kannst du dich an die schwüle Julinacht in Madame le Goefs Bordell erinnern? Schade, dass ich dir damals keinen Spiegel vorgehalten habe. Weißt du, wen du darin erblickt hättest? Ödipus mit seinen ausgestochenen Augen. Ehrlich gesagt habe ich selbst nicht geglaubt, dass du den Yeziden entkommst. Ich hätte dich nur auf zwei Arten vor ihnen retten können: Entweder hätte ich dich – zumindest für einige Zeit – von der Außenwelt isoliert. Oder ich selber hätte dich umbringen müssen und dich auf diese Weise vor den Skorpionen bewahrt. Was wäre dir lieber gewesen? Vermutlich würdest du jetzt sogar antworten: Wäre ich damals nur gestorben ... nicht wahr?«

Anwaldt schloss die Augen und versuchte mit zusam-

mengekniffenen Lidern den Tränenstrom aufzuhalten, der in ihm aufstieg.

»Es ist schon interessant, mein Leben, nicht wahr? Der eine steckt mich ins Waisenhaus – der andere ins Irrenhaus. Und dann behauptet er noch, dass alles nur zu meinem Besten geschehen sei ...«

»Lieber Herbert, früher oder später wärest du sowieso hier gelandet. Das behauptet jedenfalls Doktor Bennert. Aber der Grund, warum ich dich zum Mord an dem Baron angestiftet habe, war ganz einfach der, dass ich dich isolieren musste.« Das war gelogen. Denn Mock hatte auch daran gedacht, den letzten Zeugen seiner Vergangenheit als Freimaurer aus dem Weg zu räumen. »Ich habe nicht geglaubt, dass du den Yeziden entkommst. Aber ich habe gewusst, dass du im Gefängnis in Sicherheit sein würdest. Und ich habe auch gewusst, was zu tun war, damit dein Urteil milde ausfiel. Ich dachte, Anwaldt wird hinter den Gefängnismauern gut aufgehoben sein, und währenddessen habe ich Zeit, um diesen Erkin zu schnappen. Die Hinrichtung Erkins schien ja der einzige Weg, um dein Leben zu retten.«

»Und? Hast du ihn hinrichten können?«

»Ja, das kann man wohl so nennen. Es gibt ihn nicht mehr, nur der alte Yezide hat gedacht, dass er noch immer hinter dir her sei. Zumindest bis vor kurzem glaubte er das, dann hat er einen neuen Rächer geschickt – den nun allerdings ebenfalls ein schreckliches Schicksal ereilt hat ... er liegt in deinem Zimmer in der Dresdner Klinik von Doktor Bennert. Und wieder hast du ein wenig Zeit gewonnen ...«

»Gut, für diesmal hast du mich vor dem Tod bewahrt.«
Anwaldt setzte sich erneut auf und trank die Bouillon aus. »Doch der nächste Yezide wird bestimmt bald auftauchen ... Und er wird entweder Forstner oder Maass antreffen ...«

»Forstner wird ihm nichts mehr verraten. Unser lieber Max hatte einen schrecklichen Unfall – er wurde in einem Paternoster zerquetscht ...« Plötzlich wurde Mocks Gesicht noch röter, nur seine Narben blieben blass. »Was glaubst du eigentlich?! Ich beschütze dich, so gut es geht, und du hörst nicht auf, an diesen verdammten Fluch zu denken. Wenn du nicht mehr weiterleben willst, bitte: Hier hast du eine Pistole, erschieß dich! Aber bitte nicht hier, weil mir nämlich nicht passen würde, wenn du mich damit als Stasi-Spitzel verrätst, der sich hier versteckt ... Was glaubst du, warum ich dich beschütze?«

Darauf wusste Anwaldt keine Antwort. Mock hatte ihn beinahe angeschrien, was Anwaldt jedoch noch nie eingeschüchtert hatte: »Und du, was ist mit dir passiert? Wie bist du denn zur Stasi gekommen?«

»Diebe haben schon immer gerne höhere Beamte der Abwehr bei sich aufgenommen – und das war ich ja seit 1934. Aber davon habe ich dir doch schon bei meinen Besuchen in Dresden erzählt.«

»Verdammt, ich habe wohl lange in Dresden gesessen.« Anwaldt lächelte bitter.

»Ja, denn all die Jahre hat es keine Möglichkeit gegeben, dich an einen anderen sicheren Ort zu bringen ... Ich habe von Bennert erfahren, dass du die Krankheit jetzt überwunden hast ...«

Anwaldt stand so hastig auf, dass er die Bouillontasse umstieß.

»Bennert! Ich habe gar nicht mehr an ihn gedacht. Er weiß schließlich auch alles über mich.«

»Reg dich nicht auf!« Eine stoische Ruhe ging von Mocks Gesicht aus. »Von Bennert wird niemand auch nur ein Sterbenswörtchen erfahren. Er schuldet mir einigen Dank, denn ich habe seine Tochter damals in Dresden aus den brennenden Trümmern gerettet. Davon habe ich sogar ein Andenken zurückbehalten.« Er berührte sein Gesicht. »Eine Fliegerbombe ist explodiert, und ein Stück brennender Dachpappe hat mir den Schädel ein bisschen versengt ...«

Herbert streckte sich und schaute aus dem Fenster. Er sah, wie draußen ein paar Polizisten einen Betrunkenen hinter sich herschleppten – und ihm wurde übel vor Angst.

»Mock, jetzt werden sie hinter mir her sein, weil sie denken, ich hätte den Menschen umgebracht, der tot in meinem Zimmer liegt!«

»Nein, dazu wird es nicht kommen. Denn morgen wirst du mit mir in Amsterdam sein, und in einer Woche sind wir in Amerika.« Mock war ganz Herr der Situation. Er entnahm seiner Tasche einen Zettel, der mit Ziffern bedeckt war.

»Das ist das chiffrierte Telegramm von General Fitzpatrick, einem hohen Beamten der CIA. Die Abwehr war so etwas wie ein Passierschein zur Stasi, und die Stasi ist jetzt so etwas wie der Passierschein zur CIA. Weißt du, was in diesem Telegramm steht? Hiermit bekunde ich

mein Einverständnis bezüglich der Einreise Eberhard Mocks und seines Sohnes in die USA.« Mock lachte laut auf. »Da deine Papiere auf den Namen Anwaldt lauten und wir keine Zeit mehr haben, neue Papiere zu besorgen, werden wir einfach sagen, du seist mein unehelicher Sohn.«

Doch Anwaldt war es nicht wirklich zum Lachen zu Mute. Er freute sich zwar, doch seine Freude mischte sich mit einer düsteren, bedrückenden Genugtuung – der Genugtuung, wenn man einen verhassten Feind vernichtet hat.

»Ich glaube, ich weißt jetzt, warum du mich all die Jahre geschützt hast. Du hast dir einen Sohn gewünscht ...«

»Einen Scheißdreck weißt du. Komm mir nicht mit deiner Küchenpsychologie ...« Mock tat entrüstet. »Schließlich war auch ich in die ganze Sache verwickelt. Und ich habe mich vor allem um meine eigene Haut gesorgt. Mir ist mein Bauch zu lieb, als dass ich ihn zu einem Tummelplatz für Skorpione machen möchte.«

Sie beide wussten, dass Mock log.

XVIII

New York, Samstag, 14. März 1951.

Vier Uhr morgens.

Im Hotel Chelsea in der Fünfundfünfzigsten Straße herrschte um diese Zeit Ruhe. Hier wohnten vor allem Stammgäste: Handelsvertreter und Versicherungsagenten, die früh schlafen gingen, um anderntags ohne Sand in den Augen und ohne Alkoholfahne ihre Arbeit zu verrichten.

Diese gewohnte Nachtruhe wurde nur von dem Bewohner eines großen Dreizimmerappartements im sechzehnten Stock nicht eingehalten. Man hielt ihn für einen Schriftsteller. Nachts arbeitete er an einem großen Schreibtisch, vormittags schlief er aus, nachmittags verließ er das Gebäude, und an den Abenden wurde bei ihm oft in der Gesellschaft von Damen gefeiert. Aber die heutige Vergnügung hatte sich bis drei Uhr früh hingezogen. Genau um diese Uhrzeit verließ eine übermüdete junge Frau in dunkelblauem Kleid mit großem Matrosenkragen das Zimmer des vermeintlichen Literaten. Bevor sie die Tür schloss, schickte sie eine Kusshand in die Wohnung, dann wandte sie sich zum Lift. Im Halbdunkel bemerkte sie, dass ihr zwei Männer auf dem langen Hotelflur ent-

gegenkamen. Als sie sich auf gleicher Höhe befanden, schreckte sie zurück. Das Gesicht des einen war von unzähligen Narben entstellt, der andere besaß die irren Augen eines Fanatikers. Erleichtert atmete sie auf, als sie sich in die Obhut des schläfrigen Liftboys begeben konnte.

Die beiden Männer blieben vor Zimmer 16 F stehen. Mock klopfte sachte. Die Tür öffnete sich einen Spalt weit, und das Gesicht eines alten Mannes wurde sichtbar. Anwaldt griff blitzschnell nach der Klinke und zog sie mit aller Kraft zu sich, sodass der Kopf des Alten zwischen Tür und Türstock geriet und er sich am stählernen Rahmen sein Ohr aufriss. Als er den Mund zum Schrei öffnete, knebelte Mock ihn mit einem Taschentuch, und Anwaldt ließ die Tür los. Der Alte taumelte ins Vorzimmer und riss sich den provisorischen Knebel aus dem Mund. Sein Ohr blutete. Bevor er wusste, wie ihm geschah, versetzte Anwaldt ihm einen Schlag mit der Faust, sodass das Ohr vollkommen zerquetscht wurde. Der Alte stürzte zu Boden. Mock schloss die Tür und schleifte den Körper ins Zimmer, wo er ihn auf einen Sessel hievte. Die Mündungen ihrer schallgedämpften Revolver waren unablässig auf Maass gerichtet.

»Eine Bewegung, ein Ton, und du bist erledigt.« Anwaldt bemühte sich, Ruhe zu bewahren. Währenddessen sah sich Mock scheinbar interessiert die Bücher auf dem Schreibtisch an. Dann wandte er sich unvermittelt um und blickte den wehrlosen Mann spöttisch an.

»Sag mal, Maass, steht er dir eigentlich noch? Wie ich sehe, hast du noch immer eine Vorliebe für Schulmädchen ...«

»Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.« Maass befühlte sein glühendes Ohr. »Sie verwechseln mich mit jemandem. Mein Name ist George Mason, ich bin Professor für semitische Sprachen an der Columbia University.«

»Tja, wir haben uns verändert, was, Maass? Dem Mock von damals hat ein Stück brennende Dachpappe den Schädel skalpiert, und Herbert Anwaldt da, den hat man mit Knödeln gemästet – sein Lieblingsgericht im Irrenhaus.« Langsam blätterte Mock in den Papieren auf dem Schreibtisch. »Und du? Hängebacken hast du gekriegt, und deine einst so hübschen Löckchen sind dir auch ausgefallen. Aber immer noch dasselbe Temperament wie damals, was, Maass?«

Der Mann schwieg, aber seine Augen weiteten sich. Er öffnete entsetzt den Mund, brachte es aber nicht fertig zu schreien. Mock presste ihm mit einer blitzartigen Bewegung das Taschentuch wieder fast bis in die Kehle. Nach einigen Augenblicken schienen Maass' erschrockene Augen zu erlöschen. Anwaldt entfernte den Knebel und fragte: »Warum hast du mich dem Türken ausgeliefert, Maass? Wann haben sie dich gekauft? Warum bist du Baron von der Malten gegenüber nicht loyal gewesen? Seine Dankbarkeit und sein Geld haben dir dein Leben lang die Mühe erspart, Nachhilfeschüler zu suchen. Obwohl ... Nachhilfe hast du immer gerne gegeben, hm? Besonders wenn die Schulmädchen recht hemmungslos waren?«

Maass grabschte nach der Flasche Jack Daniels auf dem Tisch und nahm einen kräftigen Schluck. Seine Glatze hatte sich mit kleinen Schweißperlen überzogen.

»Was glaubst du, Anwaldt, was das Wichtigste auf der

Welt ist?« Er hatte aufgehört, sich zu verstellen. Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: »Das Wichtigste ist die Wahrheit. Doch was hast du von der Wahrheit, wenn du Nacht für Nacht die Männlichkeit verfluchst, die in dir lodert, wenn der Hüftschwung eines vorbeigehenden Weibes geheimnisvolle Pyramiden aus Erkenntnis aufbaut und unumstößliche Syllogismen vor dir auftürmt. Du weißt, du wirst erst dann zur Ruhe kommen, wenn sich die renommiertesten wissenschaftlichen Periodika um deine Beiträge reißen und wenn die hübschesten Nymphchen sich um dich balgen, sodass du sie immer wieder aufs Neue besitzen kannst ... Kennst du das, Anwaldt? Vor sechzehn Jahren in Breslau habe ich das erlebt: Ich habe Erkin Informationen über deine Fahndung zukommen lassen, und dafür hat er mich auf die Spur dieser bisher unentdeckten Handschriften gebracht. Somit lagen mir Nacht für Nacht die gehorsamen Houris zu Füßen. Natürlich habe ich gewusst, dass sie mich weder lieben noch begehren, doch sei's drum! Es hat genügt, dass sie mir täglich alle meine Wünsche erfüllt haben und mir so ein ruhiges Arbeiten ermöglichten. Nur so konnte ich das wütende und haltlose Drängen in meinen Lenden vergessen und mich meiner wissenschaftlichen Arbeit widmen. Ich habe die verschollene Handschrift wieder entdeckt – und diese Entdeckung hat mir Weltruhm gebracht. Als ich von Erkin eine ungeheure Summe und die Fotografien der Handschrift bekommen hatte, habe ich mich aus Breslau davongemacht. Mir war klar, dass mir sämtliche Lehrstühle für Orientalistik offen stehen, ich brauchte mich nur zu entscheiden.« Er nahm einen neu-

erlichen Schluck Whisky und verzog das Gesicht. »Ich habe mich für New York entschieden, doch sogar hier habt ihr mich aufgespürt. Aber sagt mir eins: Wozu? Aus banaler Rache? Ihr seid doch schließlich Europäer, Christen ... Gibt es denn bei euch nicht ein Gebot, das besagt: Du sollst vergeben?«

»Du irrst dich, Maass. Sowohl Anwaldt als auch ich haben viel mit den Yeziden gemeinsam: Nach allem, was wir durchgemacht haben, glauben wir an die Macht des Fatums.« Mock öffnete das Fenster und betrachtete die große Leuchtreklame für Camel-Zigaretten. »Und du, Maass? Glaubst du an die Vorsehung?«

»Nein ...« Maass lachte und ließ eine Reihe schnee-weißer Zähne sehen. »Ich glaube an den Zufall. Der Zufall wollte es, dass mich meine Schülerin mit Erkin bekannt gemacht hat, und dank eines Zufalls bin ich hinter deine wahre Herkunft gekommen, Anwaldt ...«

»Schon wieder ein Irrtum, Maass.« Mock machte es sich in seinem Sessel gemütlich und öffnete seine elegante Aktenmappe. »Ich werde dir beweisen, dass es das Fatum gibt. Erinnerst du dich an die letzten beiden Prophezeiungen von Isidor Friedländer? Die erste lautete ›*arar chawura makak afar shamajim*‹, in deiner Übersetzung so viel wie ›Ruine, Wunde, eitern, Schutt, Himmel‹, Diese Prophezeiung meinte mich, *Makak* – das ist nichts anderes als mein Name: Mock. Und die Prophezeiung hat sich erfüllt: Die Laufbahn des Abwehrhauptmanns Mock liegt in Schutt und Ruinen; stattdessen ist der Stasi-Offizier Major Eberhard Mock gleichsam als neues Sternbild am Himmel erschienen. Ein anderes Gesicht, ein anderer

Mensch, aber derselbe Name. Schicksal ... Aber jetzt, Maass, hör dir die zweite Weissagung Friedländers an. Denn da heißt es: ›*jeladim akrabbim amoc sewacha chul*‹. Du sagtest, das bedeute: ›Kinder, Skorpione, Gitter, weiß‹ und schließlich ›sich krümen‹ oder ›hinunterfallen‹. Und man hätte tatsächlich annehmen können, dass sich das alles auf Anwaldt beziehe. Und beinahe hat sich auch alles nach deiner Lesart zugetragen, als im psychiatrischen Spital ein Stasi-Mann auftauchte, ein stämmiger Usbeke mit den Taschen voller Skorpione. Er hatte vor, die geheime Mission zu erfüllen: Anwaldt sollte in einem Raum mit ›weißen‹ Wänden umkommen, die Fenster seines Zimmers waren ›vergittert‹, und seinen Bauch wollte man mit ›Skorpionen‹ füllen, die sich winden und ›krümmen‹. Aber ich habe den ganzen Spruch anders interpretiert und so das Schicksal in eine neue Richtung gelenkt; sprachlich war mir dabei Anwaldt sehr hilfreich – er hat sich während seines Hospitalaufenthalts zu einem tüchtigen Experten der semitischen Sprachen entwickelt. Und so hat der Usbeke – zusammen mit seinen kleinen Freunden aus der Wüste – das Spital in Dresden nie mehr verlassen können ...«

Mock schritt mit stolz gewölbter Brust bedächtig im Zimmer auf und ab.

»Siehst du nun, Maass? Das Schicksal, das bin ich. Besonders dein Schicksal ... Möchtest du meine Übersetzung der letzten Prophezeiung hören? ›*amoc*‹ bedeutet Maass; ›*jeladim akrabbim chul*‹, die Kinder, die Skorpione und das Hinunterfallen – all das betrifft dein Ende.«

Mock stand in der Mitte des Zimmers und hob die

Arme über seinen Kopf. Er verharrte in dieser Pose wie ein heidnischer Priester und verkündete mit lauter Stimme:

»Ich, Eberhard Mock, das unumstößliche Fatum, ich, Eberhard Mock, der nahende Tod, frage mich, ob du aus diesem Stockwerk auf die Straße hinunterfallen willst oder es vorziehst, dem Gift von Skorpionen zu erliegen – dem Gift von Kindern, den Kindern von Skorpionen, wenn sie auch bereits das tödliche Gift in ihren Stacheln führen?«

Obwohl Mock die Worte »Kinder von Skorpionen« und »hinunterfallen« deutlich betont hatte, verstand Maass nicht recht, welche Skorpione denn gemeint sein könnten – bis Anwaldt den Deckel eines kleinen Arztkoffers vorsichtig lüftete. Maass' Blick fiel auf den Inhalt des Koffers, und er erblasste. Darin wanden sich die kleinen, schwarzen Spinnentiere, hoben ihre scherenbewehrten Arme und rollten ihre giftigen Schwänze ein und aus. Sie taten alles, um aus ihrem Gefängnis zu entkommen. Eines der deutschen Wörter klang Maass in einem fort in den Ohren, ein Wort in jener Sprache, die er so lange nicht mehr vernommen hatte, das Wort »hinunterfallen«. Es dröhnte und vibrierte tief in seinem Inneren. Maass erhob sich und trat an das offene Fenster. Die übergroße Figur der Neonreklame stieß in gleich bleibendem Rhythmus leuchtende Rauchringe in die Finsternis der Nacht.